This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

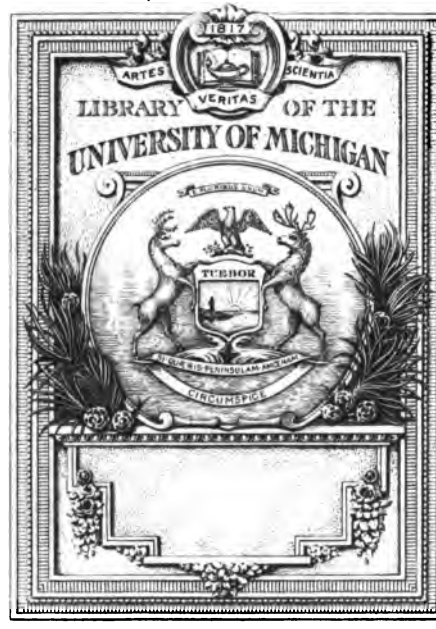
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 807,173

G

B

1817
ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



W. Kretke P.

CB
417
.M55
1873

Kritik

des

modernen Zeitbewußtseyns.

Von

Wolfgang Menzel.

Zweite Auflage.

Frankfurt a. M.
Verlag von Heyder & Zimmer.
1873.

Bremen
Bruderhausen
12-21-40
42256

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
Erstes Buch. Die falschen Meinungen von der Natur	27
1. Vom Nichts	29
2. Vom Raum	30
3. Vom Stoff	40
4. Von der Kraft	49
5. Von der s. g. Natur	54
6. Vom Zweck der Natur	56
7. Von der Erde	60
8. Von der fortschreitenden Entwickelung innerhalb der Natur	72
9. Von den Anfängen des Organismus	81
10. Von der pedantischen Naturgrammatik	85
Zweites Buch. Die falschen Meinungen von der Bestimmung des Menschen.	91
1. Vom Widerwillen gegen den Satz: Mein Reich ist nicht von dieser Welt	93
2. Vom Escamotiren des Bösen	96
3. Von der freien Forschung	102
4. Vom Bibelhaß	111
5. Vom Christushaß	121
6. Von den leisetretenden Vermittlern und der Toilettentheologie	130
7. Von der Sünde der Philosophie	134

Seite

8. Von der Geschichtsverfälschung 153
9. Von den falschen Idealen 160
10. Vom Cultus des Genius 171
11. Vom pädagogischen Schwindel 174
12. Vom Weltschmerz 185
13. Von der s. g. Mündigkeit des Volkes 189
14. Von der modernen Rechtsquelle 196
15. Von der Preßfreiheit 205
16. Von der Todesstrafe 210
17. Vom unnatürlichen Hinaufschrauben der Gesellschaft . . 222
18. Von der Auflösung des Bauernstandes 226
19. Von der Auflösung des Bürgerstandes 233
20. Von den liberalen Philistern 240
21. Von der beginnenden Auflösung der Familie 247
22. Von der Volkswirthschaft 259
23. Vom Staatsschuldenwesen 267
24. Von dem Herabkommen der Kirche im Abendlande . . 273
25. Vom Stocken der christlichen Mission 284

Drittes Buch. Christenthum und Vernunft im Einklang in Bezug auf den zeitlichen und ewigen Beruf des Menschen. . . 293

1. Der Unerforschliche 295
2. Von der Eitelkeit alles Irdischen 301
3. Vom Zufall 307
4. Vom Eifer für den irdischen Beruf 314
5. Hieroglyphen der Weltgeschichte 318
6. Das rothe Gespenst 327
7. Der Antichrist 336

Einleitung.

Das moderne Zeitbewußtseyn ist eine Art von Trunkenheit, in welcher die Menschen sich von allen gewohnten Banden und Rücksichten frei fühlen und wähnen, mit dieser Freiheit eine neue Aera begonnen zu haben und dem letzten Ziele der Menschheit auf Erden, dem Ideal „Freiheit, Bildung und Wohlstand für Alle" nahe gekommen zu seyn.

Sie entsagen dem alten Glauben, halten die Evangelien für ein trügliches Menschenwerk, zweifeln an dem Daseyn Gottes selbst oder lassen etwas Göttliches nur noch im Menschen gelten, verwerfen jede kirchliche Autorität und halten Alle, die Christum noch bekennen, für Heuchler oder von Pfaffen verdummt.

Sie lassen aber auch keine Autorität im Staate mehr gelten außer der, welche aus dem Mehrheitsbeschluß der auf breitester Grundlage gewählten Volksvertretung hervorgeht, und auch diese, stets durch Neuwahlen abzuändernde Autorität soll den Staatsbürgern nur ein Minimum von Pflichten zumuthen.

Sie legen den größten Werth auf die dem Menschen an-

geborene Vernunft, aber nur soweit dieselbe durch die Schule und Doctrin der herrschenden Fortschrittspartei rectificirt und durch den Mehrheitsbeschluß der Volksvertretung anerkannt ist.

Sie verlangen, der Mensch solle sich anstatt mit göttlichen Dingen nur mit irdischen, anstatt mit dem Jenseits nur mit dem Diesseits beschäftigen und statt der Bibel den Kosmos studiren, der ihm das Verständniß der Natur, der allein wahren Bibel, aufschließe. Mittelst der Naturkräfte nämlich, die schon entdeckt sind und noch entdeckt werden sollen, hoffen sie die menschliche Kraft hinreichend zu verstärken, um wirkliche Wunder zu vollbringen, welche der Menschheit mehr nützen, als alle vermeintlichen Wunder der Bibel und der Kirche. Mit stolzem Bewußtseyn und aus eigener Kraft allein wollen sie durch die freieste Staatsverfassung, durch eine reich dotirte Schule und durch immer neue Entdeckungen in der Physik, Chemie und Mechanik die Erde wirklich zu einem Paradiese machen, wie es die Bibel den Unmündigen bisher nur vorgespiegelt habe.

Das Böse, was noch in der Welt und im Menschenherzen vorkommt, schreiben sie den früheren Zuständen und den Einflüssen verkehrter Erziehung zu. Der Mensch, sagen sie, sey von Natur gut, alles Böse werde ihm nur von außen eingeimpft, oder er werde durch unverschuldete Noth getrieben, in fremdes Recht einzugreifen; ja selbst die eingewurzelte böse Neigung sey nur eine Krankheit.

Das ist seit Jahrzehnten das Programm der Fortschrittspartei, das nennt sie das Zeitbewußtseyn. So verkündigen es unzählige Bücher, Flugschriften, Zeitungsartikel und Reden. Dieses moderne Bewußtseyn wurzelt aber schon in früheren Jahrhunderten, vorzugsweise im Zeitalter der Re-

naissance, in welchem der christlich germanische Geist und Geschmack dem heidnisch romanischen weichen mußte, und im vorigen sogenannten philosophischen Jahrhundert, in welchem sich die sogenannte Vernunft vollends vom Christenthum emancipirte. Im gegenwärtigen Jahrhundert ist noch ein neues politisches Ferment hinzugetreten, der Liberalismus, wodurch der Fortschritt mächtig beschleunigt wurde.

Werfen wir zuerst einen orientirenden Blick auf die Renaissance.

Vom Segen des Christenthums ging den Völkern unermeßlich viel verloren durch die Sünde der weltlichen und geistlichen Machthaber. Schon im 13. Jahrhundert wurde die Kirche durch den Kampf zwischen Papstthum und Kaiserthum tief erschüttert. Die Päpste begnügten sich nicht mehr mit dem, was ihnen gebührte, und wollten zur geistlichen Obergewalt auch noch die weltliche erobern. Um sich vor dem Kaiser zu schützen, ließen sich die Päpste von den französischen Königen nach Avignon verlocken und wurden dort Werkzeuge der französischen Politik gegen Deutschland. Das führte zum Schisma. Drei Päpste zugleich rangen um die Herrschaft. Wie am päpstlichen Hofe, so riß auch in den Sitzen der Erzbischöfe und Bischöfe und in den Klöstern tiefe Corruption ein. Die unermeßlich reichen Kirchengüter verlockten ihre Inhaber zum üppigsten Wandel. Daher schon Waldenser und Albigenser auf eine sittliche Reform der Kirche gedrungen und die Ghibellinen ihren Spott über die verderbte Geistlichkeit ausgegossen hatten.

Als nun 1453 Constantinopel von den Türken erobert wurde, flüchteten viele griechische Gelehrte von dort an die Höfe der kleinen italienischen Fürsten und brachten dorthin viele Handschriften altgriechischer Classiker mit, welche bald

in die neuern Sprachen übersetzt und durch den damals erst erfundenen Bücherdruck schnell verbreitet wurden. Der Geist und die Schönheit vieler dieser altgriechischen Schriften elektrisirten die Gelehrten, und bald fing man auch an, in Italien, zumal in Rom die Ueberreste antiker Schriften nicht nur, sondern auch Bau- und Bildwerke zu studiren. Ein Mönch aus dem edlen Hause Colonna hatte sich als Jüngling in eine reizende Dame verliebt, blieb ihr auch im Kloster und noch lange nach ihrem Tode treu, wurde über neunzig Jahre alt und hinterließ ein Werk, welches seiner Zeit den größten Ruhm erlangte und am meisten Einfluß auf die neue Geschmacksrichtung übte. Man nennt das in vierzehn italienischen und französischen Auflagen erschienene Buch den architektonischen Roman, sofern darin eine Menge zu Colonnas Zeit noch erhaltener altrömischer Bauwerke abgebildet sind. Die Hauptsache jedoch war die glühende Schwärmerei des alten Mönchs für das antike Heidenthum. Dieses Heidenthum sieht er in seiner Einbildungskraft mit allen seinen Herrlichkeiten neu auferstehen und in dieser wiedererweckten alten Welt feiert er auf der Insel der Liebesgöttin seine Wiedervereinigung mit der irdischen Geliebten. Daraus mag man sich erklären, wie eifrig von nun an in Italien aus dem Schutte der Vergangenheit antike Statuen ausgegraben und gesammelt wurden.

Fast sämmtliche kleine Fürsten Italiens begünstigten diese neue Mode, am meisten das reiche Haus Medici in Florenz. Die Absicht dabei war eine politische. Wenn diese kleinen Fürsten sich von der damals noch zu Recht bestehenden Hoheit des deutschen Reiches unabhängig machen wollten, konnte ihnen dabei nichts behülflicher seyn, als eine künstliche Ueberhebung des romanischen Elementes über das

germaniſche. Auch die Päpſte billigten dieſe Politik. Als unter dem Papſt Julius II. die berühmte antike Statuengruppe des Laokoon in Rom wieder aufgefunden wurde, feierten die Römer unter Vorſitz des Papſtes ein Freudenfeſt, wie wenn das ganze claſſiſche Alterthum wieder auferſtanden wäre. Papſt Leo X., ein Mediceer, ging noch weiter. Als er vom Gelde der Deutſchen, die ihm den Ablaß theuer bezahlten, durch Michel-Angelo in Rom die große Peterskirche bauen ließ, durfte der Künſtler ein genaues Nachbild des altrömiſchen Pantheon, worin alle alten Götter gemeinſchaftlich verehrt worden waren, ganz oben auf die in Kreuzform gebaute Kirche als Kuppel ſetzen. Die Kuppel ſteht noch heute, zum ſchmachvollen Denkmal des heidniſchen Papſtes, der ſie bauen ließ. Denn ſie ſollte ein großes Symbol ſeyn und der Welt verkünden: Wie ehedem alle Götzen der Heiden vor dem Kreuze zuſammengeſtürzt wären, ſo ſey jetzt der Götzentempel wieder über das unterdrückte Kreuz erhöht worden. Neben der Peterskirche wurde der Vatican erbaut, ein großes Gebäude, deſſen weite Säle in vielen Stockwerken übereinander die Päpſte nach und nach mit den Statuen altrömiſcher Götter und Göttinnen, Heroen, Satyrn, Nymphen ꝛc. angefüllt haben.

Wenn es nun auch der italieniſchen Fürſtenpolitik entſprach, die Erinnerungen und den Ruhm der alten Römer wieder in Scene zu ſetzen, und die Deutſchen, die das ganze Mittelalter hindurch geherrſcht hatten, wieder, wie zur altrömiſchen Zeit, Barbaren zu nennen, ſo hätten ſie, um das romaniſche Element über das germaniſche zu ſetzen, doch nimmermehr zugleich auch das heidniſche über das chriſtliche ſetzen ſollen. Die heidniſche Göttermenagerie im Vatican iſt ein ſchwerer Vorwurf für das Papſtthum. Man hat es

zwar hundertmal zu entschuldigen gesucht, es seyen gleichsam nur heidnische Trophäen des siegreichen Christenthums; aber es ist Niemand entgangen, daß die unzähligen Reisenden, welche jährlich nach Rom kommen, dort nicht das Grab des Apostels aufsuchen, sondern die schönen und verlockenden Antiken. Und wer wüßte nicht, wie auch die christliche Kunst durch die absichtliche Nachahmung der Antike herabgewürdigt worden ist. Die antiken Götter haben seit Leo X. Rom wieder erobert. Antike Motive und Ausdrucksweisen, welche mit den christlichen geradezu in Widerspruch stehen, sind gleichwohl in die christliche Kirchenmalerei und Sculptur eingedrungen. Die heilige Demuth der alten Kirchenmalerei verschwand in Italien, um der Prahlerei mit athletischen und theatralischen Stellungen, verführerischen Nacktheiten und üppiger Koketterie Platz zu machen. Maitressen von Kirchenfürsten wurden als Madonnen in die Kirchen gemalt. Man braucht nur das vielbändige Werk von Vasari zu lesen, um sich zu überzeugen, daß es in jener Glanzzeit der italienischen Malerei den Künstlern auf Virtuosität, Entfaltung des größesten Talentes, Befriedigung der Eitelkeit, Nachahmung der Antike ꝛc., kurz auf alles Andere ankam, nur nicht auf die Religion. Wie sie sich ihr Verhältniß zum Christenthum dachten, für welches sie scheinbar malten, das ihnen aber im Herzen zuwider war, hat am besten Spagnoletto in seiner geistreichen Darstellung der Marter des heil. Bartholomäus verrathen. Der Oberleib des Heiligen ist unter dem Messer der Henker schon ganz geschunden und bietet einen scheußlichen Anblick dar, indem er zugleich ein Meisterstück anatomischer Studien ist. Zu seinen Füßen liegt die umgeworfene und zerbrochene Marmorstatue eines Apollo mit unvergleichlicher Milde und Schönheit der Züge.

Ein paar Jahrhunderte ſpäter hat Schiller in ſeinen Göttern Griechenlands den Commentar dazu geſchrieben: Seht da, wie häßlich iſt euer Chriſtenthum, und wie ſchön war das antike Heidenthum!

Man nannte die ganze Erſcheinung Renaiſſance, Wiedergeburt, Auferſtehung des claſſiſchen Heidenthums, ſeines Geſchmacks, ſeiner Bildung. Sie war in allen Beziehungen ein weltgeſchichtlicher Rückſchritt, ein Rückfall aus dem Chriſtenthum in das ältere Heidenthum. Wenn auch die chriſtliche Kirche äußerlich fortbeſtand, ſo war ſie doch innerlich vergiftet durch die heidniſche Geſinnung und durch die heidniſchen Ideen und Kunſtformen, die man in ſie hineintrug.

Der franzöſiſche Hof war der erſte, der die Renaiſſance aus Italien adoptirte, weil er gleiches politiſches Intereſſe hatte, durch Erinnerungen altrömiſcher Größe, Bildung und Kunſt alles Germaniſche als gothiſche oder altfränkiſche Barbarei herabzuwürdigen. Die Renaiſſance diente den franzöſiſchen Königen gegen den deutſchen Kaiſer. Zugleich kam mit allem Altrömiſchen auch das Studium des römiſchen Rechts wieder in Flor, und dieſes Recht, welches in der deſpotiſcheſten Zeit des altrömiſchen Kaiſerthums aufgekommen war, hatte nicht die Wahrung von Volksrechten und Bürgſchaften der öffentlichen Freiheit zum Zwecke gehabt, ſondern einzig den Nutzen der Imperatoren, der abſoluten Herrſcher. Dieſes römiſche Recht war nun den italieniſchen und franzöſiſchen Uſurpatoren höchſt willkommen, weil ſie es nur einzuführen brauchten, um die Ueberreſte altgermaniſcher Volksfreiheit ſofort zu unterdrücken.

Dieß war nun der Grund, aus welchem auch die deutſchen Fürſten zuerſt an ihren Höfen und auf den von ihnen gegründeten Univerſitäten und Schulen beiden verwandten

Neuerungen, dem Geschmack der Renaissance und dem römischen Recht, Eingang gestatteten. Ein politischer Vortheil überwog bei diesen Fürsten jede andere Rücksicht. Selbst der deutsche Kaiser begünstigte die Renaissance. Dieß bewies, daß er seine natürliche Stellung sowohl zur Kirche als zur deutschen Nation bereits verloren hatte. Dem Papste gegenüber, der ihn feindlich behandelte, hätte der Kaiser wohl im Dienst einer ghibellinischen Politik sich des römischen Rechts bedienen können, aber als Schutzherr der Kirche hätte er im Namen der frommen deutschen Nation gegen die freche Anmaßung der romanischen Völker, ihr altes Heidenthum über das Christenthum zu stellen, principiell und energisch protestiren sollen. Sein Mißgriff erklärt sich aber aus einer Rücksicht der politischen Nützlichkeit. Sofern nämlich die Mehrheit der germanischen Race in Norddeutschland, England und Skandinavien von der alten Kirche abgefallen war, hielt sich der habsburgische Kaiser dem deutschen Nationalinteresse nicht mehr für verpflichtet, stützte sich mehr auf seine italienischen und spanischen Erblande und verschloß auch seine süddeutschen Kronländer jedem Einfluß von Norddeutschland her. Bekanntlich leistete ihm dabei der im romanischen Süden mächtig gewordene Jesuitenorden die größten Dienste.

Nun hätte sich vielleicht noch hoffen lassen, daß wenigstens die Norddeutschen und Engländer aus christlicher Frömmigkeit und aus germanischem Nationalstolze die Renaissance von sich abhalten würden, aber auch sie fielen ihrer Verführung anheim. Wie ernst es nämlich auch die deutschen Reformatoren und ein großer Theil des Volks mit der Erhaltung, Läuterung und Stärkung des christlichen Glaubens nahmen, die Fürsten haben diesen frommen Ernst nicht ge-

hegt, oder nur geheuchelt, wie Heinrich VIII. von England, der Hesse Philipp, der Sachse Moritz, die Rheinpfälzer ꝛc. Ihnen war es durchgängig nur um Losreißung sowohl von der kaiserlichen als päpstlichen Autorität zu thun und sie wollten keine Einheit, weder des Reichs, noch der Kirche, sondern jeder wollte sich souverän in seinem Territorium abschließen und deshalb auch eine eigene Staatskirche für sich haben.

Sie bedienten sich daher der lutherischen und calvinischen Eiferer nicht nur gegen die alte Kirche, sondern auch um in der neuen keine Einheit, die ihnen Rücksichten auferlegt haben würde, aufkommen zu lassen. Wenn nun aber diese Eiferer durch ihre Sittenstrenge den üppigen Fürsten lästig wurden, gab es gegen sie kein bequemeres Mittel, als die allgemeine Mode der Renaissance mitzumachen. Die sogenannten Humanisten, Lehrer der lateinischen und griechischen Literatur auf den Universitäten, wurden die Lieblinge der Fürsten, weil sie dieselben mit Allem bekannt machten, was im classischen Heidenthum die Sinne gereizt und auch die verwerflichste Unzucht immer noch mit Schönheit, Grazie und Witz umkleidet hatte. Diese auf allen protestantischen Universitäten begünstigten Humanisten dienten nun dazu, den lutherischen und calvinischen Zeloten das Gegengewicht zu halten.

So kam es denn, daß auch auf dem protestantischen Gebiete, wo mit so viel Ernst für eine Reinigung und neue Kräftigung des christlichen Glaubens gearbeitet worden war, dem classischen Heidenthum gehuldigt, die neue Mode mitgemacht wurde. Man wollte aus den classischen Studien nur die ganze alte Wollust des Heidenthums einsaugen, Waffen darin suchen gegen das Christenthum, gegen den sittlichen Ernst, gegen die germanische Zucht und Ehrenhaftigkeit. Aber

man bemäntelte dieſes böſe Gelüſten mit der Pflicht, die alten Sprachen gründlich kennen zu müſſen, um den griechiſchen und hebräiſchen Text der Bibel recht zu verſtehen und nicht mehr von der lateiniſchen Vulgata abzuhängen. Dieſes Bedenken hegten gewiß nur ſehr wenige bibliſche Philologen, während die ungeheure Maſſe derer, welche die Renaiſſance aufs eifrigſte betrieben, dabei nur das Chriſtenthum vergeſſen, wenn nicht verhöhnen wollten. Die ganze deutſche Literatur und Kunſt wurde mehr oder weniger heidniſch. In der proteſtantiſchen Welt, in der die chriſtlichen Heiligen offiziell abgeſchafft und vergeſſen waren, wurden nun um ſo mehr die Namen, Phyſiognomien und Attribute der heidniſchen Götter und Göttinnen ſammt ihren größtentheils unzüchtigen Mythen durch den Schulunterricht, durch zahlloſe Nachahmungen in Bild und Schrift, insbeſondere durch die Hoftheater, die mythologiſchen Hoffeſte, die italieniſche Oper ꝛc., Gemeingut aller gebildeten Deutſchen. Man ſcheute ſich nicht, von Staatswegen öffentlich als Grundſatz aufzuſtellen, wahre Bildung laſſe ſich nur aus den claſſiſchen Studien ſchöpfen, alſo müſſe auch die germaniſch geborene und chriſtlich getaufte Jugend auf Schulen und Hochſchulen vorzugsweiſe im Verſtändniß der griechiſchen und römiſchen Claſſiker unterwieſen werden. Ja man ſchämte ſich nicht, die obſcönen Metamorphoſen des Ovid zum Lehrſtoff in chriſtlich deutſchen Schulen zu ſtempeln. Anfangs hatten die ſchwärmeriſcheſten Humaniſten ſogar gehofft, alles Germaniſche und Chriſtliche auf deutſchem Boden austilgen zu können. Daher der ausſchließliche Gebrauch der lateiniſchen Sprache zur Pflicht gemacht wurde, keiner mehr deutſch ſchrieb, auch jeder ſeinen deutſchen Namen ins Lateiniſche oder Griechiſche überſetzte.

Schon im 16. Jahrhundert fehlte es nicht ganz an höher begabten Geistern, welche den großen Wendepunkt der Weltgeschichte begriffen. Darin liegt die tiefe Bedeutung der damals in Süddeutschland entstandenen Faustsage.

Das große Publikum, welches von der Mode beherrscht wird, kennt in der Regel nur den Goethe'schen Faust. Goethe aber hat die Sage nicht erfunden. Dieselbe ist schon dreihundert Jahre alt und Goethe steht in keinem andern Verhältniß zu ihr, als daß er den Stoff benutzt und verarbeitet, aber gänzlich falsch, ja geradezu verkehrt aufgefaßt hat. Das geht schon daraus hervor, daß Faust in der alten Volkssage als arger Sünder vom Teufel geholt, bei Goethe aber mit großer Höflichkeit in den Himmel eingeführt wird.

Die Sagenwelt geht aus dem Geist ganzer Nationen und Zeiten hervor, ist daher auch Eigenthum der Gesammtheiten und kann nie durch irgend welche glückliche Bearbeitung Eigenthum eines einzelnen Dichters werden. In ihrem Zusammenhange mit anderen Sagen hat jede bedeutendere Sage ihr festes Gepräge, das kein Dichter, und wäre er noch so geistreich und schöpferisch, willkürlich umprägen darf.

Ein so bestimmtes Gepräge hat nun auch die alte Faustsage, und zwar steht sie im Zusammenhange mit einer Reihe fast gleichzeitiger aus derselben Zeitstimmung entsprungener Sagen. Da, wo die christliche Legende des Mittelalters zu Ende geht, beginnt die Volkssage ihr gleichsam eine große Antilegende entgegenzusetzen. Sowie der alte fromme Kinderglaube der Völker schwand und die Zweifel begannen und der Trotz gegen die bisherige Autorität sich versuchte, entstanden jene tiefsinnigen Volkssagen vom Faust, Fortunatus, Ahasverus ꝛc., die wir jetzt in ihrer Vereinzelung auffassen, als ob sie nur entstanden wären, um einem oder ein

paar Dichtern der Neuzeit Gelegenheit zu geben, sich in der „glücklichen Behandlung" zu üben, die aber eine viel höhere Bedeutung haben und die wir in ihrem inneren Zusammenhange, als Ausdruck einer ganzen großen Zeitstimmung auffassen müssen. Wir sind nicht berechtigt, diesen Erzeugnissen der Reformationszeit ihre Bedeutung für ihre Zeit und ihre Selbständigkeit abzusprechen, um sie als Spielzeug moderner Dichter aufzufassen.

So wie der Geist, die Bande des Glaubens lösend, zuerst dem Gottvertrauen entsagte, setzte er seine Hoffnung auf das blinde Glück, auf jene Fortuna, die sonderlich bei der Soldateska der Reformationskriege eine so große Rolle spielte und in der That in Wallensteins Lager förmlich die Madonna ersetzt hat. Wenn früher in der Legende die Ascese, das freiwillige Aufgeben irdischer Güter, die Flucht des Goldes und der Wollust gepriesen wurde, so trat ihr nunmehr in der Antilegende die poetische Verführung gegenüber, die aufs reizendste die Lockungen des Glücks zu schildern und zu entschuldigen wußte. Anfangs noch zart und spielend in der schönen Sage vom Fortunatus, bald immer derber und die Gier nach Gold und Genuß immer dämonischer ausdrückend in den Sagen, worin bereits die Hölle selbst angerufen wird, um den Preis des Himmelsverlustes nur Erdenlust zu gewähren, endlich ausgehend in der Don-Juansage, in welcher der heißen Wollust der marmorkalte Tod gegenübertritt. In anderer Weise fand die Gottentfremdung ihren Ausdruck in der eben so bedeutsamen Sage vom ewigen Juden, worin der Haß des Nichtglaubenwollens sich poetisch verklärt hat. Wenn in jenen Glücksrittersagen gewissermaßen das Heidenthum wiedererwacht und den christlichen Glauben bestreitet, so in dieser Ahasverus-

ſage das alte Judenthum, beide geboren im Geiſt der Verneinung. Weil es nicht mehr möglich war, das Heidenthum ſo wenig als das alte Judenthum zu verjüngen, ſo konnte ſein Wiederauftreten auch nur den Eindruck von magiſcher Täuſchung oder geſpenſtiſcher Erſcheinung machen. Der Hauch des reinen Lebens iſt ihnen fern. Daher das Vampyrartige in Don Juan, das Schemenartige in Ahasver. Daher konnte die Volksſage, auch bei der wärmſten Neigung, den Gegenſtand von luſtiger Seite zu nehmen, ihn immer nur tragiſch faſſen. Man ſieht es dieſer Gattung von Poeſie an, wie ſie die Opfer, die ſie nicht retten kann, wenigſtens ausſchmückt mit allem Zauber des Intereſſes.

In den Sagen vom Hexenſabbath geht die Antilegende ſo weit, auch förmlich eine Antikirche zu ſchaffen. Ein vollendeter Teufelscultus verkehrt hier die Anbetung Gottes in ſo folgerechter Durchbildung, daß faſt jedem Sakrament ein Afterbild auf dem Blocxberg entſpricht. Dieß alles iſt nichts Zufälliges. War in der dämmernden Sagenwelt, die um die alte Legende als dunkler Rand ſich lagert, die Sinnlichkeit, die ſich um Gottes Gebote nicht mehr bekümmert und in vollblutiger Mannheit allem Kommenden trotzt, das vampyrartige Wiederaufleben des Heidenthums aus ſeinem Grabe, ſo die Verſtocktheit des Glaubenshaſſes, das geſpenſtige Umgehen des Judenthums, beides unvermögend, die wahre Lebendigkeit der alten vorchriſtlichen Welt zurückzuführen, und konnte ſomit die Sage uns weder den alten Olymp mit ſeinen fröhlichen Göttern, noch den jüdiſchen Jehovah zurückbringen, ſo mußte ſie einen neuen Cultus der Dämonen ſchaffen und der Kirche des Tages jene Kirche der Nacht entgegenſetzen.

Nun blieb aber der Sage immer noch ein wichtiges Moment übrig. Nämlich der von Gott abgewandte, aber dennoch verhältnißmäßig würdig sich beschäftigende, nicht wie Don Juan in die thierische Sinnlichkeit zurücksinkende, noch wie Ahasverus in passiver Verstocktheit verharrende, sondern aller seiner Geisteskräfte sich in unersättlichem Wissens- und Thatendrang bedienende Mensch. Wie unwürdig hätte die Sage das menschliche Geschlecht aufgefaßt, wenn sie es auf dem Standpunkt der Verneinung nicht weiter gebracht hätte, als bis zur poetischen Schöpfung eines Don Juan oder Ahasverus. Sie dachte in der That größer vom Menschen und schuf den Faust. Das alte Volksbuch von 1587 leistet dafür alles, was irgend von der Conception verlangt werden kann. Faust hat den Glauben abgeworfen; sein Muth hat die Gottesfurcht überwunden, ein unendlicher Drang, alles zu wissen, alles zu sehen, bewegt ihn, seine natürlichen Kräfte durch die der Hölle zu ergänzen und das zu erreichen, was noch kein Mensch erreicht hat. Er genießt nebenbei das Leben, er treibt nebenbei Spaß mit der Einfalt Anderer; aber die Hauptsache bleibt ihm immer das Allerforschen, die Durchdringung nicht nur aller gegenwärtigen Welten, sondern auch die der Vergangenheit, indem er die Alten aus ihren Gräbern weckt. Schon Rosenkranz hat daher mit Recht im Faust den Geist personificirt gesehen, der zur Zeit der Reformation in kühnstem Streben als Columbus neue Welttheile entdeckte, als Copernikus die Sternenwelt erforschte, als Guttenberg die Beflügelung des Geistes durch die Buchdruckerkunst erfand und als Erasmus in die schöne Welt von Rom und Hellas niederstieg. Ist es denn nun nicht wahre Verblendung, wenn man jenen thatkräftigen und wissenstrunkenen Faust der echten Sage nichts mehr

gelten lassen, ihm sogar das Recht der literarhistorischen Existenz und seine Bedeutung in der Reihe aller übrigen verwandten Sagen absprechen will, bloß weil es Goethe gefallen hat, seinen Faust zu einem sentimentalen Don Juan zu blasiren? Die alte Sage wird ihr Recht behalten. — Indeß muß zugegeben werden, daß sich das Ende des achtzehnten Jahrhunderts jener Verblendung noch nicht bewußt werden konnte, und daß es gewissermaßen in seinem Rechte handelte, wenn es die alte Sage mißverstand und den Sinn derselben zu begreifen gar nicht der Mühe werth fand. Die Aufklärung hielt sich ja für unendlich berechtigt. Als ob alle die dunklen Jahrtausende vor ihr abgelaufen wären, um ihr zur Ergötzung zu dienen, nahm sie aus denselben heraus, was ihr beliebte, und spielte damit. In ihrer bis zur Pedanterei graziösen Selbstgefälligkeit strich sie alles Alte neu, willkürlich und anders an und meinte dann, es sey nun erst entstanden. Da gab es auch alte Sagen, durch welche das tiefsinnige Volksgefühl im Beginn des großen Abfalls von der Kirche das Unzureichende des menschlichen Emancipationsdranges in den schärfsten, ja ewigen Zügen bezeichnet hatte; allein die Aufklärung glaubte mit breitem Pinsel bequem über diese tiefen Züge hinwegfahren zu dürfen und verkehrte das Bild in sein Gegentheil, indem sie das Zureichende jenes Dranges darthat. So wurde aus dem kühnen Titanensturze der alten Sage eine Lüstlingsverhimmelung im modernen Drama.

Die geniale Volkssage ist der Ausdruck dessen, was fromme und geistreiche Deutsche im 16. Jahrhundert empfinden und überlegen mußten, indem sie den Geist der neuen Zeit über den Horizont Europas in riesenhafter Progression empor-

ſteigen ſahen. Ohne Zweifel war es ein katholiſcher Geiſtlicher im ſchwäbiſchen Oberlande oder im Schwarzwald, der die Fauſtſage in der Form, wie ſie uns das Unicum der Ulmer Stadtbibliothek erhalten hat, niederſchrieb. Er dachte dabei allerdings auch an die Reformation, weshalb er ſeinen Fauſt nach Wittenberg, in den Ausgangspunkt der Reformation verſetzte. Aber er faßte nicht vorzugsweiſe die Reformation, nicht die Theologie, ſondern die weltliche Univerſitätsgelehrſamkeit, die Renaiſſance, die Vertiefung des Menſchengeiſtes in die Magie der Natur und in die claſſiſche Vergangenheit auf. Nicht der Kirchenſtreit, ſondern die große Umwandlung der Geiſter durch die moderne Wiſſenſchaft und durch den modernen Geſchmack intereſſirte ihn vorzugsweiſe. In merkwürdiger Uebereinſtimmung mit dem faſt gleichzeitigen Shakeſpeare, deſſen Hamlet ebenfalls den modernen Geiſt und Geſchmack in ſeinem Gegenſatz gegen die alte einfache chriſtlich germaniſche Mannhaftigkeit und Ehrlichkeit in ſeiner Superklugheit, Sophiſterei, Koketterie mit philoſophiſcher Bildung bei charakterloſer Weichlichkeit abſpiegelt. Auch Hamlet ſtudirt in Wittenberg, wie Fauſt, repräſentirt aber eben ſo wenig wie dieſer die reformatoriſche Tendenz der Zeit, ſondern nur die gänzliche Umänderung auf der weltlichen Seite, in der weltlichen Denkweiſe, in den weltlichen Wiſſenſchaften. Die Auffaſſung war eine ſehr richtige, denn die Reformation war nur durch das Verderben in der Kirche veranlaßt und bezweckte nur die Läuterung und Vereinfachung der Lehre und des Ritus, Rückkehr zum ältern Chriſtenthum, und nichts Neues. Der moderne Geiſt dagegen, der aus der Renaiſſance und aus dem leidenſchaftlichen Hingeben an die Natur hervorging, war etwas Neues, war derjenige neue Zeitgeiſt, der die edelſten

Bestrebungen der Reformation selber auf die Seite drückte und ihnen ihre Erfolge verkümmerte.

Wie nahe es lag, daß die Renaissance ihrem Principe nach auch den Schein des Christenthums, sobald es die Umstände erlauben würden, nicht mehr würde fortbestehen lassen, bewies im 18. Jahrhundert die französische Revolution. Die tollen Menschen, welche damals das Christenthum förmlich abschafften, den christlichen Gottesdienst bei Todesstrafe verboten, die christlichen Priester mordeten, handelten ganz nach diesem Principe und viel ehrlicher als andere, die nur dem Namen nach immer noch Christen seyn wollten und es doch nicht mehr waren.

In der französischen Revolution ersetzte man das Christenthum durch einen neuen Cultus der Vernunft und der Natur.

Die Vernunft war schon von den Philosophen geradezu der Offenbarung entgegengesetzt worden. In der Vernunft glaubte man den Schwerpunkt gefunden zu haben, von wo aus man die christliche Kirche aus ihrem Felsengrunde heben könne. Jedenfalls das höchste Kriterium, aus dem alle Dinge zu beurtheilen seyen. Die Freigeister bedienten sich nun dieses Kriteriums, um den christlichen Glauben schlechthin unvernünftig zu finden und über ihn zu spotten, die Rationalisten wenigstens, um den christlichen Glauben vor dem Forum der Vernunft zu prüfen, die moralischen Bestandtheile desselben als vernünftig gelten zu lassen, die übrigen unvernünftigen Bestandtheile aber zu beseitigen und somit das Christenthum, wie man sich gerne rühmte, erst zur Vernunft zu bringen.

Man verwechselte aber die Vernunft mit dem Verstande. Die Vernunft ist gerade dasjenige geistige Vermögen des Menschen, welches ihn unmittelbar mit Gott verbindet. Gott

ſchuf uns Menſchen nach ſeinem Bilde, als ſeine Kinder, als unſterbliche Weſen gleich ihm und durch ſeine Liebe berufen, einſt ewig ſeine Herrlichkeit zu theilen, wenn wir deſſen würdig ſind. Um das zu erproben, ließ er uns in dieſer irdiſchen Welt geboren werden und begabte uns mit der uneingeſchränkteſten Freiheit des Willens, zu denken und zu handeln nach eines jeden Luſt und Belieben. Hätte der Menſch dieſe Freiheit nicht, ſo wäre er eine willenloſe Figur, eine bloße Puppe. Nur die Freiheit des Willens erhebt ihn über alle niederen Geſchöpfe und beurkundet ſeine göttliche Abkunft. Durch ſie allein wird es ihm möglich, ſich als unſterbliches Kind des unſterblichen Vaters würdig zu machen. Mit der Freiheit aber verlieh Gott dem Menſchen zugleich die Vernunft als einen Wächter, als eine Erinnerung an den himmliſchen Vater, als eine Mahnung an die Beſtimmung des Menſchen für das Jenſeits. Die Vernunft gewährt dem Menſchen entweder ein klares und ſicheres Urtheil, ob er recht oder unrecht denkt und handelt, ob er gut oder böſe wählt, oder ſie gewährt ihm in der Stimme des Gewiſſens wenigſtens ein unwiderſtehliches Gefühl davon, ob er zu etwas Böſem oder Gutem ſich hinneigt.

Neben dieſer Vernunft und dieſem Gewiſſen beſitzt der Menſch aber noch den Verſtand, welcher von der Vernunft ganz unabhängig iſt, eine bloße Denkmaſchine, indifferent gegenüber jedem ſittlichen Anſpruch, in ſich tragend das Princip der abſoluten Freiheit und ſo beſchaffen, daß er für Alles, auch für das Böſe, Gründe findet und Alles gleich fertig beweiſen und widerlegen kann.

Der menſchliche Verſtand iſt das geiſtige Vermögen zu denken, d. h. aus einzelnen Wahrnehmungen allgemeine Begriffe zu abſtrahiren, aus Urſache und Wirkung Schlüſſe zu

ziehen, aus dem Ungewiſſen auf das Gewiſſe zu ſchließen oder es durch ſcharfſinnige Anwendung von Analogien und Unterſtellungen wahrſcheinlich zu machen. Indem die Thätigkeit des Verſtandes ſich aber zur dialektiſchen Kunſt ſteigert und verfeinert, erreicht dieſelbe ihre höchſte Virtuoſität nur in der Umkehr der Wahrheit, des Rechts, des Sittlichen und ſogar des Natürlichen, in der künſtlichen Beweisführung, daß das Wahre unwahr, das Unwahre wahr ſey. Dieſe ſogenannte Advokatenrabuliſterei, die man alle Tage vor den Gerichten glänzen ſehen kann, hat auch in der Theologie und Philoſophie die wichtigſte Rolle geſpielt. In der Scholaſtik bewies der Verſtand die Wahrheit aller Grundlehren der göttlichen Offenbarung, verlangte jedoch, man ſolle die Wahrheit von nun an nicht mehr auf Grund der göttlichen Autorität, ſondern auf Grund der ſcholaſtiſchen Beweisführung anerkennen. Sowie aber die Schule hierin ihren Stolz befriedigt hatte, ging ſie noch weiter und übte ihre dialektiſche Kunſt im Zweifeln an der Wahrheit, im Beſtreiten der Wahrheit, im Beweiſen des Gegentheils, bis ſie zur wiſſenſchaftlichen Negation alles Chriſtlichen in einer ausdrücklich antichriſtlichen Philoſophie gelangte.

Die Vernunft iſt die innere Warnungsſtimme, welche allen Ausſchreitungen des Verſtandes ihr Veto entgegenſetzt. Sie iſt in allen Menſchen vorhanden, aber nicht in jedem gleich ausgebildet und zum vollen Bewußtſeyn gebracht. Die Stimme der Vernunft ſpricht auch bei unmündigen und ungebildeten Menſchen ſchon inſtinctiv und widerſetzt ſich unwillkürlich den Lockungen und Zumuthungen des Verſtandes. Sie weigert ſich oft, die glänzendſten Beweisführungen des Verſtandes anzuerkennen, wenn damit eine faule Sache beſchönigt werden ſoll. Die geſunde Vernunft fühlt unwill-

kürlich das Natürliche, Wahre und Rechte heraus, auch in Fällen, wo der unmündige Mensch der Autorität eines überlegenen Verstandes keine Gegengründe darbieten kann. Die Vernunft äußert sich auch schon bei der Einfalt und Unschuld, die man bethören will, durch das Erröthen der Scham. Die Vernunft gleicht einem im Menschen verborgenen Engel, der die Seele hütet und das Gottähnliche und Heilige in ihr nicht profaniren lassen will. Die gereifte Vernunft aber unterwirft sich den Verstand und gebraucht ihn nur im Dienste der Wahrheit, indem sie alles Ungesunde, Unnatürliche, Erfundene, Erlogene aus seinen Beweisführungen scharf abscheidet. Die angeborne gesunde Vernunft ist aber vollkommen adäquat dem Gebote Gottes. Die h. Offenbarung dient ihr überall nur zur Bestätigung.

Diese scharfe Kritik der Vernunft nun will sich der Verstand nicht gefallen lassen. Er kämpft auf eigene Rechnung gegen die Vernunft an und übernimmt, wenn die Vernunft gleichsam der Engel im Menschen ist, unbedingt die Rolle des advocatus diaboli. Das eigentliche Motiv dieses Verhaltens ist die Hoffahrt, die Sünde gegen das erste Gebot, die Ueberhebung über Gott. Diese Hoffahrt ist bedingt durch die dem Menschen von Gott verliehene Freiheit. Wenn der Mensch sich nicht gegen Gott empören könnte, so wäre auch seine Gottesfurcht, seine Gottesminne keine Tugend und kein Verdienst mehr. Die Sünde lag nur darin, daß die Menschen sich von der Schlange belügen ließen, sie könnten ihre absolute Freiheit nur dadurch beweisen, daß sie eine Sünde begingen. Jedenfalls war die erste Sünde in der Welt die Hoffahrtssünde, wobei der Verstand zu Gevatter stand. Diese erste Sünde gebar aber unzählige andere, denn sie entfesselte die niedern Triebe des Körpers und der nicht mehr von der

Vernunft beherrschten Seele. Abgefallen von Gott gerieth der Mensch immer tiefer in das materielle Daseyn und folgte dessen Verlockungen. Der Verstand aber war allezeit bereit, die Sünde zu beschönigen.

Neben dem Triebe zu sinnlichen Genüssen, der dem Verstande das Uebergewicht über die Vernunft gab, kam dem Verstande auch noch die von Gott zugelassene Unwissenheit der Menschen zu statten. Ihre Vernunft war vorherrschend nur ein sittliches Kriterium, gewährte ihnen aber keinen Aufschluß über die materielle Welt, die sie umgab. Gott wollte das so, um dem Menschen desto mehr Freiheit zu lassen, sich seines Verstandes zu bedienen. Nur auf den Menschen selbst sollte es ankommen, ob er den Verstand der Vernunft unterwerfen würde. Deshalb wendet sich auch die heil. Schrift nur an das sittliche Gefühl des Menschen, nicht an seinen Verstand, und gewährt ihm nur Befestigung im Glauben und in der Tugend, aber keine wissenschaftlichen Kenntnisse. Die Bibel ist kein Compendium der Naturwissenschaft. Sie beschränkt sich darauf, den Menschen ihren himmlischen Vater und dessen heilige Liebe zu seinen Kindern kennen zu lehren, ihnen die Gebote seiner Weisheit und ewigen Herrlichkeit klar zu machen und sie zu dem Adel der Gesinnung zu erheben, der ihnen alles Gemeine auf Erden als nichtig und vergänglich, alles Böse aber zugleich als niederträchtig und eines Gotteskindes unwürdig kennzeichnet. Einen Hörsaal der Physik und Chemie, der Astronomie und Geologie ꝛc. will die heil. Schrift nicht eröffnen. Ein frommer Christ kann daher in den Naturwissenschaften unwissender seyn als ein Weltkind, und gerade diesen Umstand benutzt der gottwidrige Verstand, um die Naturwissenschaft zur Basis seiner Operationen gegen den christlichen

Glauben zu machen und Gott aus der Natur, den Schöpfer aus seinem Werke hinweg zu disputiren.

Begreiflicherweise kommt es dabei dem Verstande vornehmlich darauf an, die Materie zu verherrlichen und ihr nicht mehr einen untergeordneten Rang als bloßes Mittel zu einem höheren Zwecke Gottes zuzuerkennen, sondern sie mit den höchsten Attributen Gottes selbst zu bekleiden. Wie Christus spricht: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", so legt im Gegentheil der in der falschen Wissenschaft operirende Verstand den höchsten Werth gerade auf „diese" Welt, stellt gerade die Materie als das Ewige voran, vergöttert sie allein und escamotirt den Geist oder macht ihn nur zu einer zeitlichen und vergänglichen Function der ewigen Materie. Das ist nicht zufällig. Wer die Seele des Menschen ganz in Sinnlichkeit untergehen läßt und ihr jedes sittliche Bedenken ausredet, der verfährt auch nur consequent, wenn er die Abhängigkeit des Menschen von einem unsichtbaren Gott und seinen Geboten, die Verantwortlichkeit des Menschen für seine Handlungen und die ewige Vergeltung schlechthin leugnet.

Von Gott abgewendet und nur in die Natur vertieft hat die falsche Wissenschaft dennoch die Natur nicht begriffen und kann sie nicht begreifen, denn ohne den Schöpfer zu kennen, kann man auch keinen richtigen Begriff von seiner Schöpfung haben. Der moderne Materialismus, obgleich er die Naturwissenschaft gepachtet zu haben wähnt, hat von der Natur nur eine ganz verkehrte Ansicht.

Noch ungleich verderblicher als die Naturansichten der falschen Wissenschaft, haben die geschichtlichen Ansichten, insbesondere die über die Bestimmung des Menschen und über das Ziel der Weltgeschichte gewirkt, indem sie im Zusam-

menhange mit jenen Naturanſchauungen das ſittliche Verhalten im Privatleben und die politiſchen Leidenſchaften vergiftet haben.

Die Verirrung der menſchlichen Hoffahrt auf dem Felde der Naturwiſſenſchaften iſt nichts Vereinzeltes. Sie hängt mit allen übrigen Verirrungen des menſchlichen Verſtandes in unſern Tagen zuſammen. Seit dem Beginn der claſſiſchen Studien und der modernen Bildung iſt ein Wendepunkt in der europäiſchen Geſchichte eingetreten. Man hat ſich weit und immer weiter vom Chriſtenthum, von der alten Gottesfurcht entfernt und iſt in ein neues Heidenthum hineingerathen. Indem man die göttliche Autorität zu ſcheuen, zu fliehen und endlich gänzlich zu verleugnen anfing, fiel man in die heidniſche Thorheit zurück, theils nur noch die Materie, das Fleiſch und das Geld anzubeten, theils ſich ſelbſt zu vergöttern. Der Sinnencultus und die Selbſtvergötterung beherrſchen die gegenwärtige Welt ſchon wieder, wie in der vorchriſtlichen Zeit. Dieſer große Umſchwung in den Geſinnungen hat nun auch mächtig auf die Wiſſenſchaften eingewirkt. Ueberall iſt man hier vom Centrum zur Peripherie, vom Kern zur Schale übergegangen und hat ſyſtematiſch den wahren Sachverhalt, wie er in der Wirklichkeit iſt, in den Hörſälen und in der wiſſenſchaftlichen Literatur umgekehrt. Man kann das durch alle Wiſſenſchaften hindurch verfolgen, es iſt die allgemeine Krankheit der Geiſter und man kann dem einzelnen Denker kaum einen Vorwurf aus einer Unnatur machen, die einmal die herrſchende Mode geworden iſt. Daß der alleinige Gott geleugnet wird und man das Göttliche nur noch in der Natur, in der Materie oder im Ich des Menſchen anerkennen will, entſpricht allen andern Vorſtellungsweiſen der heutigen Zeit.

In der Naturwiſſenſchaft macht man aus der wundervollen Schöpfung des lebendigen Gottes eine todte Mechanik im Wechſel der Stoffe. In der Politik ſetzt man ganz ebenſo an die Stelle des lebendigen Volksthums eine todte Mechanik abſtracter Begriffe. Selbſt in der Geſchichtswiſſenſchaft macht ſich die Tendenz geltend, den Kern liegen zu laſſen und nur emſig an der Schale zu klauben und ohne irgend den Geiſt der Geſchichte zu verſtehen, mit Beſtreitungen oder Beweiſen unweſentlicher Nebendinge wichtig zu thun. Alle, die Gott nicht mehr begreifen, begreifen auch das Leben nicht mehr. Ihr geiſtiges Auge verfinſtert ſich mit Nothwendigkeit, und je finſterer es ihnen wird, deſto mehr ſind ſie durch das ſtrafende Naturgeſetz in den Wahn gebannt, es ſtrahle immer helleres Licht von ihnen aus. Unermüdet und auf alle erdenkliche Weiſe ſuchen ſie mit immer neuen thörichten Erfindungen und Einbildungen die Wiſſenſchaft zu bereichern und ſpreizen ſich in Glück und Stolz, wenn ſie wieder ein Sandkörnchen oder eine Fichtennadel in ihren dunklen Ameiſenhaufen hineingebaut haben, wobei es ihre größte Sorge zu ſeyn ſcheint, daß der ganze Haufe von Weihrauch durchduftet ſey, den ſie mit Wolluſt athmen.

Dieſe Verirrung hängt aufs genaueſte zuſammen mit der geſammten Geiſtesrichtung unſerer Zeit, die wir als eine demokratiſche bezeichnen dürfen. Demokratiſch nämlich, weil ſie von der Vorausſetzung ausgeht, es gebe in der Welt weder einen Monarchen (den alten durch die Philoſophie längſt abgeſetzten Gott), noch eine Ariſtokratie (weil alles nur die eine und gleiche Materie iſt). Wie man dem Staat und der Kirche gegenüber lehrt, der Menſch ſey ein vollkommen freies Weſen, mit Selbſtbeſtimmung begabt und keiner

Autorität unterworfen, die er nicht aus freiem Willen und aus Nützlichkeitsgründen sich selber auf eine bestimmte Zeit wählt, ganz ebenso macht man in der Naturwissenschaft als Grundsatz geltend, die Natur sey von Gott gänzlich unabhängig, ohne Schöpfer, habe sich selbst gemacht und existire nach eigenen in ihr liegenden Gesetzen. Wie man in der Politik behauptet, es gebe keine göttliche Autorität, keine Ableitung von Gottes Gnaden, kein ewiges Gesetz, sondern das Volk allein sey Quelle der Gesetzgebung, das Volk allein sey ewig und könne sich zu jeder Zeit nach Belieben seine Gesetze selbst machen, ganz ebenso behauptet man, es gebe auch für die Natur kein höheres Gesetz, keine noch über ihr waltende Macht, sondern die Materie allein sey ewig und bleibe auch im Formenwechsel immer die alte und das allein Berechtigte, allein Existirende. Wenn man in der Politik die Rangstufen leugnet und jeden Menschen dem andern gleich erklärt, so fällt auch für die Natur das Aufsteigen zu immer höheren Geschöpfen weg, weil der denkende Mensch keinen höheren Rang anzusprechen hat, als der Schwamm, der Wasser von sich gibt, oder eine Wolke, welche regnet; denn nach der Lehre des modernen Materialismus verhält sich auch das menschliche Denken als eine Function des Gehirns nur wie sich das Uriniren verhält als Function der Nieren.

Wir können nicht umhin, hier unsere Grundansicht in Bezug auf die Natur kurz zu kennzeichnen und den Voraussetzungen der jüngsten Wissenschaft entgegenzusetzen. Wie diese Wissenschaft vom Aeußern ausgeht, so gehen wir vom Innern aus. Wie sie lehrt, im Anfang war die Materie, so lehren wir, im Anfang war der Geist. Wie sie die Materie in Urstoffe scheidet und aus diesen allmählich organische Bildungen, aus der Pflanze das Thier, aus dem Affen zu-

letzt den Menſchen entſtehen läßt, ſo laſſen wir zuerſt aus Gott den Menſchen entſtehen, und nur um des Menſchen willen, nur als Mittel für ſeinen Zweck, die zu ſeiner Exiſtenz und vollſtändigen Entwicklung erforderliche räumliche und zeitliche, unorganiſche und organiſche Umgebung ihm vorangehn. Wie jene Wiſſenſchaft einen leeren Raum vorausſetzt, der um jeden Preis habe gefüllt werden müſſen, ſo ſetzen wir nur eine göttliche Kraft voraus, die aus dem innerſten Keim der Dinge heraus die zu ihrer Exiſtenz erforderliche Materie, den für ſie nöthigen Raum, die für ſie nöthige Zeit ins Nichts hineinſchafft, nur um dieſer Dinge willen, nur als eine relative, nicht als eine abſolute Materie, als einen nur relativen, nicht als einen abſoluten und ewigen Raum; denn es gibt einen Raum und eine Zeit nur ſo viel und ſo lange, als ſie für die von Gott geſchaffenen Weſen nöthig ſind. Das werden wir im folgenden erſten Buch näher entwickeln.

Von der Beſtimmung des Menſchen aber in ſeinem zeitlichen Leben und vom Ziel der Weltgeſchichte wollen wir im zweiten und dritten Buche reden und der alten, vom heutigen Geſchlecht nur zu ſehr vergeſſenen ratio christiana, dem unzertrennlichen Bunde der Vernunft mit dem Chriſtenthum, die Ehre geben.

Erſtes Buch.

Die falſchen Meinungen von der Natur.

1.

Vom Nichts.

Hauptſatz der falſchen Wiſſenſchaft iſt, daß die Welt gar nicht geſchaffen, ſondern wie ſie eben ſey, ſo von ſelber ſey, und zwar von Ewigkeit her. Einen Schöpfer, einen Gott anzunehmen, ſey daher überflüſſig und nur eine kindiſche Vorſtellung, die dem wiſſenſchaftlich gebildeten Geiſt nicht mehr zieme.

Man fragt, aus was denn Gott die Welt gemacht haben ſoll? und ſpottet, daß er ſie angeblich aus Nichts gemacht habe. Aus Nichts wird Nichts, heißt es da.

Und dennoch haben wieder andere Naturphiloſophen, obgleich auch ſie nichts von Gott dem Schöpfer wiſſen wollten, doch dem Nichts eine hohe, ja die höchſte Bedeutung zugeſchrieben, den Anfang aller Dinge ins Nichts geſetzt und alles Etwas im Nichts wurzeln laſſen. Wer hat nun Recht, die da ſagen: aus Nichts wird Nichts, oder die da ſagen: aus Nichts wird Alles? Beides iſt nur Spielerei des Verſtandes und beides unvernünftig. Wenn Gott die Welt aus Nichts gemacht hat, ſo kam es eben auf Gott allein an, und von Gott wollen weder die etwas wiſſen, die über das Nichts ſpotten, als die es zum Anfang der Dinge ohne Gott machen wollen.

Daß die Welt aus Nichts und zwar ohne Gott entſtanden ſey, lehrte Oken, dem hierin auch der kenntnißreiche

Naturforscher Johannes Müller folgte. Da soll aus Nichts Etwas und am Ende die ganze Welt geworden seyn, ganz von selber. Erst war Nichts, das Zero, die Null, die sich aber mit + und — setzte, so daß aus + 0 die Zahl 1 wurde. Räumlich gesetzt wurde die + 0 oder die Zahl 1 ein Punkt. Aus vielen aneinander gereihten Punkten entstand die Linie, aus Linien die Fläche, aus Flächen der Körper und siehe da, das Etwas war fertig. So bildete man sich nämlich ein. Aber zwischen dem Begriff des Nichts im Kopfe eines Philosophen und dem wirklichen greifbaren Etwas liegt eine Kluft, die der Witz nicht ausfüllt, wenn er sie auch überspringt. Diese ganze Logik ist Spiegelfechterei, denn im Anfang war keineswegs das Nichts oder die Möglichkeit einer Zukunft des Etwas. Im Anfang war nur Gott, dem Alles möglich war. Das Nichts war auch nicht vor Gott, die Negation war nicht eher möglich als das Etwas, welches negirt werden sollte, und ist überhaupt nur ein Denkbegriff, der auch im Kopf eines Philosophen nicht entstehen könnte, wenn dieser nicht schon die Erfahrung des positiven Etwas oder der Wirklichkeit der Dinge gemacht hätte. Gott schuf die Welt aus Nichts, will nur sagen: er schuf die Welt, die vorher nicht da war.

2.

Vom Raum.

Die falsche Wissenschaft hat sich vom Raum eine ganz unlogische Vorstellung gemacht. Aus der Thatsache, daß jeder Körper einen Raum einnimmt und daß Körper neben einander bald näher, bald ferner, doch immer in einer gewissen Beziehung auf einander existiren, folgt nicht, daß der

Raum unendlich ſey, wie doch die falſche Wiſſenſchaft immer ſteif und feſt behauptet. Der Begriff des Raumes wird überhaupt erſt möglich, wenn etwas im Raum enthalten iſt, ſonſt iſt der Raum eben nichts. Was aber auch im Raum enthalten iſt, es iſt immer begrenzt durch den Zweck, zu dem es geſchaffen wurde. Einen unendlichen Raum vorauszuſetzen, iſt unlogiſch und ſo recht kindiſch, weil doch nichts in der Welt unendlich ſeyn kann, als Gott allein, der einen Raum auch nur geſchaffen hat, ſoweit die Körper, die er ſchuf, Raum brauchten. Er ſchuf die Körper nicht, um den Raum auszufüllen, ſondern der Raum war nur der Körper wegen da, die ſich darin befinden ſollten.

Es iſt ein unumſtößlicher Satz, daß die falſche Wiſſenſchaft immer in Widerſprüche mit ſich ſelber geräth und gerathen muß, weil ſie eben von der graden Linie der Wahrheit rechts oder links abirrt, alſo rechts oder links ſich immer widerſpricht. Dieß begegnet der falſchen Wiſſenſchaft wie in Bezug auf das Nichts, ſo auch wieder in Bezug auf den Raum. Denn einmal behauptet ſie, der Raum ſey vor den Dingen dageweſen, die hineinkommen, von Ewigkeit her und grenzenlos, dann aber behauptet ſie wieder, es gebe in dieſem Raume eine Mitte, ein Naturcentrum, und ſie hat gewetteifert, mit Bezug auf dieſe geſuchte Mitte der geſammten Sternenwelt irgend eine beſtimmte Configuration anzudichten. Da ſollten ſich die einzelnen Sterne in Milchſtraßen kreisförmig aneinander ſchließen, die Milchſtraßen ſich in einander ſchachteln oder durchkreuzen oder in hyperboliſchen Bahnen gleich Kegeln ſämmtlich mit ihren Spitzen im Naturcentrum zuſammentreffen. Aber dieſe Baukünſtler des Himmels vergaßen, daß, wenn der Raum unendlich iſt, es auch gar keine Mitte in ihm geben kann, denn jede Mitte

läßt ſich nur nach zwei beſtimmten Grenzen hin ausmeſſen, weshalb man auch die Welt ſchon mit einer Kugel verglichen hat, in welcher jeder Punkt der Mittelpunkt iſt.

Gott allein iſt unendlich und ewig; was er in Raum und Zeit geſchaffen hat, iſt begrenzt und vergänglich. Nur die Kinder Gottes, die Menſchen und vielleicht noch andere höhere Vernunftweſen, die ſich in der weiten Schöpfung verbergen und die wir nur nicht kennen, theilen mit ihm die Unſterblichkeit, ſind aber unſterblich nur, wenn ſie nach dem irdiſchen Tode Raum und Zeit hinter ſich gelaſſen haben und in die Ewigkeit übergegangen ſind.

Die Sterne zeigen regelmäßige Gruppirungen und bilden Figuren, die auch zu einem größeren Ganzen zuſammenzugehören ſcheinen und, wie Mädler mit Grund vermuthet, ſich um ein Centralgeſtirn bewegen. Das gilt aber nur von dem Sternenſyſtem, zu welchem unſere Sonne gehört, denn andere kennen wir nicht, obgleich es noch andere geben kann. Es wäre eben ſo unvernünftig, nur das am Himmel für wirklich zu halten, was wir ſehen, als es unvernünftig iſt, von einem Raume zu träumen, der gar nie aufhören könnte. Gibt es für unſer nächſtes Sternenſyſtem ein Centralgeſtirn, eine Mitte, ſo iſt es doch nur eine relative Mitte für das begrenzte Syſtem und nicht die abſolute Mitte der Natur.

Eine abſolute Mitte gibt es, aber ſie liegt nicht im Raum, und wir können ihr daher ganz nahe ſtehen. Damit wird alles beſeitigt, was man vom aſtronomiſchen Standpunkt hat gegen die geoffenbarte Religion einwenden wollen. Man hielt ſich für ſehr geiſtreich, wenn man ſagte, der liebe Gott hat mehr zu thun, als ſich um unſern kleinen Planeten zu bekümmern. Er muß in maaßloſer Ferne Milliarden

von Sternen und Milchstraßen regieren, wie kann er ein besonderes Interesse für uns arme Erdbewohner haben? wie kann er gar uns seinen Sohn geschickt haben wollen? Daran knüpfte man die kluge Frage, ob sich Gott auf die gleiche Art auch im Merkur und Mars, im Jupiter und Saturn, in Sonne und Mond und auf den übrigen Sternen offenbart habe? ob überall derselbe Mittler hingesandt worden sey, oder ein anderer, und wie viele dann? Solche Sorgen um die andern Himmelskörper machten sich die geistreichen Zweifler, indem es ihnen eigentlich nicht um das Seelenheil der Bewohner jener Himmelskörper zu thun war, sondern einzig um eine Blasphemie. Die Astronomie hat aus ihrem rein wissenschaftlichen Heiligthum heraus nie etwas geboren, was dem Glauben widerspräche, nur der Spott hat es in sie hineingetragen. Die Astronomie lehrt die Größe und Herrlichkeit Gottes in seinen Werken und ist kein Arsenal für die Religionsspötter. Sophistische Fragen, wie die obigen, bleiben ihr fern. Denn erstens schließen die ungeheuern Fernen, mit denen sie uns im Raum bekannt macht, die Allgegenwart Gottes keineswegs aus, sondern beweisen dieselbe vielmehr; zweitens sind alle Vermuthungen über die Seelenzustände uns völlig fremder und unzugänglicher anderer Sternbewohner unzulässig und absolut unwissenschaftlich; und drittens ermahnt, wenn wir irgend Analogien suchen, die uns zu Schlüssen berechtigen, uns alles zur Demuth. Wir dürfen nämlich niemals vergessen, daß, da nun einmal überall Rangordnungen in der Welt sind, die Analogie der Rangordnungen unter den irdischen Wesen selbst uns keine hohe Stelle auf der astralischen Stufenleiter anweist. Jedem Wesen auf beschränktem Standpunkte gönnte der Schöpfer mehr zu sehen, als es gerade nothwendig begreifen muß.

Jedes erfreut ſich eines gewiſſen Ueberfluſſes von Anſchauungen über die Summe ſeiner klaren Begriffe. Jedes Thier ſieht mehr von der Welt als es von ihr begreift. Der Menſch iſt in gleichem Falle. Wie mag er nun, der nur das ihm Nächſte begreift, vom unermeßlichen All behaupten, was darin ſeyn könne, was nicht? Das Einzige, was er gewiß weiß, iſt, daß unſere Erde ein kleiner dunkler Körper von viel niedrigerer Art iſt, als die Sonnen über ihm. Will er nun überhaupt von Analogien ausgehen und von der Kleinheit des Wohnorts auf die Kleinheit der Geiſter auf Erden ſchließen, ſo wird er auch auf ein Wiſſenwollen, das über ſeinem Range liegt, verzichten. Die Demuth ſeiner eigenen Stellung und Hülfsbedürftigkeit aber muß ihn hoffen laſſen, daß ein Heil, das ſogar ihm zugänglich geworden ſey, den Bewohnern höherer Welten noch weniger fehlen werde.

Die nämlichen Denker, welche vom alten Gott der Bibel glauben, daß er nur der engherzigen Vorzeit angehöre, in der man ſich die Erde wie einen Kopf unter einer mit Sternen angemalten Schlafmütze dachte, daß er aber für den weiten Horizont der Gegenwart und für die von neueren Aſtronomen entdeckten unendlichen Weltenräume und Sternenheere nicht mehr paſſe, gerathen in einen ſonderbaren Widerſpruch, wenn ſie andererſeits behaupten, der Menſch ſelbſt und allein ſey Gott. Jener alte Gott der Pſalmen, der da war, ehe die Berge waren, und der da bleiben wird, wenn alle Himmel vergehen, iſt ihm die Größe des Raumes wohl zu groß? Was könnte die Wiſſenſchaft irgend noch entdecken, das auch nur entfernt der Vorſtellung Abbruch thäte, die wir von ſeiner Allmacht haben? Und ſtatt ſeiner will man nun das ohnmächtige Geſchöpf, den kurzlebigen, ſchwachſinnigen, irrthums- und ſündenvollen Menſchen zum höchſten Gott er-

heben? und während man auf den niederen Rang unſeres Planeten unter den Himmelskörpern hinweist, um unſerer geoffenbarten Religion jeden Werth abzuſprechen, vergißt man dieſe planetariſche Niedrigkeit, Rangloſigkeit und Unebenbürtigkeit ſo ſehr, daß man ſich träumt, wir Menſchen ſeyen Gott und es gebe keinen außer uns. Die Aſtronomie, die man gegen das Chriſtenthum ins Feld gerufen hat, wendet ſich nicht gegen dieſes, ſondern gegen die Philoſophie der Zeit. Wenn die Bewohner der Sonne, des Sirius, der Alcyone, der Milliarden großer Weltkörper alle, die an Rang hoch über unſerer Erde ſtehen, wüßten, daß ſich Profeſſor Hegel in Berlin, ein Menſchlein in ſchwarzem Frack auf unſerm dunkeln Planeten, für das höchſte Weſen gehalten habe, ſo müßten ſie in der That lächeln und ſeinen Wahn ziemlich komiſch finden, ihm jedoch um ſeiner irdiſchen Unwiſſenheit willen und ſeines niedern Standpunktes wegen lächelnd verzeihen, berückſichtigend, daß, ob zwar über unſern Planeten immerhin ein reiches Maaß von Weisheit ausgegoſſen iſt, das man mit Beſcheidenheit verdienen kann, doch auch das Maaß der Narrheit erfüllt werden muß.

Faſt noch mehr als die ungeheuern Weiten des Raumes und Größen der Himmelskörper, können die aſtronomiſchen Zeiträume dem menſchlichen Stolze, wenn er ſich zu hoch erheben will, zur Demüthigung dienen. Unſere ſogenannte Weltgeſchichte von 6000 Jahren iſt ein Zeitraum, den die Sonne dreißigtauſendmal vollenden muß, ehe ſie nur ein einzigesmal um die Alcyone herumgekommen iſt oder ein einziges ihrer Jahre zurückgelegt hat. Lebten Weſen auf der Sonne, die nach Verhältniß der Erdenbewohner alt würden, ſo würden ſie ſiebzigmal mit ihr um die Alcyone kreiſen, wie wir mit unſerer Erde um die Sonne, und für

sie wäre die ganze Dauer unserer bisherigen Weltgeschichte nur — eine Viertelstunde. Für sie also würde das ganze menschliche Geschlecht (nicht bloß etwa ein Individuum) noch weniger als eine Ephemere seyn; das Leben eines menschlichen Individuums aber würde für sie fast unberechenbar kurz, nur ein einziger Augenaufschlag seyn. Solche Rechnungen sollten die Eitelkeit auf unserer kleinen Erde ein wenig dämpfen.

Wie undankbar ist der Mensch, daß er von eigner Größe träumt, wenn ihm Gott den Blick ins Universum eröffnet, und daß er sich äffisch putzt, wo er anbeten sollte. Wäre es möglich, daß ein geheimer, ihm vielleicht selbst nicht ganz klar gewordener Neid gegen höhere Wesen ihm die Hoffart seiner Philosophie eingepflanzt hätte? Zuweilen scheint es, als ob jener alten Sage vom Fall der Engel aus Neid eine tiefe Wahrheit zu Grunde liege. Neid machte die Engel fallen und die Gefallenen mußten das Kleid des irdischen Leibes anziehen zu ihrer Buße. Weil sie Gott gleich seyn wollten, wurden sie weniger, als sie gewesen waren, und weil der Neid sie geplagt, kamen sie in eine Lage, in der sie noch neidischer zu werden in dem Maaß Ursache hatten, als sie selbst nicht zu beneiden waren. Der Neid, der mit dämonischer Kraft ausgerüstet, Lucifer und seine Schaaren zum Himmelssturm bewaffnet, sieht sich in der irdischen Beschränkung auf das Aushecken philosophischer Systeme beschränkt, welche Gott leugnen, und auf klägliche Versuche, dem strafgefangenen Geiste Freiheit anzulügen. Die Dichter, mit den Philosophen ziemlich wetteifernd in der Hoffart der Gottesleugnung, erkannten doch mit tieferem Instinkt den Schmerz und die Hemmung der geheimnißvollen Fesseln, und Lord Byron war deshalb unendlich wahrer, als

es gleichzeitig Hegel gewesen ist. Bei Byron sprach der Neid des gefallenen Geistes sich naiv und mit trotziger Resignation aus, bei Hegel mit dummdreister Lüge sich selbst bethörend, wie einst Sejanus, schon dem Verhängniß verfallen, noch Opfer und Rauchwerk vor seiner eigenen Statue brachte und sich selbst adorirte, um sich die göttliche Größe anzudichten, die ihn hätte schützen können, wenn sie mehr als Lüge gewesen wäre.

Ob übrigens das Schlänglein Neid von unserer kleinen Erde aus gegen die ewigen Gestirne zischt und pfaucht, sie gehen ruhig ihren Gang fort und durch unsere Blasphemie wird an Gottes Gesetzen nicht das mindeste abgeändert. Nur wir selber schaden uns durch das Verkehren des Dämonischen in unserer Natur, das wir unterdrücken sollten. Wenn man es recht betrachtet, so machen wir uns doch eigentlich ganz unnütze Sorgen, indem wir auf unserm planetarischen Schifflein daher fahrend den übrigen Gestirnen durchs Sprachrohr der Pansophie zuschreien: wir sehen ihre Götter. Sie hören uns nicht einmal, wir aber haben den Schaden davon, denn vor göttlichem Hochmuth will nun keiner unter uns dem andern mehr gehorchen und alles geht drüber und drunter wie in einer Schenke, in der die Bauern sich prügeln, wenn die Lichter ausgelöscht sind. Bedenken wir, daß wir unsere irdische Wohnung doch nur als Gäste Gottes inne haben, so ist unser Betragen gemein und unangemessen. Wir sollten weit mehr Ehrfurcht vor dem Herrn des Hauses blicken lassen, wenn wir uns nur einigen Anstandes befleißigten. Die Philosophie der Zeit verletzt diesen Anstand auf eine bisher kaum erhörte Weise und bedroht ihre zahlreichen Anhänger mit einer geistigen und sittlichen Verwilderung, die nicht anders als in einer blutigen Revolution sich selbst bestrafen

kann. Die Philosophie, welche sich rühmt, die Bildung des menschlichen Geschlechts absolut vollendet zu haben, hat in der That nur der innersten Gemeinheit und Frechheit der menschlichen Natur Ausdruck und Waffen geliehen, sich gegen alles, was edel ist, zu empören. Von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat sieht man die Wellen des Pöbelmeeres anschwellen, welches gegen die riesigen Steintafeln der zehn Gebote antobt, um das uralte Gesetz auf Erden zu vertilgen und dafür den neuen Code noir der befreiten Gottessklaven einzuführen, der da lautet: du sollst keinen andern Gott haben neben dir, — du sollst den Namen Gottes nicht unnützlich brauchen, indem du ihn einem Andern gibst, als dir selbst, — du sollst alle Tage zu Feiertagen, oder blauen Montagen machen, nicht mehr arbeiten, sondern die Reichen plündern und bei Champagner und Rehbraten Weltgeschichte machen, — du sollst Vater und Mutter verachten, denn sie sind voller Vorurtheile und Schwächen der alten Zeit, und nur die Jugend hat Vernunft, — du sollst tödten alle, die dem Fortschritt im Wege stehen, — du sollst ehebrechen und überhaupt die Ehe, als eine lästige Fessel, ganz abschaffen, — du sollst stehlen, weil du dadurch nur dem allgemeinen Menschenwohl dienst, das kein Privateigenthum gestattet, — du sollst falsch Zeugniß reden, denn sonst gäbe es keine Preßfreiheit, — du sollst gelüsten nach deines Nächsten Haus, Weib, Magd und Allem, was sein ist, — du sollst gelüsten nach Gottes Herrlichkeit selbst, ihn von seinem alten Thron stürzen und dich hineinsetzen. Alle diese neuen Gebote sind wörtlich in den tonangebenden Schriften der jungen Zeit enthalten und bilden die Summe ihrer socialen Weisheit. Die Erde soll durch diese neue Gesetzgebung wieder in das Paradies verwandelt werden. Wie nach der Tradition einst Gott den Menschen aus dem Paradiese trieb,

und auf die rauhe Erde setzte, so braucht jetzt der Mensch nur umgekehrt Gott von der Erde zu vertreiben, damit sie wieder zum Paradiese werde. Und wie damals die Unschuld verloren ging, so entledigt man sich jetzt der Schuld einfach durch den moralischen Bankerott. Wozu die langweilige Loskaufung durch den Erlöser? Wir erkennen ganz einfach die Schuld nicht an, der Schuldbrief ist zerrissen und wir sind frei.

Die Freisinnigen merken nicht, daß sie trotz aller Unabhängigkeitserklärungen doch auf ihrem kleinen Planeten dem geheimnißvollen Zuge der allgemeinen Gravitation in der großen Sternenwelt, und demnach ohne allen Zweifel auch dem gleich ewigen allgemeinen Sittengesetz der geschaffenen Geister unterworfen sind. Und wie das Meer, aus seinen Ufern tretend, doch immer wieder in sein Bett zurückfließen würde, weil die Gesetze der Schwere es so verlangen, so werden auch die Wogen des Völkermeers sich immer wieder legen müssen, wenn ihr philosophischer Neptun sie auch anpeitschte, die geistige Sonne vom Himmel herabzuspülen. Wie sicher hält der Allmächtige den Planeten an unsichtbarem Faden, und magnetisirt die schwere Masse seines Körpers mit leichtem Fingerzuge! Sollte seine Macht sich weniger deutlich offenbaren im Schicksal der Planetenbewohner, und können sie sich freier von den allgemeinen Geistesgesetzen glauben, wie der Boden unter ihren Füßen vom Gesetz der Schwere? Ist es aber den Vergeßlichen nicht lange schon verkündet, was der Zug der Schwere in der sittlichen Welt ist? Was zieht sie immer tiefer herab in dem Maaß, in welchem sie über alle Schranken hinaus wollen? Was legt sie in immer schwerere Ketten, je weniger sie dem leisesten Zwange der Pflicht und einem schönen Maaße sich unterwerfen wollen? Es ist die Schuld, es ist jene verachtete

lächerliche Erbſünde, von der kein gebildeter Menſch mehr ſprechen darf. Sie iſt die Laſt, die dem Genius des Fortſchritts wie Blei an den Füßen hängt und ihn nicht fortläßt, mag er noch ſo wild mit ſeinen Flügeln ſchlagen.

3.

Vom Stoff.

Soweit der Raum ſich erſtreckt, ſoll er auch mit Stoff, mit Materie ausgefüllt ſeyn, lehrt die falſche Wiſſenſchaft. Man begreift, warum ſie zugleich Gott leugnet; es geſchieht gleichſam aus Mitleid gegen Gott, denn es würde ihm doch gar zu viel zugemuthet werden, wenn er nur zu dem Zweck exiſtirte, fort und fort den leeren Raum mit Stoff auszufüllen. Der Raum wäre, wie das Faß der Danaiden, immer gefüllt und doch immer noch leer, weil er unendlich iſt und alſo immer welcher übrig bleibt, der noch auszufüllen wäre.

Die Erfahrung zeigt uns, daß es gar keinen Stoff gibt, der nicht an irgend einen flüſſigen oder feſten, doch immer begrenzten Körper fixirt wäre und einem beſtimmten Zweck der Natur diente. Nirgend kommt ein einfacher Stoff vor. Trotz aller Fortſchritte der Chemie hat ſich doch die große Mannigfaltigkeit der Stoffe noch niemals auf einen einfachen Urſtoff reduciren laſſen. Man findet vielmehr, daß die Stoffe ſo verſchieden ſind, als die Zwecke, denen die Körper dienen ſollen. Woher alſo die willkürliche Vorausſetzung einer abſoluten und allgemeinen Urmaterie, die den ganzen Raum ausfüllen und von Ewigkeit her ſeyn ſoll? Gleichwohl kann man kaum ein Lehrbuch der Naturkunde aufſchlagen, man findet darin die Urmaterie als etwas, was ſich von ſelbſt verſtünde.

Obgleich kein Menſch jemals etwas von einer Urmaterie geſehen hat, wird ſie von der falſchen Wiſſenſchaft genau beſchrieben als dünn und unſichtbar, ſo lange ſie ſich nicht zu einem Nebel verdichtet. Weil man am nächtlichen Sternenhimmel einige ſogenannte Nebelflecke, übrigens von verhältnißmäßig nur geringem Umfang ſieht, bildete die falſche Wiſſenſchaft ſich ein, das ſeyen noch kleine Ueberreſte oder Fetzen der Urmaterie, die zufällig noch zurückgeblieben ſeyen, nachdem die Hauptmaſſen derſelben ſich ſchon zu feſten Himmelskörpern oder Sternen verdichtet hätten.

Weiter bildet die falſche Wiſſenſchaft ſich ein, die dünne Urmaterie ſey kein zuſammenhängendes Fluidum, ſondern beſtehe aus unendlich kleinen, nicht mehr theilbaren, ſtaubartigen Körperchen, den ſog. Atomen. Das iſt aber wieder ein ungeheurer Widerſpruch, daß etwas ein Körper und doch nicht theilbar ſeyn ſoll. Es kann daher gar keine Atome geben und gibt auch keine. Es iſt noch nie und nirgend ein Atom geſehen worden. Soweit es der Chemie gelungen iſt, Körper in ihre Beſtandtheile zu zerlegen, iſt ſie doch immer nur auf verſchiedene, noch mannigfach von einander abweichende, ja entgegengeſetzte Stoffe geſtoßen, niemals aber auf einen einfachen und gleichen Urſtoff. Wozu alſo ſollte man gegen alle Logik und Erfahrung doch eine Urmaterie vorausſetzen?

Was man für Ueberreſte der Urmaterie am Himmel angeſehen hat, Nebelflecke, dazu Kometenſchweife, das Zodiakallicht, plötzlich bei Tage eintretende Finſterniſſe, laſſen ganz andere Erklärungen zu.

Bekanntlich hat Büchner den Satz aufgeſtellt, der Stoff ſey eher dageweſen als die Kraft, und er hat die Sache damit leicht abzuthun gemeint, indem er ſagt, die Kraft ſey

an den Stoff „gebunden". Ja er genirt ſich gar nicht, vom Stoff zu ſagen, derſelbe ſey auch „der Träger aller geiſtigen Kräfte".

Den Beweis liefert die Chemie, welche den Stoff als ſchlechterdings unzerſtörlich, alſo auch als das Urſprüngliche und Ewige offenbart, denn jede angebliche Zerſtörung eines Stoffes iſt nur deſſen Umänderung, Stoffwechſel. Das Korn geht als Brod durch den Leib, wird Miſt, verſchwindet in der Erde nicht, ſondern wächſt im Halm wieder empor. Das verbrennende Holz ſetzt ſich ab als Aſche und fliegt zum Theil davon als Rauch, der Stoff aber bleibt und geht nur neue Verbindungen ein.

Dieſe Dauerhaftigkeit der Materie muß unbedingt zugegeben werden für den Raum und für die Zeit, welche die gegenwärtige Natur einrahmen. Sie gehört zu deren innerer Geſetzmäßigkeit und dient, wie alles in der Natur, als Mittel zum Zweck für die Menſchen. Sie iſt alſo nur eine Eigenſchaft der Natur und keineswegs ihre erſte Urſache. Noch viel weniger kann von ihrer Urſprünglichkeit und Ewigkeit überhaupt die Rede ſeyn, da die Natur ſelbſt nichts Urſprüngliches und Ewiges iſt, wie wir dies ſchon bei der Erklärung der Begriffe Raum und Zeit nachgewieſen haben.

Die wahnſinnige Behauptung, welche die Wahrheit auf den Kopf ſtellt, daß nur der Stoff das Ewige ſey, der Geiſt aber das Vergängliche, wäre nur lächerlich, wenn ſie nicht zugleich die Unſittlichkeit beförderte. Der Materialismus verbreitet unter dem gemeinen Volk die Meinung, es gebe keine Unſterblichkeit der Seele; wenn der Menſch ſterbe, ſo ſey es aus mit ihm und er dauere als Geiſt oder Seele oder ſelbſtbewußtes Weſen nicht fort, nur ſein von Würmern gefreſſener Leib dauere fort, zerfalle in Staub, hafte aber wieder andern

Körpern an. Die Hauptsache ist hier, daß dem Menschen mit dem Glauben an Fortdauer nach dem Tode auch der Glaube an die Vergeltung im Jenseits ausgeredet wird, daß man ihm daher die Versicherung gibt, er könne diesseits sündigen und freveln wie er wolle; wenn er sich nur vor irdischer Strafe zu hüten wisse, so bleibe er ohne Verantwortung und solle nur sorgen, auf Kosten anderer das Leben zu genießen. Eine Lehre, die nur zu leicht bei gemeinen Seelen und bei der unerfahrenen und verführten Jugend Eingang findet.

Hören wir, was Büchner in seinem berüchtigten Buche „Kraft und Stoff" im Jahr 1855 der Welt verkündet hat. Er sucht zu beweisen 1) die absolute Unmöglichkeit einer Kraft ohne Stoff, daher auch die Unmöglichkeit einer Existenz Gottes vor der von ihm erst zu erschaffenden Welt, 2) die Ewigkeit des Stoffes und der davon unzertrennlichen Kraft, ohne Schöpfung und auch ohne Ende. Außer der Materie, die, wenn auch in mannigfacher Form sich wandelnd, doch nie verringert oder vermehrt werde, gebe es lediglich nichts. Die der Materie unter bestimmten Verhältnissen innewohnende Kraft höre mit diesen bestimmten Verhältnissen wieder auf, nur die Materie selbst daure ewig fort, indem sie wieder anderartige Verbindungen eingehe und somit neue Kräfte in ihr geweckt werden. Die Gesetze, nach welchen die Materie verschiedenartige Verbindungen eingehe, Formen und Kräfte annehme, seyen eben so ewig wie sie selbst und durchaus unfreiwillig, geistig todt wie die Materie selbst, lediglich etwas Mechanisches. Eines Gottes, als Schöpfers, Erhalters und Regierers dieser materiellen Welt brauche es gar nicht, ja seine Voraussetzung sey eben so unlogisch als unnatürlich, denn sein angeblicher über der Materie stehender Geist würde, wenn er sich überhaupt bemerklich machen könnte, nur störend

in den ewigen durchaus vollkommenen Mechanismus eingreifen. Die Materie bedürfe keines äußeren Regenten, sie regiere sich selbst. „Aus Nichts kann keine Kraft entstehen", sagt Liebig. Sie kann sich nur am Stoff äußern, mithin muß der Stoff so ewig seyn, wie die Kraft.

„Ich habe den Himmel überall durchsucht," sagte der große Astronom Lalande, „und nirgends die Spur Gottes gefunden." Und als der Kaiser Napoleon den berühmten Astronomen Laplace fragte, warum in seinem System der himmlischen Mechanik nirgends von Gott die Rede sey, antwortete derselbe: „Sire, je n'avais pas besoin de cette hypothèse!"

Büchner sucht 3) zu beweisen, so wenig wie es einen Gott geben könne außer der Materie, eben so wenig auch eine unsterbliche Seele, getrennt vom irdischen Leibe. Der Mensch sey eigentlich nur ein Thier. „Es ist eine höchst interessante und belehrende Thatsache, daß alle Embryonen einander gleichen und daß es oft geradezu unmöglich ist, ein entstehendes Schaaf von einem entstehenden Menschen, dessen künftiges Genie vielleicht die Welt bewegen wird, zu unterscheiden. So getrennt die beiden Geschlechter des Menschen in ihrer letzten Ausbildung erscheinen, so ist es doch in den ersten Monaten des menschlichen Embryonallebens geradezu unmöglich, zu sagen, ob das betreffende Individuum männlich oder weiblich werden wird, und welches von beiden in der That geschieht, mag vielleicht von ganz zufälligen äußerlichen Bedingungen abhängig seyn." Diese ursprüngliche Verwandtschaft der Embryonen, verbunden mit Joh. Müllers Entdeckung der Entstehung von Schnecken aus Holothurien, scheinen Herrn Büchner die Entstehungsgeschichte der Thier- und Menschenwelt hinreichend zu erklären. Es

brauche da, meint er, keiner Geneſis, keines Adam, den Gott vor allen Thieren des Paradieſes ausgezeichnet ꝛc. Die Sache ſey viel einfacher und natürlicher zugegangen. Jede höhere Thierart ſey nach und nach aus der vorherigen niedern entwickelt worden. „Wenn aber ſelbſt heute noch Verhältniſſe aufkommen können, unter denen ein ſo außerordentlicher Vorgang in der niederen Thierwelt möglich wird, oder unter denen eine Holothurie eine Schnecke gebiert — welcher mit naturwiſſenſchaftlichen Begriffen Vertraute wollte alsdann leugnen, daß einſt Verhältniſſe müſſen beſtanden haben können, unter denen auch in der höhern Thierwelt ein ſolcher Vorgang möglich war, oder unter denen ein Affe, ja irgend ein beliebiges anderes Thier einen Menſchen gebar!“ Büchner findet das beſtätigt, ſofern die älteſten Menſchenſchädel, die man kenne, noch ſehr affenartig ausſähen.

Die höhere ſ. g. geiſtige Bildung ſelbſt hält er einzig für ein Ergebniß chemiſcher Prozeſſe im Stoffe. Was der Inſtinct der Thiere ſey, das ſey auch noch der vollkommenſte Verſtand im Menſchen, einzig mechaniſches Product aus gegebenen im Stoff wirkſamen Kräften. Der Gedanke ſey Product einer Gehirnthätigkeit, weiter gar nichts. „Ohne Phosphor kein Gedanke“, hat ſchon Moleſchott geſagt. „Die Gedanken ſtehen in demſelben Verhältniß zum Gehirn, wie die Galle zur Leber oder der Urin zu den Nieren“, hat Vogt geſagt. Denken iſt harnen, die Philoſophie Vogts ſelbſt nur (was wir niemals bezweifelt haben) ein Seich.

Aus denſelben Gründen ſpottet Büchner auch über die Fiction des ſ. g. Sittlichen. Denn ein Sittliches könne es eben ſo wenig geben, wie ein Geiſtiges. Der Menſch handle wie das Thier, nur unter gegebenen Verhältniſſen und nach dem ihm angelernten, eben durch die Verhältniſſe be-

dingten Instinct. Da sey alles nur relativ und es gebe ein allgemein anerkanntes Gutes eben so wenig als Schönes.

Von Religion könne nun vollends gar nicht die Rede seyn. Büchner hält den Gott der Christen wie die Götter der Heiden für einen großen Reflex der Menschheit, für eine Selbstbespiegelung des Menschen, zunächst aus Feigheit und Furcht hervorgegangen. Es gebe keinen Gott und könne keinen geben; was wir Gott nennen, sey ein leeres Phantasiegebilde (S. 185). Der Mensch allein sey Gott: „Unserer Zeit war es vorbehalten, den praktisch längst entschiedenen Sieg des menschlichen Princips über das übermenschliche auch theoretisch und wissenschaftlich zu erringen."

Die angeblichen Gebote Gottes findet Büchner in einer Weise abgeschmackt, daß er sich nicht enthalten kann, sie zu persifliren.

Zum Ueberfluß sucht er aus der modernen Statistik nachzuweisen, daß die Verbrechen nicht vor den Richter oder ein sittliches Forum, sondern ausschließlich in die Naturgeschichte gehören. Der eine Mensch habe eben mehr die Schaaf-, der andere mehr die Tigernatur an sich. Er handelt mechanisch, instinctartig, er kann nicht anders. Die Nutzanwendung also ist: kümmre dich nicht um Gottes Gebote, noch um Moral, sondern thue, was dir gefällt! Beten erscheint ihm lächerlich und dumm. „Welchen sonderbaren Begriff müssen solche Menschen von ihrem selbstgeschaffenen Gotte haben! von einem allerhöchsten Gesetzgeber, der sich durch ihre Gebete und Seufzer bewegen lassen würde, die von ihm selbst geschaffene unzerstörbare Ordnung der Dinge umzustoßen, seine eignen Gesetze zu verletzen und in das Walten der Naturkräfte mit eigner Hand zerstörend einzugreifen! Wahrlich, einen sehr niedrigen Begriff! und doch entblöden

sie sich nicht zu behaupten, im Besitze der wahren Gottesverehrung zu seyn! Davon gar nicht zu reden, daß ihnen auch nur die oberflächliche Kenntniß von den natürlichen Bedingungen, unter denen sich Krankheiten verbreiten, ihr Unternehmen als ein höchst lächerliches hätte erscheinen lassen müssen!" Und wie das Gebet, eben so lächerlich sey der Dank gegen Gott. „In der Stellung und den Verhältnissen der Erde zu Sonne, Mond und Sternen wollen beschränkte Geister die zweckmäßige Fürsorge des Himmels erblicken. Aber sie bedenken nicht, daß sie Folge und Ursache verwechseln und daß wir eben nicht oder anders organisirt wären, wenn die Schiefe der Ekliptik eine andere oder nicht vorhanden wäre."

Dies wird genug seyn, um den Inhalt des Büchner'schen Buches zu charakterisiren. Man sieht, er fällt aus dem wissenschaftlichen Ton in die allergemeinste Blasphemie, in den eines gebildeten Mannes unwürdigsten, ja schofelsten Ton, und wir müssen uns billig verwundern, daß die Universität Tübingen einen *solchen* Privatdocenten hatte. Während er nur die bekannten Sätze älterer und neuerer Materialisten nachschreibt und auch nicht einen einzigen neuen und eignen Gedanken vorbringt, verschmäht er es sogar, irgend ein edles Gefühl wenigstens zur Schau zu tragen, sondern legt es absichtlich darauf an, so unnobel und gemein als immer möglich von der ganzen Menschenwelt zu denken. Nur wenige Franzosen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sind in einen ähnlichen Ton verfallen; selbst die blasirtesten Freigeister schrieben doch in der Regel dem Menschen, seiner Vernunft, seinem freien Willen eine hohe Würde und eine um so höhere zu, als sie auf ihn übertrugen, was sie an Gott leugneten. Wie freventlich es auch war, nicht mehr an den Schöpfer zu glauben und dagegen das Geschöpf zu

vergöttern, so ließen sie doch wenigstens noch am Geschöpf etwas Hohes, Achtbares, einen sittlichen Werth oder eine geistige Freiheit. Aber dieser Herr Büchner läßt nichts übrig, reißt alles herunter ins Gemeine. In Gott sieht er nichts, im Menschen nur einen Affensohn, und nicht einmal mehr ein natürliches Thier, sondern nur eine zur Bestialität abgerichtete Maschine, ein Vieh-Automat.

Uebereinstimmend sagt der berühmte Carl Vogt: „Die anscheinende Zweckmäßigkeit der Natur ist nichts Anderes, als die nothwendige Folge des Begegnens natürlicher Stoffe und Kräfte. Es hängt von einem Zufalle ab, ob die Naturwesen ihr Daseyn erreichen oder nicht .... Es herrscht der Zufall, welcher Elend und Freude schafft.*) Rein nur durch physikalische und chemische Kräfte ohne organische Substanz, ohne bewußten Schöpfer, ja ohne eine leitende Idee entstand die Welt.**) Unser ganzes Leben, das Leben sämmtlicher Organismen, das ganze tellurische und kosmische Leben ist auf den Grundsatz gebaut, daß die Materie ewig dieselbe bleibt, ihre Form aber wechselt.***) Eine selbständige Existenz und eine individuelle Unsterblichkeit der Seele gibt es nicht. Die Seele ist ein Product der Entwicklung des Gehirns .... Die Seele ist kein immaterielles, vom Körper trennbares Princip, sondern nur ein Collectiv-Name für die verschiedenen Functionen, die dem Gehirn ausschließlich zukommen. Stirbt der Körper, so hat auch die

---

*) Bilder aus dem Thierleben. 372.

**) Physiol. Briefe. 2. Aufl. 636.

***) Bilder 356. Dagegen Treffliches bei Reusch, Bibel und Natur, 44, 179. Vosen, Christenthum, 81.

Seele ihr vollständiges Ende.*) " Alles Denken, Wollen und Thun des Menschen ist nichts Anderes, als das Ergebniß der jeweiligen Ernährung und Umsetzung der Hirnsubstanz.**) Das Gute wie das Böse geht aus der Beschaffenheit der menschlichen Natur hervor, die nicht von dem Menschen abhängt. Eine Verantwortlichkeit und Zurechnungsfähigkeit, wie sie die Moral, die Strafrechtspflege und Gott weiß wer noch uns auflegen wollen, existirt nicht."***)

4.

Von der Kraft.

Nur weil die Materie das Träge und Todte ist, die Kraft aber schon etwas vom Geist in sich spüren läßt, behauptet der Materialismus den Vorzug und die Ursprünglichkeit der Materie und meint, die Kraft sey nur etwas Eigenschaftliches am Stoff. Man hat die Frage schon im Alterthum scherzhaft aufgefaßt. Man frug: Was ist eher, die Henne, welche das Ei legt, oder das Ei, in welchem die Henne erst entsteht?

Seitdem der alte Geist der Lüge im Gebiete der speculativen Naturwissenschaft, durch die grenzenlose Einfalt und Neugier des Publikums verlockt und gewissermaßen aufgefordert, sich den Spaß gemacht hat, zu behaupten, die Materie sey eher dagewesen als der Geist, der Stoff eher als die Kraft, seitdem haben die Gelehrten öfters die Köpfe zusammengesteckt und der Wissenschaft den Puls gefühlt, ob sie nicht delirire. Und wie aus Schadenfreude wirft ihnen

*) Bilder 419 ff.

**) Briefe 326.

***) Bilder 445.

der frivole alte Goethe die Worte seines Faust hin, daß sie daran wieder eine Weile beißen und nagen können. Man kann in der That die Einfalt, wenn sie mit wichtiger Miene wissenschaftlich zu forschen sich einbildet, nicht bequemer berücken, als wenn man ihr ein solches Spielzeug in die Hände gibt, ein Spielzeug mit Begriffen, die man drehen und wenden kann wie man will und die, wenn ausgespielt ist, bleiben wie zuvor. Faust überlegt, was im Anfang gewesen sey? das Wort? der Geist? die Kraft? und schließt mit der That; im Anfang war die That! Da sperren die andächtigen Schüler, Ohren, Augen und Maul auf und glauben, nun sey Alles klar und abgemacht, während der schalkhafte Poet die Frage rein gelassen hat, wie er sie fand. Denn daß alles aus einer That hervorgegangen ist, beweist heute noch die Thatsache der Natur. Wie aber die That zu Stande gekommen ist, welcher Wille sie gewollt, welche Kraft sie vollbracht, welcher Geist sie ausgedacht? Das steht alles noch in Frage wie zuvor.

Für Gott sind allerdings Geist, Gedanke, Wille, Kraft und That nur ein Moment. Dennoch vermögen wir uns eine unbewußte, ungewollte That nicht zu denken, müssen also voraussetzen, daß der That ein Wille und Gedanke vorangegangen sind. Was nun vollends die Materie betrifft, so ist sie etwas ganz Indifferentes, ehe sie vom schöpferischen Geist durchdrungen die Form annimmt, die sie eignet, wie im Ganzen so im Einzelnen den Zwecken der Schöpfung zu dienen. Es war vollkommen logisch gedacht, wenn schon die alten Inder etwas Wirkliches, Materielles sich nicht eher denken konnten, als insofern Gott, der Urgeist Brahma, es vorausgedacht hatte. Eben so nothwendig war es für Platon, sich vor der Schöpfung der wirklichen Dinge

die Ideen, Grundgedanken und maaßgebenden Vorbilder derſelben als im Urgeiſt entſtehend zu denken. Dieſe alten Denker der geiſtreichſten Völker des Alterthums ſetzten voraus, nur ein vor allem dageweſener Urgeiſt, die höchſte Vernunft und Weisheit und zugleich die höchſte Allmacht, habe alles, was da iſt, zu einem beſtimmten Zweck geſchaffen, und das Material dazu habe ſich von ſelbſt gefunden. Es iſt in der That völlig einerlei, ob man ſagt, Gott hat alles aus Nichts gemacht, oder es war eine todte Materie da, die er wie der Töpfer den Thon formte. In keinem Fall war mehr Thon vorhanden, als er gerade brauchte, und konnte er, wenn keiner vorhanden war, gleich ſo viel ſchaffen, als er brauchte. Der Begriff der Materie iſt nichts Abſolutes, ſondern nur etwas Relatives, nämlich durch den Zweck bedingt. Eine allgemeine, abſolute, für ſich exiſtirende, ſchon vor Gott dageweſene ewige Materie hat nie exiſtirt und wäre auch zwecklos. Denn wozu ſollte ſie exiſtiren, wenn ſie immer todte Materie bliebe? Und wozu bedürfte es, wenn ſie, ſoweit wir ſehen, in der mannigfaltigſten Gliederung durch Gottes Schöpferkraft geordnet und geformt iſt, noch eines weiteren Reſtes von Urmaterie, die in einem unendlich weiten Raum ausgedehnt, gänzlich formlos und todt bliebe?

Welche Kraft äußerte ſich zuerſt in der Natur? Ohne Zweifel die, welche die Sterne in Bewegung ſetzte und harmoniſch ordnete. Denn obgleich es ſich bei dieſer Anordnung der Himmelskörper nur darum handelte, ihre Oberfläche zur Wohnung und Heimath der Kinder Gottes, der Vernunftweſen, welche auf unſerer Erde die Menſchen ſind, einzurichten, und der Zweck der Schöpfung überhaupt nur die gottähnlichen und unſterblichen Vernunftweſen ins Auge faßte, alles andere in der Schöpfung aber nur Mittel für

dieſen Zweck war, ſo kam dem Mittel doch inſofern eine Priorität zu, als eben das Haus fertig ſeyn mußte, ehe der Bewohner einziehen konnte.

Alſo fragen wir zuerſt nach der Kraft, welche das Firmament bewegt. Newton iſt vielfach angefochten, ja geſchmäht worden, weil er den Mechanismus in den Bewegungen der Himmelskörper von einem erſten Anſtoß herleitete, welchen Gott der großen Maſchine gegeben habe, worauf ſich dieſelbe auch ohne ſein weiteres Zuthun regelmäßig fortbewegt habe, wie ſich eine Uhr fortbewegt, auch wenn der Uhrmacher nicht mehr nach ihr ſieht. So lange die Wiſſenſchaft in ihrem Fortſchritt zum Wahnſinn noch nicht ſoweit gediehen war, um die Kraft, die den Stoff bewegen ſoll, als natürliches Attribut des Stoffes zu proclamiren, ſuchte man nach der unbekannten Urſache der Kraft überall da, wo ſie nicht zu finden war, nämlich nicht in Gott. Da fand Pohl, daß, wenn ein Kupferdraht, welcher einen galvaniſchen Strom leitet, von dem Pol eines gewöhnlichen Magneten in eine drehende Bewegung verſetzt werde, ohne einen anfänglichen Impuls, ſo ſey damit auch die Bewegung der Himmelskörper zu erklären. Die Sonne nämlich wirke auf die Planeten, wie der Magnet auf den Kupferdraht.

Man muß ſich wundern, daß auf eine ſolche Entdeckung auch nur vorübergehend ein Gewicht gelegt worden iſt, denn wenn man im Galvanismus oder Elektromagnetismus eine Urſache der erſten Bewegung finden will, ſo muß doch erſt wieder gefragt werden, woher dieſer Elektromagnetismus? auch er kann nicht von ſelbſt entſtanden ſeyn.

Mit den Naturkräften, welche die Bewegung der elementaren Maſſen, ihre Veränderungen und den Stoffwechſel bewirken, verhält es ſich nicht anders, wie mit den belebenden

Kräften des Organismus. Sie gehen alle von einem Punkt aus, dem punctum saliens, dem ersten Motiv, und sind der Anfangspunkt einer Bewegungs- und Verwandlungsreihe in der unorganischen, oder eines Lebens und Wachsthums in der organischen Natur. Wie der Lebensprozeß in der organischen Natur den gegebenen Stoff nicht blos modifizirt, sondern auch ganz neue Stoffe erzeugt, so gibt es auch schon in der unorganischen Natur verwandte Prozesse, bei denen Elektricität, Magnetismus, Chemismus in Bezug auf die großen elementaren Massen eben so bestimmend wirken, wie der Lebensprozeß in der Pflanze und im Thiere. In dem unscheinbaren Keime der Pflanzen und Thiere liegen stoffbildende Kräfte, die sich aus ihrer Umgebung nicht erklären lassen. Aus Schwefelblumen keimen Pflanzen empor, welche Kieselerde enthalten. Im weichen Dotter des Eies bilden sich die kalkhaltigen Knochen des jungen Vogels aus. Man hat Proben gemacht, aus denen hervorgeht, daß die Pflanzen die eigenthümlichsten Stoffe, die sie enthalten, weder aus dem Boden, noch aus einem Luftwechsel erhalten haben können. Aus demselben Boden, aus demselben Wasser, derselben Luft zeitigt der Lebensprozeß in der Pflanze die verschiedenartigsten Harze, Oele, Zucker, Gewürze, Giftstoffe ꝛc., d. h. er schafft sie, denn sie waren vorher nicht da.

Nahezu verhält es sich auch so mit dem anorganischen Lebensproceß, wenn man ihn so nennen darf. Auch die elektromagnetischen Kräfte sind beim Stoffwechsel der elementaren Massen thätig. Dasselbe gilt von allen Formen in der Natur. Die Form der Pflanze ist schon im Keim, die des Thiers schon im Ei gegeben. So sind auch die Formen der Elemente durch die in ihnen wirkenden Kräfte gegeben.

5.

Von der sogenannten Natur.

Natur ist wörtlich, was geboren werden, was entstehen soll. Wie aber das Kind nicht sein eigener Vater ist, so ist auch die Natur nicht das sich selbst Gebärende und Geborene zugleich, sondern nur das Geborene.

Gleichwohl unterlassen es die meisten modernen Naturforscher, von Gott dem Schöpfer zu reden. Sie nehmen das Naturganze als gegeben an und glauben oder wollen glauben machen, die Natur sey von selbst entstanden und die Gesetzmäßigkeit, die wir in ihr wahrnehmen, habe sich von selber gemacht. Was soll das aber heißen, wenn man sagt, die Natur ist weise, ist gütig, die Natur ist die größte Künstlerin, die Lehrmeisterin der Thiere, denen sie Instinkte einpflanzt, ja sie thut Wunder, diese gute Mutter. Wo existirt denn aber diese Dame Natur? Wo sitzt ein weibliches Selbstbewußtseyn des Weltalls, wie es hier so naiv vorausgesetzt wird? Mit welcher lächerlichen Scheu umgeht man Gott den Vater! Die Natur ist das Erschaffene, nicht der Schöpfer, das Werk und nicht sein Urheber. Im Grunde genommen reden die Naturforscher blos deswegen nicht mehr von Gott, weil es sie ärgert, daß Gott die Dinge gemacht habe, nicht sie. Bekanntlich war dies der lebenslängliche Aerger des großen Humboldt, weshalb er Gott in der Natur gänzlich ignorirt, niemals ein Werk Gottes als solches bewundert, sondern immer nur die gelehrten Herrn, die irgend etwas in der Natur zuerst gesehen, entdeckt oder erklärt haben, allein lobpreist, als seyen sie die eigentlichen Schöpfer.

Sieht man von Gott ab, so verliert man auch jedes Verständniß vom Zweck der Schöpfung, betrachtet sie nicht

mehr als ein Werk göttlicher Liebe zum Besten der Vernunftwesen oder Kinder Gottes und vergißt auch das in ihr liegende sittliche Gesetz. Es bleibt dann nur ein geist- und seelenloser Mechanismus übrig, in welchem sich Kräfte und Stoffe ausgleichen, und eine todte Classification sog. Naturreiche, Classen und Gattungen von Geschöpfen. Die Systeme dieser Art gehen alle den Irrweg bei der Hauptsache vorbei, weil sie den Zweck der Natur außer Augen lassen. Es sind trockene, hölzerne Schablonen, in welche sie die lebendige Natur einzwängen. Jedes Naturreich wird besonders abgehandelt; in welchem lebendigen unzertrennbaren Zusammenhange sie stehen, welchem Zwecke sie gemeinschaftlich dienen, davon ist nicht die Rede. Alles Lebendige wird secirt, dann legt man Knochen zusammen und construirt daraus die Thierwelt. Man classifizirt die einzelnen Bestandtheile und sieht vom Ganzen ab.

Die Naturwissenschaft darf nicht dabei stehen bleiben, jeden organischen oder unorganischen, jeden lebendigen oder unlebendigen Körper schlechthin als vorhanden zu nehmen, wie er ist und nur zu beschreiben, sondern sie muß nach dem warum? fragen. Warum ist die Erde, der Berg, der Fluß, das Mineral, die Pflanze, das Thier gerade so beschaffen und nicht anders? Wozu dient es? welchen Zweck hat es im Ganzen der Natur und namentlich in Bezug auf den Menschen, den Herrn der Natur? Erst wenn die Naturwissenschaft sich auf solche Fragen einläßt, kann sie ihr Ziel erreichen. Bisher haben nur wenige Denker, meist nur Reisende, welche die Pflanzen und Thiere nicht in Herbarien, Menagerien und Naturalienkabineten studirten, sondern lebendig in ihrer Heimath beobachteten, und geistvolle Geographen, die ihre Beobachtungen combinirten, in diese Tiefen

des Naturzwecks hingeblickt. Auch Theologen haben gelegentlich auf die Zweckmäßigkeit in der Schöpfung hingewieſen und Beweiſe der göttlichen Weisheit und Güte daraus entnommen, aber ſie ſind von den Fachmännern meiſt nur verlacht und verhöhnt worden, zumal ſeitdem die materialiſtiſche Schule ſo ſehr in Aufſchwung kam.

6.

Vom Zweck der Natur.

Die Naturforſcher der neueren Zeit haben einen Bann und Fluch darauf gelegt, man ſolle bei Leibe in der ganzen Natur nur nichts zweckmäßig finden wollen. Dieſe Scheu und Furcht vor dem Zweckmäßigen iſt wahrhaft lächerlich. Sie hängt mit der Scheu vor dem Chriſtenthum, mit dem Haſſe der Bibel aufs innigſte zuſammen. Man will den Schöpfer, eine Schöpfung nach Gottes Weisheit für die Zwecke ſeiner Liebe, zum Wohl ſeiner Geſchöpfe nicht gelten laſſen. Reiner Zufall ſoll beim Werden der Dinge entſchieden haben, einem Schöpfer und Vater will man zu nichts verpflichtet ſeyn. Nicht Gottes Weisheit will man anerkennen in der Natur, ſondern nur die eigene Weisheit in dem, was man aus der Natur macht oder in ſie hineinlegt. Vom Neigungswinkel der Ekliptik an bis zu dem des thieriſchen Zahnes iſt alles in der Natur zweckmäßig, ja nur zweckmäßig, aber das ſoll man um keinen Preis ſagen dürfen. Man würde ſonſt in den Verdacht kommen, man glaubte an einen Gott, der alles gemacht habe. Man ſoll glauben, alles ſey von ſelbſt entſtanden und nur für ſich ſelbſt da. Daß eines nur Mittel für das andere ſey und am Ende alles nur einem letzten göttlichen Zwecke diene,

in einer vom Niedrigſten zum Höchſten aufſteigenden Stufenfolge, wird verworfen. Man läßt keine Weisheit Gottes in den Werken der Natur gelten, ſondern nur einen Ruhm der Erklärer. Nach dem heute vorherrſchenden Schulbegriffe iſt nichts in der Natur zweckmäßig, außer was einem Profeſſor Anlaß gibt, mit einem mihi zu prahlen.

Beiſpielsweiſe wählen wir aus dem Werk des Profeſſor Kraus über die ſüdafrikaniſchen Cruſtaceen deſſen Beobachtungen über die wunderbare Zweckmäßigkeit im Bau dieſer krebsartigen Thiere aus. Sie kommen in unzähligen Arten und in den mannigfaltigſten Formen vor und weichen zumal in ihrer Lebensweiſe auf die verſchiedenſte Art von einander ab. Dieſer beſtimmten Lebensweiſe aber iſt jedesmal ihre äußere Geſtaltung und die Beſchaffenheit ihrer Glieder ſo vollkommen angemeſſen, daß ſich die Abſichtlichkeit der Natur kaum in einem andern ihrer Werke ſo deutlich verräth. Herr Kraus ſtudirte ſie vornehmlich in der Natalbay im ſüdlichen Afrika, wo warmes Klima und Schlamm ihre Erzeugung beſonders begünſtigen und wo ſie in größter Menge und Verſchiedenartigkeit vorkommen.

Die ſ. g. Schwimmkrabben ſind ausnehmend breit, glatt und leicht und alles in ihrem Bau iſt auf ein bequemes Schwimmen im Meere berechnet; gleichwohl widerſpricht Herr Kraus der Meinung früherer Naturforſcher, denen zufolge ſie das hohe Meer bewohnen ſollen. Er hält vielmehr dafür, daß ſie urſprünglich am Ufer erzeugt, aber mit dem Tang, in dem ſie leben, vom Ufer abgeriſſen und ins hohe Meer geführt werden. — Andere Krabben leben auf dem Uferſande und darauf iſt ihr Bau wieder ſo genau berechnet, daß man kaum paſſendere Apparate zum Eilen über den Sand und raſchen Eingraben in den Sand erſinnen

kann. — Wieder andere leben in engen Felsenritzen am Ufer und denen paßt sich der Bau wieder genau an. Harte Schalen schützen vor dem Reiben am Fels, die Füße sind kurz, um in den engen Löchern eingezogen werden zu können; nur die aus den Löchern vorgestreckten Scheeren sind groß und gewaltig, — noch andere leben auf Steinen und Wurzeln ꝛc. auf unebenem Boden, zu dessen leichter Ueberlaufung ihnen sehr lange Füße gegeben sind. Einige haben genau die Farbe des Bodens, so daß man sie schwer unterscheiden kann. Einige laufen mit unglaublicher Schnelligkeit. — Eine Art lebt im Schlamm, den sie mit einer sehr starken Scheere durcharbeitet; weil zwei dazu nicht nöthig sind, ist eine gegen die andere verkümmert. — Andere haben Apparate zum festesten, fast unlösbaren Anklammern an Felsen oder Algen, weil sie sich im Meere den wüthendsten Stürmen aussetzen. Wieder andere haben eine Schaale, wie die Schildkröte, und ziehen sich in dieselbe hinein, wenn ein Feind naht. Noch andere verstecken sich in leeren Muscheln aller Art. Eine Art bedeckt sich mit einem Schwamm oder einem andern leichten Körper und trägt ihn beständig mit sich herum, als Mantel oder Maske. Einige sind sehr schön gezeichnet, andere phantastisch spinnenartig gebaut, einige sehr groß; einige können auch einen Ton von sich geben. Kurz sie bieten die mannigfaltigsten und interessantesten Varietäten dar, und ihre Beschreibung füllt eines der merkwürdigsten Blätter der allgemeinen Naturgeschichte aus.

Im zweiten Bande der vergleichenden Erdkunde von Arabien charakterisirt Karl Ritter das Kameel als ein Thier, welches ausdrücklich zu dem Zweck geschaffen sey, die Wüste für Menschen passirbar und bewohnbar zu machen und um die Cultur Völkern zu vermitteln, die sie noch nicht kannten.

Nur durch das Kameel gelangt man in die Wüste und durch die Wüste, entdeckt man deren Quellen und Oasen, wo man sich niederlassen kann. Ohne das Kameel könnte man die weite Wüste nicht durchreisen, wären Handel, Verkehr und Wanderungen gesperrt. Dient dieses nützliche Thier der Cultur auf ihrer niedersten Stufe, so dient dagegen das Pferd schon den Zwecken höherer Cultur ꝛc. Wie von den Thieren läßt sich auch von den Pflanzen dasselbe sagen. Ohne gewisse Pflanzen könnten in isolirten Ländern oder auf Inseln keine Menschen leben, könnten gewisse Stufen der Cultur gar nicht erreicht werden. Ohne den Brodbaum kann der Südsee-Insulaner nicht leben, ohne die Kartoffeln können es nicht einmal mehr die europäischen Bevölkerungen. In Papyrusrollen hat sich das Andenken der ältesten ägyptischen Cultur erhalten, wie in den deutschen Namen Buch und Blatt noch der Beweis liegt, daß der Deutsche seine ersten Schriftzüge in Buchenholz einschnitt oder auf Blätter ritzte. Vom hohen Waldbaum an, den wir zum Schiffsmast zimmern, bis zum kleinsten Heilkraut, das uns von Krankheit befreit, ist alles in der Natur auf den Menschen berechnet, durch göttliche Weisheit zum Nutzen des Menschen vorgesehen.

Ein wunderbarer Humor in der Natur verräth in scheinbarer Zufälligkeit die tiefe Absicht. Darüber drückt sich Schleiden (die Pflanze und ihr Leben S. 71) einmal sehr gut aus: „Daß bei dem durch den heißen Sand der Sahara aufgehobenen Gleichgewicht der Luft der Wind den leichten Pollen der Dattelpalme umherweht, ist freilich ein natürliches Ereigniß, aber was hat denn der Wind mit der Dattelernte und mit dem Lebensunterhalte von Millionen Menschen zu schaffen? was weiß die seelenlose Welle, welche die Cocosnuß zu fernen Inseln trägt, wo sie am Ufer keimt,

daß dadurch der Ausbreitung des Menschengeschlechts der Weg gebahnt wird? begreift der Käfer, der durch sein Naschen die Vermehrung der kamtschatkischen Lilie erleichtert, daß ihre Zwiebeln in folgenden harten Wintern die ganze Bevölkerung Grönlands vor dem Hungertode schützen werden? Hier ist die Aufgabe des Naturforschers zu Ende und statt aller Antwort weist er über die Raumwelt der todten Massen hinaus dahin, wo wir in heiliger Ahnung den Lenker der Welten suchen."

7.

Von der Erde.

Die Wohnung, welche Gott seinen Kindern auf dieser Erde bereitete, war natürlicherweise der Schöpfung des ersten Menschen selbst vorangegangen, hatte aber keinen andern Zweck, als eben die Wohnung der Menschen zu seyn. Der runde Erdkörper breitete nach allen Richtungen hin seine Oberfläche aus mit Land und Meer, Gebirgen, Flüssen, Ebenen, alle in ihrer ursprünglichen Verschiedenheit schon berechnet auf die Menschen, welche hier Gelegenheit haben sollten, sich nicht einförmig und einseitig, sondern mannigfach und vielseitig auszubilden. Wo der Mensch nun auch auf der Oberfläche der Erde sich befinden mochte, er hatte die Landschaft um sich und das Himmelsgewölbe über sich. Von oben her kam ihm durch den Lauf der Gestirne der Wechsel von Tag und Nacht und der Wechsel der Jahreszeiten. Das Meer schied die Länder, um die Menschen bald zu trennen, bald wieder gegenseitig anzuziehen. Alle Elemente machten sich den Menschen dienstbar und brachten ihnen ihre reichen Producte zum Opfer. Was den Menschen nicht

unmittelbar zu ihrer Exiſtenz nothwendig war, diente ihnen zum Schmuck, zur Verſchönerung des Lebens.

In allen dieſen Schöpfungen gibt ſich ein überaus weiſes Geſetz und eine tief innerliche Harmonie zu erkennen. Durch die Wiſſenſchaft der Aſtronomie, Phyſik, Geologie, Mineralogie, Botanik, Zoologie iſt dieſes Geſetz erläutert worden. Aber das Ganze, was wir Natur nennen, iſt damit noch keineswegs erklärt, denn ihre Geſetzmäßigkeit iſt nicht ihr Weſen, noch der Zweck, um deſſentwillen ſie geſchaffen iſt, ſondern nur das Mittel, deſſen ſich Gott bediente, um ſeinen Kindern in der Zeitlichkeit ihres Probedaſeyns den angemeſſenen Wirkungskreis zu gewähren.

Man ſoll keinen zu geringen Werth auf die Harmonie der Natur legen, aber auch über ihr den Zweck nicht vergeſſen, zu dem ſie da iſt. Die Einſicht in den Wunderbau der Natur iſt nicht die letzte unter den Gnaden, welche der Vater ſeinen Kindern hat zu Theil werden laſſen. Aber man ſoll nicht allein auf den Wunderbau ſehen wollen und die Hauptſache, die Bewohner, die Herrn der Natur darüber vergeſſen.

Die großen Entdeckungen in der Aſtronomie, des Umlaufs der Erde um die Sonne, der Sonne um ein noch mächtigeres Centralgeſtirn (nach Mädler wahrſcheinlich die Plejaden), der Planetenharmonie in unſerm Sonnenſyſtem ꝛc., erweitern unſern Horizont, weiſen uns auf etwas Wundervolles hin, was wir noch nicht erreichen können, und ſind ein ſichtbarer Beleg für das, was die Schrift ſagt: „In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen.“ Es wäre jedoch verwegen und irrig, wenn wir im großen Weltgebäude Ziele und Zwecke ſuchen wollten, die über das uns geoffenbarte göttliche Geſetz und das uns angeborene Sittengeſetz

und Rechtsgefühl hinausgehen sollten, und dieselben gleichsam als zu klein und unbedeutend für die Größe des Universum beiseite liegen ließen. Die Zahl der Himmelskörper, die von Vernunftwesen bewohnt sind, mag noch so groß, die Himmelskörper selbst und ihre Bewohner mögen unserer Erde und uns noch so überlegen seyn, immer bleiben jene Bewohner Kinder Gottes, gleich uns, einzig aus Gottes Liebe hervorgegangen und alle mit unbedingter Freiheit des Willens begabt, um zu wählen zwischen Gutem und Bösem. Wie alle Gestirne, helle und dunkle, große und kleine, einfache, doppelte, Sterngruppen und Haufen alle dem gleichen Gesetz der Schwere unterworfen sind, so auch alle vernunftbegabten Bewohner dem Sittengesetz.

Die Erde war früher da, als der Mensch, der auf ihr wohnen sollte, aber sie war nur geschaffen, damit er auf ihr wohnen solle. Wenn die Geologie in Bezug auf unsern Planeten von einer nicht minder harmonischen Gesetzmäßigkeit Zeugniß gibt, wie die Astronomie, so ist doch auch die allmähliche Formirung der Erde nicht sich selber Zweck, sondern nur Mittel für den Zweck des Menschen gewesen. Mit der Geburtsgeschichte der Erde und der allmählichen Umbildung ihrer Oberfläche haben sich die Naturforscher verhältnißmäßig etwas zu viel beschäftigt, denn es kam weniger darauf an, wie die Dinge entstanden, als wozu sie bestimmt sind. Die dichterische Einbildungskraft hat für die s. g. Wissenschaft, die sich so eifrig mit diesen Fragen beschäftigt, mehr geleistet als die Erfahrung. Es war wohl eine sehr poetische Vorstellung von Oken, die Planetensphären um die Sonne her in Regenbogenfarben zu sehen, anfangs nur in Dunstätherschichten, die sich allmählich zusammenzogen zu Planetenkernen. Auch die neueste Hypothese von Spiller hat etwas Poetisches.

Derſelbe läßt aus der rotirenden Sonnenſphäre zuerſt den Planeten Neptun durch Umſchwung ſich abreißen, durch deſſen Austritt aber eine ſolche Fluth in der Sonnenſphäre entſtehen, daß noch eine zweite Maſſe ſich losreißt, die zum Planeten Saturn wird, und ſo fort. Eine noch poetiſchere Anſicht hat Steffens, ſofern er meinte, unſere Erde ſey einmal ein Komet geweſen und ſo nahe an der Sonne vorbeigekommen, daß ſich durch die Hitze auf ihrer Oberfläche der ungeheure Pflanzenwuchs entwickelt habe, den wir jetzt noch unter darauf gewälzten Schutt begraben, als Steinkohlenlager zuſammengepreßt finden. Als ſich dann die Erde wieder weit von der Sonne entfernt habe, ſey ſie kälter und immer kälter geworden und eine Zeitlang ganz vereist.

Dieſe ſog. Eisperiode, documentirt durch die auf Eisſchollen fortgetragenen erratiſchen Blöcke, Felſenſchliffe ꝛc., wie auch durch das unter dem ſibiriſchen Eis noch wohl erhaltene Mammuth, iſt von andern anders erklärt worden und die Anſicht von Agaſſiz hat am meiſten Zuſtimmung erhalten. Wichtiger aber als das Eis, welches einmal wenigſtens einen großen Theil der Erdoberfläche bedeckt hat, ſind die Revolutionen, welche die letztere wiederholt durch Waſſer und Feuer erlitten hat. Die heil. Schrift gedenkt der Sündflut, wodurch das erſte ſündige Geſchlecht der Menſchen bis auf des Noah fromme Familie vertilgt worden ſey. Von Zerſtörungen durch Feuer erwähnt ſie nichts außer dem Untergang von Sodom und Gomorrha, da wo wir heute noch das todte Meer ſehen. Dieſe Zerſtörungen fallen in die hiſtoriſche Zeit, in der es ſchon Menſchen gab. Sie leihen uns aber einen Maßſtab, um darnach die Umwälzungen der Erdrinde in der vorhiſtoriſchen Zeit, vor der Schöpfung des Menſchen zu beurtheilen. Sie ſchreiben nämlich dem

Waſſer eine viel ausgedehntere Macht zu, als dem Feuer. Die Naturforſcher hätten wohl gethan, nicht ſo ganz von der Bibel wegzuſehen. Sie theilten ſich bekanntlich in Vulkaniſten und Neptuniſten, von denen jene dem Feuer bei den Revolutionen der Erdoberfläche und bei der damit zuſammenhängenden Bildung der Gebirgsarten einen weit größeren Einfluß zuſchrieben, als dem Waſſer. Die Neptuniſten, welche dem Waſſer eine größere Bedeutung zuſchrieben, wurden durch einen förmlichen Terrorismus, den die Vulkaniſten auf den Univerſitäten übten, zurückgedrängt und heute noch iſt die unſinnige Vorausſetzung, das ganze Innere der Erde ſey eine glühende Maſſe, noch keineswegs aufgegeben, ſondern wird noch in vielen Schulen gelehrt. Das Feuer und die Lava der Vulkane, wie auch die heißen Quellen zeigen ſich auf der ungeheuren Oberfläche der Erde ſo weit von einander und zerſtreut, daß ſie ſich aus verhältnißmäßig ſehr kleinen Mengen von brennbarem Material erklären laſſen, ohne daß es zu ihrer Entzündung eines Glutzuſtandes der ganzen 1719 geographiſche Meilen im Durchmeſſer enthaltenden Erdmaſſe bedürfte. Wir ſind überhaupt noch keine einzige Meile tief in dieſe ungeheure Kugel eingedrungen und wiſſen von ihrem Innern gar nichts. Auch die Erdbeben, die ihre Erſchütterungen in einem weitern Umkreiſe auf der Erdoberfläche verbreiten, erklären ſich aus der erſtaunlichen Kraft eingeſchloſſener Dämpfe. Wenn nur wenig Waſſer in der Locomotive durch ſeine Verdampfung ſtark genug wird, fünfzig ſchwere Waggons zu ziehen, ſo darf man ſich die Dampfkeſſel, aus denen die Erdbeben hervorgehen, auch nur verhältnißmäßig von geringem Umfang denken.

Auf die Entſtehung der Gebirgsarten hat das Waſſer unendlich mehr eingewirkt, als das Feuer. Denn das Haupt-

gestein der Erdoberfläche, der Granit kann in seiner regelmäßigen Mischung von Quarz, Feldspath und Glimmer nur auf nassem Wege entstanden seyn, und die sog. neptunischen Schichten, die über dem Granit liegen oder an ihn anlehnen, sind als Niederschläge aus dem Wasser anerkannt. Es bleiben also nur die Laven und Basalte als vereinzelte Producte vulkanischen Feuers und verschiedene neptunische Gesteine übrig, welche nicht unmittelbar durch Feuer, sondern nur durch Dampfhitze modificirt worden sind. Im Ferdinandeum zu Innsbruck sieht man rothen Porphyr, in welchem versteinerte Schnecken wohlerhalten eingebacken sind. Ein Beweis, daß der Porphyr ein weicher neptunischer Schlamm war, in welchen die Schnecken sich eingedrückt hatten, ehe er durch unterirdische Dampfhitze verhärtet und gefärbt wurde.

Jedenfalls ist das durch Feuer oder auch nur durch Dampfhitze veränderte Gestein nur in einer Minderheit auf der Erdoberfläche vorhanden.

Die Umwälzungen der Erdoberfläche müssen sich, wenn nicht überall gleich oft, doch in vielen Gegenden sehr oft wiederholt haben, denn wir finden unter der Erde eine Erd- oder Steinschicht über die andere gelagert und darin oder dazwischen versteinerte Pflanzen und Thiere, runde Steine, die aus einem Flußbette herstammen mußten, aber weggerissen und unter anderm Gestein begraben wurden. Man hat daraus allerlei Schlüsse gezogen; weil mehrere Pflanzenschichten verkohlt über einander liegen, muß jede einzelne unter Schlamm und Schutt begraben worden seyn, bis sich über diesem Schutt wieder ein neuer zahlreicher Pflanzenwuchs bilden konnte. Wo wir, hauptsächlich im Schiefer, eine Menge Abdrücke von Fischen finden, muß ehemals Meer ge-

weſen und dasſelbe erſchüttert oder über das Land geſchwemmt und unter einer neuen Erdſchicht begraben worden ſeyn. Wo wir ganze dicke Schichten Kalk mit unzählbaren verſteinerten Infuſorien und Muſcheln angefüllt finden, müſſen dieſelben Zeit gehabt haben, zu entſtehen und ſich in ſo ungeheurer Menge fortzupflanzen, bis auch ſie durch neue Umwälzungen verſchüttet wurden. Daraus hat man nun auf ein ungeheuer langes Alter der Erde geſchloſſen und über die ſechs Schöpfungstage der Bibel geſpottet. Das Wort Tag bedeutet überhaupt nur einen Zeitabſchnitt. Die Zeitdauer aber, die es bedurft haben mag, bis die Erde fertig war, iſt etwas Gleichgültiges. Es kommt nur darauf an, daß die Erde geſchaffen und grade ſo geſchaffen iſt, wie wir, die Herren der Erde, ſie brauchen und zwar zu dem Zwecke brauchen, zu dem wir ſelber geſchaffen ſind. Nur aus dieſem Zweck läßt ſich ein vernünftiger Grund herleiten, warum die Oberfläche ſo viele Erſchütterungen oder Revolutionen hat durchmachen müſſen, bis ſie fertig und vollkommen zur Aufnahme des Menſchen vorbereitet war. Die moderne Naturforſchung, welche die Natur aus ſich ſelbſt erklären will, als ob ſie allein ſich ſelbſt Zweck wäre, hat noch nicht einen einzigen vernünftigen Grund aufzufinden gewußt, aus welchem ſo viele wiederholte Erdrevolutionen nöthig geweſen wären. Sie hat ſich zwar in vielerlei Erklärungen verſucht, die aber nur den Modus jeder neuen Erdrevolution erörtern, vom Zweck derſelben aber niemals etwas wußten. Es hätte ſo vieler Umwälzungen der Erdrinde nach den Vorausſetzungen der modernen Naturwiſſenſchaft eigentlich gar nicht bedurft. Wozu iſt ſo viel verſchüttet und begraben worden? Ich ſage: lediglich zum Nutzen der Menſchen, für die ja überhaupt

die ganze Erde geschaffen wurde. Der himmlische Vater sorgte für seine Kinder, daß sie auf Erden einen vollständigen Haushalt vorfanden für ihre spätesten Nachkommen. Es genügte ihm nicht, die Oberfläche der Erde fruchtbar zu machen, um dem Menschen nahrhafte Früchte aller Art anzubieten und sie mit Thieren der mannigfachsten Art zu erfüllen, die dem Menschen zur Nahrung, zur Kleidung und zu mancherlei Dienst und Lust geschaffen waren. Er legte für seine Kinder auch noch unter der Erde Keller und reiche Vorrathskammern an, welche noch der spätesten Menschheit zugute kommen sollten; das unentbehrliche Salz, die Steinkohle, den Schwefel, die Metalle und edlen Gesteine.

Man nannte das Bergsegen und dankte Gott dafür. Fromme Andacht baute auch wohl vor dem Bergwerke der heil. Anna, der Schutzpatronin desselben, eine Capelle. Jetzt heißt es ganz brutal: das Erz, das Salz ꝛc. sind von selber gewachsen, dafür braucht man Niemand zu danken, als dem zufälligen Entdecker und der hochpreislichen Regierung. Jetzt rennt alles den Goldfeldern in Californien, Sibirien, Australien ꝛc. nach, nur von heißer Gier getrieben, und im Augenblick, in dem das Gold gefunden ist, wird es schon wieder in Spielhöllen und lüderlichen Häusern verthan oder dem glücklichen Finder durch Raub und Mord entrissen. Da wurde der Gottesdienst völlig zum Teufelsdienst.

Die göttliche Fürsorge für die Menschen ist die einzig richtige Erklärung der Erschütterungen der Erdoberfläche vor Erschaffung des Menschen, und die Naturforscher sind undankbar gegen Gott, wenn sie das nicht anerkennen wollen.

Die Erklärungsversuche, welche sie gewöhnlich machen, beziehen sich, wie schon bemerkt, nur auf den Modus, nicht auf den Zweck. Die Ueppigkeit des Pflanzenwuchses, von

der die Stein- und Braunkohlenlager Zeugniß geben, wird aus der erhöhten Temperatur und diese aus dem ganz unmöglichen und nur in der Phantasie der Naturforscher existirenden Gluthzustand der Erde, oder aus dem kometenartigen Vorbeifahren der Erde an der Sonne erklärt, aber nur willkürlich, und immer bleibt noch die Frage unbeantwortet: wozu denn wurde diese reiche Pflanzenwelt begraben und verkohlt? Eben so wenig haben die Naturforscher jemals einen vernünftigen Grund für das Vorkommen des Salzes und der Metalle unter der Erde anzuführen gewußt. Für sich selbst sind diese Minerale doch nicht entstanden. Sie wären vollkommen in der Natur überflüssig, wenn sie nicht Mittel für die Zwecke der Menschen seyn müßten.

Einen Grund, aus welchem auf der Oberfläche der Erde so viele Schichten durch und übereinander geworfen sind, glaubte man entdeckt zu haben, als sich erfahrungsmäßig zeigte, in den untersten Erdschichten seyen noch gar keine organischen Geschöpfe versteinert oder abgedrückt zu finden, in den darüber liegenden Schichten zeigten sich zuerst die niedrigsten Pflanzen und Thiere und in den folgenden die schon mehr und mehr entwickelten. Doch war man ein wenig zu voreilig in den Grenzbestimmungen. Das wurde unter anderem durch das Eozoon canadense bewiesen. Im Jahre 1858 wurde von einem Herrn Mac Culloch bei Grand Calumet am Flusse Ottawa zum erstenmal das versteinerte Thier dieses Namens aufgefunden und machte ungeheures Aufsehen, weil es die ganze bisherige Theorie von der s. g. azoischen Periode der Erdbildung umstieß. Wieder ein neuer Beweis, wie voreilig und unzuverlässig solche Theorien sind, die auf einer unvollständigen Kenntniß der Thatsachen beruhen. Die s. g. azoische Periode er-

hielt diesen Namen, weil in ihr die unterste Erdschicht, bis zu der wir gelangt sind, Versteinerungen von Pflanzen oder Thieren noch nicht enthalten soll. Nun hat man aber in Canada, in der tiefsten s. g. laurentianischen Erdschicht in zwischen Gneiß vorkommenden kristallinischen Kalklagern jenes versteinerte Thier entdeckt als das älteste bis jetzt bekannte und aus der früheſten bis jetzt bekannten Periode der Erdbildung und hat es Eozoon genannt von Eos, Morgenröthe, und Zoon, Leben, gleichsam als der aus der Urnacht zuerst hervorbrechende Schimmer des Lebens. Es gehört zu den Foraminiferen, die jetzt nur noch in mikroskopischen Größen existiren, damals aber in Riesenformen vorkamen. Das Thier bildete eine halbkugelförmige Masse und viele solche wuchsen zusammen wie zu einem Korallenriffe. Indem man durch Salzsäure die Kalkmasse auflöste, legte man die mit Silicaten erfüllten Kammern und Kanäle des Thieres bloß, wodurch man seine Structur deutlich erkennen konnte. Nach Hochstetters Bericht in der österreichischen Wochenschrift 1865 Nummer 23.

Doch wir wollen darauf kein großes Gewicht legen, denn immerhin bleibt es gewiß, daß in den untereinander liegenden Erdschichten von unten nach oben die Ueberreste von Pflanzen und Thieren eine Stufenfolge von niedern zu höhern Arten und Gattungen erkennen lassen. Das streitet aber nicht gegen unsere Voraussetzung. Gleich den verschiedenen Tonleitern in der Musik gibt es auch verschiedene Stufenleitern der Entwicklung in der organischen Natur, nicht nur eine. Die eine, die uns augenfälligste, ist nur räumlich bedingt, indem wir alle Formen von der einfachsten bis zur complicirtesten in demselben Raum und Zeitraum der Natur vereinigt finden. Die andere ist zugleich zeitlich bedingt,

indem die ältern Formen der Stufenreihe ausgestorben sind. Mit dieser innern Harmonie der organischen Wesen stimmt auch die Harmonie und das Ineinanderwirken der anorganischen Massen, so wie auch schon die Harmonie der Sphären überein. Damit schließt die exacte Naturwissenschaft den Kreis der Naturharmonien, und doch dehnt er sich noch weiter aus, denn kein Naturreich ist für sich allein da, alle greifen in einander, und in der Vertheilung der Länder und Meere auf der Oberfläche der Erde, der Gebirge und Flüsse, der Wälder und Felder, wie auch im Arrangement des Lufthimmels und des Wechsels der Jahres- und Tageszeiten waltet eben so gewiß ein harmonisches Gesetz. Aber alle diese Harmonien in jedem einzelnen Naturreich und in ihrer gegenseitigen Verbindung sind nicht sich selber Zweck, sondern nur Mittel für die Zwecke des Menschen.

Noch müssen wir bemerken, daß der innere Zusammenhang, der zwischen den s. g. wissenschaftlichen Naturansichten und den politischen Meinungen, dem sittlichen Charakter des jedesmaligen Zeitgeistes stattfindet, namentlich auch in den geologischen Hypothesen sich wiedererkennen ließ. Man dachte früher nicht daran, unsere gute Mutter Erde zu einem ungeheuren Ofen zu machen, dessen ganzes Innere im Gluthzustand seyn soll. Das schwache Feuer einiger weit auf der Erde zerstreuten Vulkane konnte zu einer so ausschweifenden Voraussetzung nicht berechtigen, hundert andere Gründe sprachen gegen diese Voraussetzung. Wie hätten sich auf der Oberfläche der Erde so mannigfaltige Stoffe bilden und ein organisches Leben entwickeln können, wenn sie nur die ausgeglühte und abgekühlte Schlacke auf der Außenseite einer inwendig noch immer glühenden Lava wäre? Alle Lebensfähigkeit in ihr müßte längst durch den Jahrtausend alten

Brand ausgetilgt seyn. Auch streitet es gegen das natürliche Gefühl, welches die Festigkeit der Erde und Sicherheit des Trittes als die Regel, etwas Hohles unter uns nur als Ausnahme erkennt.

Die an sich lächerliche Einheizungstheorie hatte ihren geheimsten Grund in der Angst, die sich im Zeitalter der französischen Revolution der Zeitgenossen bemächtigte, oder auch der revolutionären Fieberhitze. Die Einen bangten immer, sie stünden auf einem Vulkan und die leichte Decke unter ihnen werde einbrechen, die Anderen steckten in ihrer revolutionären Besoffenheit den rothen Hahn überall auf und machten durch ihre innere Hitze auch den Boden unter sich glühend, wie die Sage von der heißen Lianor erzählt.

Auch Goethe hat, von einem natürlichen Gefühl geleitet, die Einheizungstheorie verworfen. Er wollte seinem Werner treu bleiben. Mit Abscheu erfüllte ihn „das Heben und Drängen, Aufwälzen und Quetschen, Schleudern und Schmeißen." Statt gesetzmäßiger Ordnung und nothwendiger Bestimmung sah er in der Hebungstheorie nur wüste Unordnung. Vergl. Karl v. Raumers Kreuzzüge I. 70 und Andreas Wagner, Geschichte der Urwelt S. 17.

Die falsche Voraussetzung, eine Menge Gebirgsarten seyen vulkanischen Ursprungs, ist längst durch eine richtigere Beobachtung und chemische Analyse widerlegt. Man hat sowohl im Basalt, als im Dolomit, Dolerit, Serpentin ꝛc. Versteinerungen gefunden. Vergl. Wagner, Geschichte der Urwelt S. 89, 131, 133.

Wenn das Innere der Erde Feuer wäre, welches seine größte Gluth im Mittelpunkt zusammendrängen müßte, sofern die Oberfläche erkaltet, müßten die Pole der Erde wärmer

seyn, weil sie wegen der bekannten Abplattung unseres Globus dem Mittelpunkt der Erde am nächsten liegen.

8.

Von der fortschreitenden Entwicklung innerhalb der Natur.

Indem die Wissenschaft sich von ihrem eigentlichen Ziele, der Gotterkenntniß, wissentlich und bösen Willens abwandte, stellte sie das Phantom einer Welterkenntniß auf, als ob die Welt ohne Gott und allein da wäre. Durch dieses Phantom verdunkelte sie auf Universitäten und Schulen den Blick der unschuldig in den Verrath Gottes hinein gezerrten Jugend, damit sie Gott nicht sähe. Von ihm hinweg wurden die unschuldigen Blicke auf die ihm entgegengesetzte Seite gewendet und wurde ihnen mit hochtrabenden Redensarten eine künstliche Begeisterung für das Phantom beigebracht. Hier allein sey Wahrheit, hier allein exacte Wissenschaftlichkeit; hier allein könne man die Größe der Welt in der Größe der Wissenschaft bewundern, in welcher der menschliche Geist das Höchste erreicht habe.

In Bezug auf die Natur konnte diese von Gott abgekehrte Wissenschaft begreiflicherweise nichts anderes behaupten wollen, als sie existire ohne Gott, Gott sey nur eine Einbildung, eine von Pfaffen ersonnene Lüge. Die Negation mußte in ihrer Consequenz noch weiter gehen, nämlich nicht nur den Gott der Christen als den allmächtigen, weisen und liebenden verleugnen, sondern auch überhaupt ein geistiges Weltprinzip nicht mehr gelten lassen, vielmehr die Materie, den rohen Stoff, das Aeußerliche zum Weltprinzip

machen. Die Wissenschaft hat in dieser Beziehung die Wahrheit unbedenklich auf den Kopf gestellt und das Unterste zu oberst gekehrt. Die Voraussetzung, daß die Materie das Ursprüngliche, wie auch das allein Ewige und Unzerstörliche sey, kehrt in allen wissenschaftlichen Systemen des jetzt in auffallender Weise zur Herrschaft gelangten Materialismus wieder, welcher davon den Namen trägt und sich mit vollem Behagen rühmt, die Wahrheit richtig gestellt, d. h. das Unterste zu oberst gekehrt zu haben.

Unglücklicherweise verharrt die allein ewige und göttliche Materie nicht in ihrem rohesten Urzustand. Das wäre wenigstens das allein ihrer Würdige, wenn sie wirklich das allein Ewige wäre. Die falsche Wissenschaft sieht sich gezwungen, in der ewigen Materie wenigstens Veränderungen vorgehen zu lassen, den sog. Stoffwechsel. Dadurch entstehen nun die verschiedenen Modificationen der Urmaterie nach Formen, Farben, mechanischen, chemischen, organischen Eigenschaften ꝛc., das mannigfache Leben und Wimmeln der Dinge auf Erden. Aber dieses Leben ist nur Schein, denn es vergeht, und nur die Materie bleibt als Staub oder Asche zurück, um zufällig neue Formenverbindungen einzugehen, die aber ebenfalls wieder verschwinden.

Um sich alle Erscheinungen im Raum und noch viel mehr in der Zeit, im Natur- und noch vielmehr im Menschenleben, im Fortschritt der Geschichte zu erklären, konnte der Materialismus bei jener rohen Vorstellung von einer ewigen und göttlichen Materie, auf der nur wie auf einer Wand der bunte Schein spielt, nicht stehen bleiben; er nahm also innerhalb jenes Scheinlebens der Formen wenigstens einen Fortschritt an, der in ununterbrochener Reihe vom bewußtlosen Stein durch die Pflanze, das Thier und den Menschen

bis zu der Civiliſation, dem Staatsleben, der Wiſſenſchaft und Kunſt der gereifteſten Nationen emporführte. Man konnte die Gegenwart nicht verleugnen, und wenn man nicht beim alten Glauben bleiben ſollte, welcher den Strom der Menſchheit aus einer immateriellen Quelle, von Gott herleitete, ſo mußte die falſche Wiſſenſchaft dieſem alten Glauben nothwendig Concurrenz machen, mußte ihn verdrängen, naſerümpfend als einen längſt überwundenen Standpunkt und als unwiſſenſchaftlich verwerfen.

Dies geſchah nun auf mannigfache Art. Natur- und Geſchichtsforſcher wetteiferten in Hypotheſen, um die allmälige Entſtehung geiſtiger Fähigkeiten und Intereſſen aus den materiellen zu erklären. Die Naturphiloſophen erſchöpften ſich in geiſtreichen Spielereien mit den bisher gemachten Naturerfahrungen, in Spielen der bloßen Einbildungskraft, womit ſie wenigſtens poetiſch überraſchten, wenn auch nichts weniger als wiſſenſchaftlich überzeugten. Sie zauberten uns aus der unorganiſchen Natur die organiſche, aus dieſer die Menſchenwelt und ihren ganzen geiſtigen Verkehr hervor. Aber ſie gaben dabei ihr materialiſtiſches Prinzip nicht auf. Wie hoch auch die am ſpäteſten entwickelten edlen Formen über der rohen Materie zu ſtehen ſchienen, ſo war in ihren Augen doch alles nur aus der Materie hervorgegangen, nur eine Erſcheinung an der Materie, nur eine Verfeinerung, eine Sublimation des anfangs Rohen in der Materie. Mit einem Wort, die Materie blieb das allein Ewige, das Geiſtige nur Stoffwechſel, nur vergänglich.

Wie ſich die rohe Materie verfeinert haben ſoll, lehrten im Anfang des Jahrhunderts bereits einige ſog. Naturphiloſophen. So meinte man, aus dem Thonſchiefer ſey

die Pflanzen-, aus dem Kalk die Thierwelt hervorgegangen. Aus den niederen Pflanzen dann wieder die höhern, aus den niedern Thieren die höhern. Link machte die Bemerkung, die meisten zahmen Thiere seyen in ihrem ursprünglich wilden Zustand schwarz, wenn sie auch später bunte und helle Farben annehmen. So seyen auch die Stammeltern des Menschengeschlechts schwarze Neger in Afrika gewesen. Seitdem Darwin die Stufenfolge der Formenbildungen und geistigen Entwicklungen in ununterbrochener Kette durch alle Naturreiche hindurch geführt hat, ist die Abstammung der Menschen vom Affen ein Lieblingsthema für die Unterhaltung der gebildeten Welt geworden.

Die Lehre von der fortschreitenden Vervollkommnung ist auch auf die Politik angewendet worden im sog. Optimismus, welcher, wenn erst alle unreifen Zustände der Menschheit überstanden seyn werden, eine allgemeine Menschheitsrepublik prophezeit, in welcher volle Freiheit und Gleichheit und Gütergemeinschaft und insofern die vollkommenste Glückseligkeit herrschen soll, als die Menschen dann mit vereinter Kraft und mit Hülfe immer neuer Erfindungen die Fruchtbarkeit der Erde und alle Arten von Genußmitteln vermehrt haben werden.

Der Vorwurf, welcher Gott gemacht worden ist, daß, wenn er wirklich von Ewigkeit her existire und noch dazu allweise und allgütig sey, er die Menschen nicht so lange in Unwissenheit und im Unglück hätte lassen sollen, wurde von der modernen Philosophie, sofern sie Gott selbst einer fortschreitenden Entwicklung unterwarf, gleichsam vornehm beseitigt. Gott habe gar nicht gütiger handeln können, weil er seiner selbst noch gar nicht einmal bewußt gewesen sey. Bekanntlich lehrte Hegel bereits ganz im Sinne der erst

ſpäter in die Mode gekommenen Fortſchrittstheorie Darwins, Gott wachſe aus der Materie hervor als deren allmäliges Bewußtwerden. In den älteſten roheſten Bildungsformen der Natur ſey dieſes Bewußtſeyn noch außerordentlich trübe und dämmere erſt allmälig immer lichter auf. Auch in den älteren Generationen der Menſchen habe es noch ſtark gedunkelt, und wie viel auch Chriſtus beigetragen habe, dem Freiwerden des göttlichen Bewußtſeyns vorzuarbeiten, ſo ſey es ihm doch nur im Gemüthsleben, ahnungsweiſe wie im magnetiſchen Schlafe gelungen, und zum eigentlichen klaren Bewußtſeyn ſey Gott erſt in ihm, dem Berliner Profeſſor Hegel, gelangt. Höher hat ſich die menſchliche Hoffahrt niemals verſtiegen und in ihrem Wahnſinn nicht einmal gemerkt, wie lächerlich ſie ſich damit machte. Zur Zeit meiner Jugend, in welcher die Philoſophie Hegels alle Univerſitäten dominirte, glaubten Lehrer und Schüler ganz ernſthaft an den erſt in Hegel zum Bewußtſeyn kommenden Gott, und ihre Wonne war, im eigenen Bewußtſeyn zugleich das göttliche zu tragen.

Dieſe deutſche Irrlehre hat ziemlich viel Aehnlichkeit mit der des aſiatiſchen Buddhismus. Dort glaubt man nämlich ebenfalls an ein Aufſteigen von den niedrigſten, roheſten und häßlichſten Naturformen bis zum Menſchen und noch höher hinauf zu Engeln und Göttern, endlich zum höchſten Gott ſelbſt, zu Buddha, in dem ſie alle zuletzt verſchwinden ſollten. D. h. jedes Ding muß zu Buddha werden, Buddha ſelbſt aber kommt ſich eben erſt in allen zum Bewußtſeyn. Indeſſen liegt in dieſer aſiatiſchen Lehre ein achtbares ſittliches Motiv, welches jener deutſchen Philoſophie gänzlich abgeht. Nach buddhiſtiſcher Lehre nämlich gelangt

jedes Wesen auf eine höhere Stufe der Entwicklung nur durch frommes Abbüßen der früheren Sünde, durch neue Tugend. Darin liegt ein Sporn zur Rechtschaffenheit und zur Veredlung der Gesinnung. Dieser Sporn fehlt der deutschen Philosophie.

Die Scala von niedern zu höheren Bildungsformen verleitete einige namhafte Gelehrte auch zu dem Irrwahn, die Natur sey perfectibel. Man dichtete der Erde ein Alter von Millionen Jahren an. Früher glaubte man, sie sey im Anfang aus der Urmaterie von Atomen in eine Dunstkugel zusammen geronnen, diese habe sich wieder zu einer Wasserkugel zusammen gezogen und diese endlich in eine Erdkugel. Später glaubte man und glaubt noch jetzt, die Erdkugel habe in jahrtausendlangen Zwischenräumen immer wiederholt eine beträchtliche Menge von Umwälzungen erlebt, wodurch ihre Oberfläche verändert und jedesmal eine neue und zwar immer vollkommenere Thierwelt entwickelt worden sey. Daraus schloß man nun auf eine Perfectibilität der Erde überhaupt und träumte von einer künftigen Erdrevolution, aus welcher eine neue, noch vollkommenere Natur hervorgehen würde als die jetzige. Auch Humboldt liebte so zu träumen.

Das ist die Lehre von der Selbsterlösung der Menschheit, die Lehre des liberalen Optimismus und das aide toi des Communismus. Man braucht keine göttliche Gnade und Hülfe mehr, wie man sich auch vor keinem göttlichen Richter mehr fürchtet. Laßt uns Menschen nur selber machen, heißt es da. Wir schaffen das Christenthum, die Monarchie und die Aristokratie ab, die ganze Menschheit vereinigt sich in einer demokratischen Republik, theilt allen Besitz unter sich und macht sich durch gemeinsame Arbeit aus der Erde ein Pa-

rabies, worin jeder glücklich ist. Dazu bedarf es keines Gebets, sondern nur Freiheit und Gleichheit und unserer Hände Arbeit. Das kommt nun einer förmlichen Absetzung Gottes gleich, Gott existirt für diese Menschen nicht mehr. Für sie nicht, weil sie blind im Geiste sind; aber er existirt doch, und sie werden Gelegenheit bekommen, sich davon zu überzeugen.

Die heil. Schrift stimmt nicht mit dem modernen Optimismus überein. Die Apokalypse verkündet der Menschheit ein Ende mit Schrecken. Dieser Schluß des neuen Testamentes entspricht dem Anfang. Zwar von Gott selbst geschaffen und mit Vernunft begabt, mißbrauchte doch die ungeheure Mehrheit der Menschen den freien Willen zur Sünde, und trotz ihres Uebermuthes gelangte die Menschheit, anstatt sich selbst erlösen zu können, in immer schlimmeres Uebel hinein. Ohne Gottes Nachhülfe wäre sie im grobsinnlichen Heidenthum und in der Tyrannei und Sclaverei des altrömischen Reichs und aller anderen heidnischen Reiche endlich völlig verthiert und verteufelt, wenn ihr Gott nicht seinen Sohn als Erlöser gesendet hätte. Im Christenthum ist in der That die sündige Menschheit verjüngt und wieder auf den rechten Weg der Vernunft und des Seelenadels geführt, vom Mißbrauch des freien Willens zum rechten Gebrauch desselben neu begeistert worden. Allein auch die christliche Welt ist wieder vom rechten Wege abgewichen, aufs neue verführt durch die Sinne zur Sünde des alten Heidenthums. Kaum gibt es noch eine Minderheit von wahren Christen, gegen die sich eine ungeheure Mehrheit auflehnt, und da Christus erst am Ende der Zeit wiederkommen wird, kann dem Verderben durch menschliche Kraft allein nicht Einhalt gethan werden. Also wird es immer

mehr anwachsen, bis zu der schrecklichen Katastrophe, welche die Offenbarung Johannis verkündet. Dann erst, am Ende der Zeit, wird Christus wieder erscheinen, aber als Richter. Und die gerecht gefunden werden, denen wird er ihre Stätte im Himmel anweisen, im himmlischen Jerusalem, nicht etwa in einem im alten Palästina neu aufgebauten Jerusalem. Dann wird auch von dem vorgeblichen Paradiese, welches sich die Communisten aus eigener Kraft erschaffen wollen, nicht die Rede seyn. Die Erde wird nicht erneuert werden und es wäre auch kein Grund dazu vorhanden, da sie in ihrer jetzigen Gestalt der Bestimmung, zu welcher sie überhaupt erschaffen wurde, vollkommen entsprochen hat, nämlich eine Prüfungsstätte für die Kinder Gottes zu seyn, ob sie von dem Götterfunken, den der himmlische Vater in ihren Geist gelegt, nämlich von ihrem absolut freien Willen, einen guten oder schlechten Gebrauch gemacht haben.

Geoffroy ging so weit, sogar an eine Perfectibilität der Thiere zu glauben, so zwar, daß den Thieren beschieden sey, nach jeder neuen Erdrevolution in reicher entwickelten Formen und reiferem Organismus verjüngt zu werden. Seyen die heutigen Thiere vollkommener und menschenähnlicher als die, welche ausgestorben sind und deren Reste man nur noch unter der Erde findet, so würden nach der nächsten Erdrevolution auch noch vollkommenere Thiere entstehen. Geht das nun weiter so fort, so müssen zuletzt alle Thiere ein letztes Ziel der Vollkommenheit erreichen und mit den Menschen concurriren. Man wird durch diese kühne Hypothese an den babylonischen Thurmbau erinnert und möchte fast glauben, das Auseinanderfahren der Menschen in Racen mit verschiedener Sprache habe sich auf eine Verthierung

ausgedehnt und der ganze Unterschied der zahllosen Thiere sey davon herzuleiten.

Der Gedanke ist nicht neu. Auch die Buddhisten lehren, die Thiere seyen perfectibel und dem niedrigsten Ungeziefer stehe die Stufenleiter offen, auf der es immer vollkommener und zuletzt Buddha selber werden könne. Alle solche Hypothesen lösen die reiche Harmonie der Dinge in Pantheismus oder Alleinslehre auf, die eigentlich nichts weiter ist, als ein Schwamm, mit dem man alles auslöscht, was Gott auf die Tafel der Welt geschrieben hat.

Es ist auffallend, daß bei allen noch lebenden Thieren, welche den untergegangenen vorweltlichen Thieren am ähnlichsten sind, Elephanten, Nashorn, Nilpferd, Walfisch, Walroß, Crocodil, Schildkröte ꝛc., die schwarze oder dunkelgraue und dunkelbraune Farbe vorherrscht, wie wahrscheinlich auch bei jenen urweltlichen Thieren selbst. Daraus könnte man schließen, daß auch die schwarze Menschenrace noch einen halb urweltlichen Charakter an sich habe. Man hat bemerkt, daß die urweltlichen Thiere und Pflanzen Vorstufen bilden für die jetzigen und daß in ihnen Uebergangsstufen und Vermittlungen zwischen Classen vorkommen, welche jetzt viel schärfer von einander getrennt sind, z. B. eine Zwischenclasse zwischen blüthenlosen und Blüthenpflanzen, zwischen Fischen und Amphibien, sogar zwischen Amphibien und Vögeln, Uebergänge von den Dickhäutern zum Beutelthier, von den großen Säugethieren des Meeres zum Pferde und zum Schweine ꝛc. So könnte man verleitet werden, in den niedrigsten Negerstämmen einen Uebergang vom Affen zum Menschen wahrzunehmen.

Indessen ist dies nicht die richtige Methode der Naturbetrachtung. Nicht nach Aehnlichkeiten und Abstufungen

der Ausbildung darf man die Geschöpfe eintheilen, wenn man sie verstehen will. Man muß vor allem auf den Zweck sehen, dem sie dienen. Insofern nun dürfen wir nur sagen, die vorweltlichen Pflanzen und Thiere haben dem damaligen Zweck entsprochen, wie die heutigen dem heutigen. Es kam damals hauptsächlich darauf an, unter die Oberfläche der Erde Vorräthe niederzulegen zum künftigen Gebrauch der Menschen. Die höhere Temperatur der vorweltlichen Luftschicht war nothwendig, um die ungeheuren Massen von Pflanzen wachsen zu lassen, deren Ueberreste uns jetzt als Steinkohlen unentbehrlich sind. So steht das vorweltliche organische Leben mit der modernsten Industrie in unmittelbarem Causalnexus.

9.

Von den Anfängen des Organismus.

Die falsche Wissenschaft pflegt aus der unorganischen Natur in die organische einen gerade so halsbrechenden Sprung zu machen, wie aus dem Nichts zum Etwas. Zwischen den Naturstoffen, welche nur von außen mechanisch bewegt, durch Adhäsion vergrößert oder chemisch zersetzt werden können, und denen, die aus einem inneren Keime herauswachsen, Stoff von außen an sich ziehen und neue Stoffe bilden, ist ein mächtiger Unterschied. Man glaubt ihn nun bequem ausgleichen zu können, indem man fortfährt, alles in der Natur äußerlich aufzufassen, das Innere von außen her, den Kern aus der Schaale, das Lebendige aus dem Todten, den Geist aus der Materie zu erklären.

So lehrte Oken äußerst einfach: wenn drei Elemente zusammenkommen, entsteht ein Organismus, also da, wo

Erde, Waſſer und Luft ſich berühren, am Ufer des Meeres. Ihre Miſchung bildet den Urſchleim und daraus entſtehen die niedern und endlich auch die höhern Pflanzen und Thiere. Das, meint er, ahnten ſchon die Alten, weil ſie die Göttin der Liebe aus dem Meerſchaum entſtehen ließen. Eine recht poetiſche Anſchauung, aber um Gotteswillen nicht wiſſenſchaftlich, denn aus Todtem kann niemals Leben entſtehen. Der Keim des Lebens umhüllt ſich wohl mit einer elementaren Schaale, entſteht aber nicht aus der Schaale. Er ſtammt aus einem ganz andern höhern Naturgebiete, dem die elementare Welt nur als Mittel und Unterlage dient. Naturzweck iſt der Menſch, er alſo iſt der Idee nach das erſte Geſchöpf, welches vorausgeſetzt wird, ehe alle andern da ſind. Nur um der Menſchen willen giebt es auch Thiere und Pflanzen, reihen ſich dem höchſten herrſchenden Organismus niedere dienend an. Indem dieſe niedern Organismen, Pflanzen und Thiere, der anorganiſchen Stoffe bedürfen, gehen ſie doch nicht aus dieſen hervor, ſondern dieſe anorganiſchen Stoffe ſind ebenſo nur ihretwegen da, wie die niedern Organismen des Menſchen wegen. Kommt dem roheſten Elementarſtoff eine relative Priorität vor dem organiſchen Keime und dieſem vor der Schöpfung des Menſchen zu, ſo iſt doch die abſolute Priorität beim Menſchen, in zweiter Linie bei Thieren und Pflanzen, in dritter bei den elementaren Stoffen, denn der Zweck hat ſtets die Priorität vor dem Mittel. Von innen heraus iſt die Welt gebaut worden und nicht von außen hinein.

Wie ſummariſch die falſche Wiſſenſchaft zu verfahren vermag und unbedenklich über alle Schwierigkeiten hinweg voltigirt, beweist unter anderem der Franzoſe Figuier in ſeinem Werk la terre avant le déluge von 1863. Er hängt

nämlich immer noch der Einheizungstheorie an und malt das Innere der Erde als einen ungeheuern rothen Klecks an die Wand und will nun doch das frische morgenkühle Grün der Wiesen und Wälder, das muntere unbesorgte Leben der Thiere und Menschen auf der Oberfläche der Erdschaale erklären, unter welcher 1719 Meilen tief die fürchterliche Metallgluth des Erdinnern nur lose zugedeckt seyn soll. Die Kruste sey so dünn, daß die Gluth in Vulkanen hervorbreche oder wenigstens in Erdbeben und heißen Quellen sich verrathe. Er sagt uns nicht und es hat uns auch noch kein anderer Bekenner des Erdfeuers gesagt, was denn eigentlich im Innern der Erde brenne? Von Flammen, von einer dünnen Feuermaterie kann nicht die Rede seyn, weil sonst die schwere Kruste mit ihren Gebirgen ins Innere hineinstürzen müßte und weil das bekannte specifische Gewicht des Erdkörpers sich unmöglich so hoch belaufen könnte, wenn sein Inneres nicht mit einer schweren Materie ausgefüllt wäre. Dies begreifend haben die Geologen sich zu helfen gewußt und die Erde mit einer großen Kanonenkugel verglichen, welche glühend gemacht sich allmälig auf der Oberfläche abkühlt, während sie im Innern noch fortglüht. Wie soll sich aber auf der abgekühlten Oberfläche der Kanonenkugel Wasser und Luft, Gestein, Erde, eine Pflanzen- und Thierwelt erzeugen? Was bei der kleinen Kanonenkugel von sechs Zoll Durchmesser nicht möglich ist, wäre auch bei einer glühenden Kanonenkugel nicht möglich, die so groß oder noch größer als die Erde wäre. Die Hauptfrage bleibt immer, wie konnten sich die verschiedenen Elemente und ein so mannigfaches Naturleben auf der Oberfläche der Erde erzeugen, wenn ursprünglich blos irgend eine glühende Masse vorhanden war, die obenhin durch Abkühlung verschlackte. Daraus

lassen sich die Elemente, läßt sich die Modification des Stoffes und der Gegensatz der darin und daran wirksamen Kräfte nicht erklären.

In der Klemme nun, wie er das sichere, heitere, wimmelnde Leben auf der Oberfläche der Erde mit dem Gluthzustand in ihrem Innern, der alles Leben tödtet, in Einklang bringen soll, hilft er sich auf eine ungemein naive Weise, er sagt nämlich Seite 188, aus dem Mittelpunkt der Erde strömen alle Materien aus, die auf ihrer Oberfläche vorkommen. Im Mittelpunkt der Erde ist ihr gemeinschaftliches Reservoir und von dort werden sie durch die vulkanische Kraft in die Höhe getrieben, bald trocken, bald naß, daher die Mineralquellen so vielerlei Stoffe enthalten. Man denke sich, sagt er, die noch heute thätigen heißen Quellen in vergrößertem Maßstabe und man wird sich daraus das Vorkommen von Kiesel, Kalk, Salz ꝛc. zur Genüge erklären.*)

*) Le centre de la terre est le grand réservoir et le lieu d'origine de tous les matériaux qui forment aujourd'hui son écorce. De même que l'intérieur du globe nous a fourni les matières solides éruptives très-diverses, telles que les granits, les porphyres, les trachytes, les basaltes, les laves, il a également lancé à la surface du sol des eaux bouillantes chargées de bicarbonate de chaux, souvent même accompagnées de silice. Les geysers de l'Islande, qui projettent à une hauteur considérable des jets d'eau bouillante, tenant de la silice en dissolution, nous offrent un exemple, encore en action de nos jours, de ces eaux thermales qui autrefois apportaient des masses énormes de silice de l'intérieur du globe. Les eaux minérales actuelles, comme celles des monts Dores, de Vichy, etc., nous donnent l'exemple d'eaux thermales empruntant la chaux au même centre commun. Agrandissez ce phénomène, aujourd'hui réduit à des proportions insignifiantes, et vous aurez l'explication de l'origine des masses de chaux qui existent sur notre globe.

Dieſes Reſervoir im Mittelpunkt der Erde hat ziemlich viel Aehnlichkeit mit einem Poſtfelleiſen, in welchem eine Menge Briefe enthalten ſind, die an ihre verſchiedenen Adreſſen auf der Oberfläche der Erde ſollen abgegeben werden. Denkt ſich Figuier das Reſervoir als einen Sack, worin die Materien zuſammen gepreßt liegen, um ſich nachher erſt auszudehnen, oder denkt er es ſich nur als den mathematiſchen Punkt im Erdcentrum, aus welchem die ſämmtlichen Materien hervorquellen wie die Perlen aus der Tiefe eines Champagnerglaſes? In jedem Fall hätte er bei dieſer wunderlichen Vorſtellungsweiſe auch an den Urzauberer denken ſollen, der das merkwürdige Felleiſen urſprünglich in den Mittelpunkt der Erde hinein practicirt, oder das ganze Wunder der irdiſchen Welt aus einem einzigen Punkte hervorgebracht hat. Er denkt aber gar nicht an einen Zauber, noch viel weniger an Gottes Allmacht, ſondern bildet ſich ein, ſeine Erklärung ſey natürlich und wiſſenſchaftlich berechtigt.

10.

Von der pedantiſchen Naturgrammatik.

Die Natur, wie ſie ſich uns in einer reichen Landſchaft mit dem über ihr gewölbten Himmel darſtellt, gleicht einem kunſtreichen Gemälde, einer wundervollen Dichtung, welche die Seele tief ergreift und an deren Urheber man nicht ohne Bewunderung denken kann. Nun verhalten ſich aber die vulgären Naturforſcher zu dieſem Kunſtwerk nicht als vernunftbegabte Kritiker, nicht als Kenner des Schönen, Bewunderer des Erhabenen, ſondern als pedantiſche Silbenſtecher. Sie verfahren, wie ein gemeiner Grammatiker ver-

fahren würde, der in den göttlichen Werken des Homer, Dante und Shakespeare nur grammatische Regeln und Ausnahmen ängstlich zusammentragen wollte. Wer blos daran dächte, an dieser Stelle braucht Homer einen Aorist oder nicht, oder hier weicht seine ionische Mundart ab, der würde damit beweisen, daß ihm der Sinn für das Gedicht fehlt. Wer an einem Gemälde Raphaels nur die darin gebrauchten Farben classificiren oder die Profile mit dem Zirkel nachmessen wollte, würde damit beweisen, daß ihm die Schönheit und der Geist des idealen Werkes fremd geblieben sey. Aber die meisten Naturforscher verfahren nicht anders.

Wenn sie von den Gebirgen reden, so geschieht es nur, um darin die geologische und mineralogische Grammatik nachzuweisen, als wenn die Wunderwerke der Natur gleich denen der Sprache nur um der Regeln willen da wären. Man kennt die Bestandtheile des Meerwassers; genügt das aber wohl, um die Größe, das Schöne, Erhabene und Schreckliche des Meeres und dessen Bedeutung für die Schicksale der Menschheit zu erklären? Man kennt den elektrischen Prozeß im Gewitter, aber so lange die Welt steht, wird man von der Erhabenheit des Gewitters tief ergriffen seyn und bei dem majestätischen Phänomen nicht an eine ordinäre Elektrisirmaschine denken. Das Volk wird nie aufhören, bei einem schweren Gewitter Gottesfurcht zu empfinden. So ist es in des Menschen Herz gelegt und auch der Aufgeklärteste muß sich erst waffnen gegen das unwillkürliche Gefühl, welches er leugnet und doch empfindet. Alle Forschungen und Entdeckungen der Wissenschaft in Bezug auf die Elektricität sind nicht im Stande, der Menschheit jenes tiefe Gefühl der Gottesfurcht beim Gewitter auszureden. Die moderne Wissenschaft aber, welche jenes tiefe

Gefühl für dummen Aberglauben erklärt, ſtellt ſich damit ſelber noch unter die alten Heiden herunter, welche die Natur richtiger würdigten, indem ſie den Gott, der droben donnert, für den höchſten unter den Naturgöttern anſahen. Unſere heilige Schrift ſelbſt weist uns auf den richtigen Weg, indem ſie uns mehr als einmal bald die majeſtätiſche Allmacht, bald den Zorn Gottes in elementariſchen Erſcheinungen ausdrückt. Gott ſchickt die Sündfluth über die ſündenvolle Erde. Gott verkündet das Geſetz auf dem Sinai in ſchrecklichen Gewittern. Gott ſendet Feuer vom Himmel, um das Opfer des Elias zu verzehren, und den Blitz, der den Paulus bekehrt. Iſt es eine allzu kindiſche Anſicht, die Elemente als ſelbſtändige Götter zu verehren, ſo muß man doch dieſe Elemente alle als Mittel für die Zwecke des unſichtbaren Gottes anſehen. In allen ihren von außen auf uns eindringenden Eigenſchaften entſprechen ſie nicht blos phyſiſch unſerer körperlichen Organiſation, ſondern auch pſychiſch dem Organismus unſerer Seele. Beides, die große äußere Natur mit ihren Elementen und unſer kleines Ich mit ſeiner doppelten Organiſation, Makro- und Mikrokosmos, ergänzen einander und ſind unzertrennlich.

Wie wunderbar rührt uns die Natur in ihren landſchaftlichen Reizen und Schreckniſſen, im heiligen Frieden eines ſtillen Sommermorgens, wie im Orkan, Meerſturm und Feuer des Vulkans! Das alles iſt mehr, als elektriſcher und chemiſcher Prozeß. Man weiß, wie aus ſchmutzigem und ſtinkendem Erdreich der Saft im Blumenſtengel emporſteigt, aber das iſt nicht die rechte Lehrmethode, um uns die Schönheit und den Duft und die Heiligkeit der weißen Lilie zu erklären.

Eben ſo wenig vermögen Phyſiologie, Anatomie, orga-

nische Chemie das zu erschöpfen, was Gott in sein Meisterstück, den Bau des menschlichen Körpers, gelegt hat. Der Chemiker findet im Stoffe des blonden Haares eine Mischung von Schwefel und Wasserstoff. Brauchen wir das zu wissen, um die Bedeutung der blonden Race in der Weltgeschichte, um die malerische Schönheit und den Liebreiz der Blondinen zu erklären? Wird jemals das Blut aufhören, die höchste Bedeutung für den Menschen zu haben? Hier reicht die organische Chemie nicht aus, das Blut ist mehr, als was sie von ihm behauptet. Es ist etwas Immaterielles, ja etwas Heiliges im Blut. Blut ist ein gar besondrer Saft, sagt sogar der Teufel in Goethe's Faust. Im Blute des Menschensohns sind wir versöhnt, und der dieses heilige Symbolum verhöhnte, indem er spöttisch auf Ammoniak und Harnstoff hinwies, die im Blute seyen, hat mit dieser Infamie die ganze Ohnmacht der falschen Wissenschaft dargethan, die das ihr unerreichbar Heilige beschmutzen zu können hofft.

Sofern der Mensch in die Körperwelt eintreten mußte, nahm er einen Leib an, was ihn aber nur scheinbar mit den Thieren auf gleiche Stufe stellt, denn die Thiere haben nicht seinen unsterblichen Geist empfangen und auch in ihrer Leiblichkeit sind sie nur ein millionenfältiger Spiegel des Menschenleibes in dessen vereinzelten Organen und Gliedern, ohne jemals den ganzen Menschenleib reproduciren zu können, und zugleich in der Isolirung des Mangelhaften die Karikirung des Ganzen. Inmitten der Thierwelt befindet sich der Mensch wie in einem Hohlspiegel und sieht sich überall nur verzerrt. Er sieht Augen, Ohren, Stirn, Nase und Mund, aber es sind nicht mehr die seinigen. Nirgends blickt der unsterbliche Geist heraus, überall nur die vergäng-

liche Form des Irdischen, welche die Schwelle des Todes nicht überschreitet.

Schon die Thatsache, daß die Thiere alle in ihren Formen und innern Organen etwas dem Menschen Verwandtes haben und nur als einseitige Ausschreitungen einer menschlichen Form, eines menschlichen Organs, Sinnes und Triebes erscheinen, hätte darauf führen sollen, daß sie etwas Selbständiges nicht sind, sondern nur in Bezug auf den Menschen existiren. Welche innere Einheit sich nun auch die Systeme der Zoologie zu geben wissen, sofern sie uns die sämmtlichen Thierklassen von der niedrigsten bis zur höchsten im Fortschritt ihrer Organisation nachweisen, so ist damit doch der Zweck nicht erklärt, zu welchem die Thiere überhaupt geschaffen seyen. Dazu gehört erst die Nachweisung, wie sie sich zum Menschen verhalten. Nun giebt es zwar Thiere genug, welche scheinbar gar nichts mit dem Menschen zu thun haben, ja nicht einmal mit ihm in Berührung kommen; allein sie sind unentbehrlich in dem großen Arrangement der Schöpfung und dienen dem großen Zweck, wenn nicht unmittelbar, doch mittelbar. Die Thiere sind nicht blos die Hausſclaven der Menschen, sie dienen ihm auch, ohne daß er sie sieht oder beachtet. Eine Thiergattung lebt von der andern, viele dienen, das Ueberflüssige wegzuräumen, viele dienen auch nur, die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Landschaft zu erhöhen. Endlich dienen sie alle mehr oder weniger als Spiegelbilder oder Symbole, in denen der Mensch sehen kann, welche mannigfaltige gute und böse Triebe, Liebenswürdigkeiten und Häßlichkeiten, Launen und Narrheiten in seiner Seele liegen.

Dasselbe ist der Fall mit den Pflanzen. Auch diese sind nicht für sich selbst bestimmt, sondern nur zum Nutzen der

Menſchen, und es genügt nicht, wenn man ſie verſtehen will, nur ein gewöhnliches botaniſches Lehrbuch nachzuſchlagen, in welchem ihre Gattungen und Arten und damit zugleich die allmälige Weiterentwicklung ihres Organismus dargelegt werden. Die Pflanzen haben für den Menſchen, abgeſehen von ihrer Nützlichkeit, nicht die pſychologiſche und humoriſtiſche Bedeutung, wie die Thiere, deſto mehr aber eine äſthetiſche und ſentimentale. Indem ſie mit dem Boden zuſammen gewachſen ſind, ergibt ſich ſchon daraus, daß ſie nur eine Efflorescenz der Landſchaft ſind und den Maſſenbildungen der Erdoberfläche ſich anſchließen, während ſie doch von allem Rohen, Groben, Schrecklichen oder Langweiligen anorganiſcher Maſſenbildungen ſich durch eine Lieblichkeit unterſcheiden, die uns unwiderſtehlich anzieht. Daher in der Landſchaftsmalerei, wie längſt anerkannt iſt, auch Seelenmalerei verborgen iſt und menſchliche Seelenſtimmungen außer durch die Muſik kaum einen treueren Ausdruck finden, als in der landſchaftlichen Vegetation.

Zweites Buch.

Die falschen Meinungen von der Bestimmung des Menschen.

1.

Vom Widerwillen gegen den Satz: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“.

Dem heutigen Zeitgeist ist nichts mehr zuwider als die Mahnung an ein Jenseits. Hier im Diesseits haben die Maulhelden freies Revier. Hier können sie räsonniren, renommiren, debattiren, majorisiren und vernünftige Leute tyrannisiren nach Herzenslust. Aber in jenem dunklen Jenseits, was für eine geheimnißvolle Macht könnte dahinter stecken, die ihnen ihre Ohnmacht fühlbar machte oder sie wohl gar zur Verantwortung zöge?

Wirf dich in die Brust, Fortschrittsmann! Das Hier ist dein, also laß es nicht fahren und spotte des Satzes: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“. Aide toi sey deine Losung. In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne! Packe die Welt nur herzhaft an und sie ist dein.

Hast du nicht schon so vieles erreicht? Freiheit im Allgemeinen, Freiheit im Besondern und Allerbesondersten, Redefreiheit, Lehrfreiheit, Preßfreiheit, Parlament, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, die ganze liberale Schablone. Und was kannst, was wirst du nicht noch alles erreichen? Die Weltrepublik ohne Zweifel, die gleiche Austheilung aller Erdengüter und deren Verfeinerung und Vervielfältigung durch fabelhafte neue Entdeckungen in der Physik und Chemie.

Aus eigner Kraft wirſt du, o Menſchheit, die Erde wieder zum Paradieſe umgeſtalten.

Das iſt die Lehre des Tages.

Anders lautet die heilige Offenbarung und die Stimme der Vernunft. „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt", ſpricht Chriſtus, und zu wem ſpricht er es? Zu den Menſchen, ſeinen Brüdern, den Kindern desſelben himmliſchen Vaters, denen er damit ihre wahre Heimath zeigt.

Allerdings ſind wir auf dieſer Erde geboren und waren vorher nicht, aber wir werden nicht hier bleiben, wir werden in ein anderes Daſeyn übergehen und anderswo fortdauern. Der Glaube, wir ſeyen ſchon einmal dageweſen, nur in einem anderen Körper, der Glaube an die ſog. Präexiſtenz der Seele, aus welcher die Orientalen die Seelenwanderungslehre ſchöpfen, iſt eine Einbildung des älteren Heidenthums und aus dem Rechtsgefühl hervorgegangen, welches für das Verhalten des Menſchen im irdiſchen Leben eine Vergeltung fordert. Wenn auch irrig, iſt dieſe Lehre immerhin noch vernünftiger als die moderne Lehre, nach welcher es gar kein Jenſeits und keine Vergeltung geben ſoll, alſo auch kein Menſch mehr eine Sündenſtrafe im Jenſeits zu fürchten, mithin auch, wenn es ihm beliebt, ſich vor dem Sündigen gar nicht zu geniren braucht.

Die chriſtliche Lehre, der Menſch ſey eigentlich nur ein Fremdling, ein Gaſt auf der Erde und beſtehe auf ihr nur eine Prüfungszeit, um zu zeigen, wie er die ihm von Gott verliehene Freiheit gebrauche, wofür im Jenſeits ihm Lohn oder Strafe zu Theil werde, dieſe Lehre iſt die vernünftigſte, die man ſich denken kann. In ihr iſt die Weisheit und Güte Gottes ausgeſprochen, welche Menſchen, die niemals vorher dageweſen ſind, ins Daſeyn ruft und zum Mitgenuß ſeiner

Herrlichkeit berechtigt, was sie zur ewigen Dankbarkeit verpflichtet. In dieser Lehre ist ferner die vollkommenste Freiheit des Menschen constatirt. Nur von ihm selber hängt es ab, was er wählen will, Gutes oder Böses? Und zum Ueberfluß ist ihm die Warnungsstimme des Gewissens in die Brust gelegt und Vernunft verliehen, um Recht und Unrecht zu unterscheiden, wenn auch das Licht der Offenbarung noch nicht in aller Menschen Auge drang. Die Vernunft sagt Jedem, daß er das Daseyn mit allen seinen Gütern und Wonnen nicht eo ipso verdient hat, daß er sich desselben nur würdig machen kann durch vernünftigen, gerechten und edelmüthigen Gebrauch seiner Freiheit, und daß er dem gütigen Schöpfer dafür Gehorsam und Dank schuldig ist.

Aber gerade dieser Gehorsam und dieser Dank sind unsern Weltmenschen zuwider und unausstehlich. Ihr Hochmuth leidet es nicht, auch nur zu denken, sie könnten bei ihrer gegenwärtigen Vortrefflichkeit noch einer Prüfung unterworfen seyn, wie Schulknaben. Ihnen, in welchen ja Gott selber erst zum Bewußtseyn kommen soll, die also das höchste Wesen eigentlich erst aus sich produciren, soll zugemuthet werden, sie könnten geprüft und wohl gar bestraft werden? Welche Majestätsbeleidigung! Und wenn auch nicht alle gebildeten Zeitgenossen der Selbstvergötterungslehre huldigen, so sind sie doch darin einverstanden, dem Menschen fortschreitende Einsicht und wachsende Kraft der Naturbeherrschung in dem Maaße zuzuerkennen, daß er der Intervention einer auswärtigen Macht, eines Gottes oder Messias nicht bedürfe, daß die Menschen sich auf dem Planeten schon aus eigenen Mitteln einzurichten wüßten, und daß es ihnen nur darauf ankommen müsse, auf dem Wege des Fortschritts zu verharren.

2.

Vom Escamotiren des Böſen.

Das Chriſtenthum und die Vernunft kennen das Böſe und machen ſich zu einer Hauptaufgabe, es zu bekämpfen. Da wir nämlich nach Gottes Ebenbild geſchaffen ſind und in Gott nichts Böſes iſt, ſollen auch wir uns davon freihalten, und da wir ſeit Adams Fall an der Erbſünde leiden und vielfach zum Böſen verlockt werden, ſo ſollen wir es doch immer bekämpfen, es wenigſtens als böſe anerkennen und Gott bitten, uns zu ſtärken und, wenn wir doch nicht ſtark genug bleiben, uns um unſerer Reue und Buße willen zu verzeihen. Das allein iſt das natürliche Verhältniß der Kinder Gottes zu ihrem Vater und das allein iſt vernünftig. Da nicht ſchon hier auf Erden alles Böſe beſtraft und alles Gute belohnt werden kann, ſind wir auf die Vergeltung im Jenſeits angewieſen.

Nun haben aber die Böſen einen ungeheuern Widerwillen gegen dieſes chriſtliche und Vernunftgebot. Denn ſie ſündigen gar zu gern und bilden ſich ein, ſie könnten von der Sünde gar nicht mehr laſſen. Da kommt ihnen nun der Verſtand in der falſchen Wiſſenſchaft zu Hülfe und beweist ihnen mit allerlei Scheingründen, ſie brauchten ſich gar nicht zu fürchten. Erſtens was man Sünde nenne, ſey gar keine Sünde, ſondern nur der freie Gebrauch der Kraft und Befriedigung der natürlichen Triebe und Neigungen, die mit uns geboren ſeyen. Zweitens gebe es gar keinen Gott, ſondern von Ewigkeit her ſey nur die Materie. Drittens gebe es auch keine Unſterblichkeit, ſondern wenn der Menſch todt ſey, gehe die Materie, aus der ſein Leib beſtand, in andere Körper über. Von einem Fortleben nach dem Tode

fabele man nur. Auch gebe es daher keine Vergeltung, und es ſey nur ein lächerlicher Wahn, im irdiſchen Leben etwas, wozu man natürlichen Trieb ſpüre, nicht thun zu wollen, weil man jenſeits dafür beſtraft werden könnte. Das iſt die grobe Auffaſſung des modernſten Materialismus und ſie findet wegen ihrer Einfachheit großen Beifall beim vornehmen und niedrigen Pöbel.

Die etwas feinern Rationaliſten fallen nicht ſo plump mit der Thüre ins Haus, hoffen aber, wenn ſie auch den Glauben an Unſterblichkeit noch beibehalten, diejenigen, welche gern ſündigen, dennoch geſchickt beruhigen zu können. Sie garantiren ihnen nämlich den Himmel unter allen Umſtänden und leugnen die Hölle, wie auch den Teufel, gänzlich weg. Wir haben einmal die Schriften geſammelt, welche ſeit dem Anfang des Jahrhunderts in dieſer Richtung von deutſchen Rationaliſten und zwar von den namhafteſten Oberconſiſtorialräthen und Prälaten geſchrieben worden ſind. Sowohl ihre Zahl, als ihre Uebereinſtimmung erregt Erſtaunen. Alle gehen darauf aus, in der Manier der Toilettentheologie zu behaupten, der Menſch ſey viel zu vortrefflich angelegt, als daß er ewig verderben könnte, und Gott ſelbſt ſey ein viel zu guter Vater, als daß er ſeinen Kindern nicht am Ende alles verzeihen ſollte. Es könne ja gar keinen Himmel geben, wenn darunter eine Hölle läge. Man könnte ja keine ruhige Stunde im Himmel haben, wenn man denken müßte, da unten jammern und zähneklappern ſie. Kurz, die Rationaliſten haben das Böſethun viel zu leicht genommen, die Sentimentalität der ihren lüderlichen Söhnen alles verzeihenden Iffland'ſchen und Kotzebue'ſchen Väter vom Theater in die Kirche hineingezogen und ſowohl die Grundſäule der göttlichen Gerechtigkeit ſchlau zu umgehen getrachtet, als die

den Menschen verliehene Freiheit, von deren würdigem oder unwürdigem Gebrauch der ganze Werth des Menschen abhängt, mißverstanden.

Daneben und zum gleichen Zwecke haben sich viele Philosophen bemüht, das Böse als solches zu escamotiren, sofern sie es nur als einen vorübergehenden Schatten, oder nur als einen Schein, nur als einen Rechnungsfehler zu erklären suchten, denn die Welt sey vollkommen und alles Unvollkommene darin nur scheinbar, nur relativ, nur ein Uebergang, ein im Accord sich wieder auflösender Mißton.

Physiologen und Psychologen haben es dem herrschenden Materialismus mehr consequent gefunden, in der Sünde nur eine Krankheitserscheinung zu sehen. Vor etwa dreißig Jahren entstand ein großer Streit darüber zwischen Criminalisten und Psychologen. Die letztern nämlich wollten, daß man alle Verbrecher nur als Kranke oder Irrsinnige behandele. Auch der berühmte Carus in Dresden nennt in seiner „Psyche" Seite 496 die Sünde nur „eine Versunkenheit des Geistes in Irrthum, eine Krankheitserscheinung." An einer andern Stelle Seite 349 sagt er: „Wenn vor dem höhern physiologischen Blicke trotz alles Sterbens der Einzelnen der Begriff des Todes nicht bestehen kann, sondern nur ein allgemeines Leben erkannt wird, so verschwindet auch im Lichte jener Erkenntniß nicht nur das Böse als besonderes dämonisches Princip, als Satan, sondern hört auch der Begriff der Sünde auf, der so erleuchteten Seele erscheint nirgends mehr ein wirkliches an sich hassenswerthes Object und aller Haß löst sich in erbarmende Liebe auf. Das Steigern zu solcher Erkenntniß scheint in der Menschheit erst mit Christus aufgegangen zu seyn. Das ist die eigentliche große Erlösung, diese Erlösung vom Begriffe des Bösen." Es ist

doch ein wenig ſtark, das Erlöſungswerk Chriſti auf Erden mit einer Erlöſung vom Begriff des Böſen und das göttliche Erbarmen zu verwechſeln mit der Erklärung, es ſey gar nicht geſündigt worden, es habe niemals eine Sünde gegeben.

Goethe faßte die Frage noch ſublimer auf. In ſeinem Fauſt führt er den Gedanken durch, der Menſch ſey als abſolut freier Geiſt erhaben über den Gegenſatz des Guten und Böſen. Er ſpielt nur mit beiden Begriffen und läßt ſich von beiden beſchmeicheln. Sowohl ſein Mephiſtopheles auf der einen, als ſeine Madonna auf der andern Seite haben nur die Aufgabe, ihm zu huldigen, ſofern der Menſch als das abſolut höchſte Weſen über böſe und gut gleich ſehr erhaben ſey, ſie beide nur utiliſire. Teufel und Engel ſind hier lediglich als dienende Wappenhalter des herrſchenden Menſchen aufgefaßt. Die Schule Hegels hat auf ganz ähnliche Art den Menſchen vom Sittengeſetz emancipirt, weil der höchſte Geiſt wohl richten, aber nicht gerichtet werden kann. Goethe war übrigens in jeder Beziehung ein Ariſtokrat, ein vornehmer Geiſt, dem ſchon bei Lebzeiten der Cultus des Genius überſchwängliche Huldigungen darbrachte. Indem er ſich immer hoch über der Menge erhaben dachte, fiel es ihm nicht ein, bei Andern ähnliche Privilegien vorauszuſetzen wie die, welche er ſich aneignete. Er träumte ſich einmal in die Einbildung hinein, er werde in der andern Welt ſeinen Platz unter den Geiſterfürſten nehmen.

Solche Privilegien kann die moderne Demokratie niemand zuerkennen. Wie unwahrſcheinlich es auch iſt, daß ſich gemeiner Pöbel und ordinäre Philiſter auf eine höhere Stufe der Einſicht und des ſittlichen Adels emporſchwingen könnten, ſo ſuchen doch die Schwärmer für allgemeine Gleichheit eine Möglichkeit, auch die Maſſen emporzuheben, theils durch

Schulbildung, theils durch die immer wachsenden, die Civilisation mächtig befördernden neuen Entdeckungen. So sagt der bekannte Herr von Kirchmann, der hiefür maßgebend ist, in seinem 1865 zu Berlin erschienenen Buche über die Unsterblichkeit, eine solche gebe es zwar nicht, aber das Menschengeschlecht werde noch hier auf dieser Erde zu einem Zustand höchster Vollkommenheit gelangen. „Sollte es der Chemie gelingen, den Nahrungsstoff für Thiere und Menschen in chemischen Fabriken, statt durch Landbau zu gewinnen, ein Ergebniß, was heutzutage nicht mehr so unwahrscheinlich ist, so würde, da die Rohstoffe in der Luft und in den Salzen der Erde in unerschöpflichen Massen gegeben sind, mithin die Nahrung durch diese Erfindung sehr viel billiger und sicherer werden würde, eine unabsehbare Revolution in Sitte und im Recht daraus hervorgehen. Der Stand der Ackerbauer würde verschwinden, die stärkste Schranke gegen Uebervölkerung wäre beseitigt und der Mensch könnte mehr als die Hälfte der Zeit, die er jetzt in mechanischen Arbeiten verbringt, zu anderer Thätigkeit oder zum unmittelbaren Genuß verwenden. Die Ehe, die Familie, die schon jetzt in Amerika durch die dortige Leichtigkeit der Existenz erhebliche Veränderungen erlitten hat, würde die tiefgreifendste Umgestaltung erfahren. Bei einem hochcultivirten Volke ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Ehe mit der Zeit die Form einer Doppelehe annehmen kann. Zwei Freunde würden sich dann zusammenthun und gemeinsam zwei Frauen heirathen. So verletzend für das jetzige sittliche Gefühl solche Form erscheinen mag, so kann dieses Gefühl doch keinen Maaßstab für spätere Zeiten abgeben, denn dieses Gefühl ist biegsam wie Wachs. Erklärte doch noch Socrates die Knabenliebe für das Vorrecht der bessern und edleren

Stände. Hat man deshalb von dem zeitlichen sittlichen Gefühl bei solchen Fragen abzusehen, so ist klar, daß die Form einer solchen Doppelehe große Vortheile gegen die jetzige Form bietet. Sie enthält eine größere Fülle von sinnlichem und geistigem Genuß; sie mindert die plumpe und dreiste Gewißheit des Besitzes; sie erniedrigt die Frau nicht und sie enthielte einen höhern Schutz gegen die Gefahren des Lebens, gegen Krankheit und Todesfall. Diese Beispiele werden genügen; der Leser wird sie sich leicht vervielfältigen können. Vor allem wird er aus der Geschichte in den da bereits geschehenen Veränderungen der Sitten und des Rechts entnehmen können, daß der Fortschritt der Moral und der Gang der Völkergeschichte rein durch die zwei Momente bedingt worden ist, welche sich kurz bezeichnen lassen: 1) als die veränderte Empfänglichkeit der Völker für einzelne Arten der Lust und 2) als die veränderten Mittel und Wege sie zu erlangen. Der Fortschritt der Naturwissenschaften und die steigende Macht des Menschen über die Natur sind die Hauptursache für diese Veränderungen. Da nun das Wissen mit jedem neuen Geschlechte sich gegenwärtig erheblich vermehrt, so erhellt, daß auch die Moral und das Gesetz der Geschichtsentwickelung einer steten Veränderung unterliegt."

Andere haben das Böse nur als eine Negation zu erklären gesucht. „Das Böse ist negativ abzuleiten aus der Negation der Freiheit und positiv aus der Sinnlichkeit, die aber auf dem sittlichen Gebiete nichts ist, so daß auf beiden Seiten nichts übrig bleibt, und das ist die höchste Bedeutung des Bösen." Wieder Andere erklären das Böse aus entschuldbarer Schwachheit. „Es gibt nur Schwachheitssünden; auch der böse Wille ist nur eine Schwachheit." Demnach ist auch das ganze sogenannte Erlösungswerk eine Unwahr-

heit, denn wo es keine Sünde gibt, bedarf es auch keiner Gnade. „Nur seiner eigenen Vollkommenheit inne werden ist Heiligung, Erfüllung. Das Menschheitsideal in uns zu realisiren, ist unsere Bestimmung, aber nicht uns durch Christi Blut reinwaschen zu lassen von etwas, das gar nicht ist.“ Wie sollte denn auch das Böse wirklich seyn können? „Wenn es wirklich wäre, müßte es von Gott selbst gewirkt seyn, der alles Wirkliche wirkt. Gott wirkt aber das Böse nicht, weil es nicht wirklich ist. Auch der Mensch will das Böse nicht; will er etwas, so doch nicht das Böse.“ Mit solchem oberflächlichen Raisonnement wagte man, sich über die abgründliche Tiefe des Bösen hinwegzuschwindeln.

3.

Von der freien Forschung.

Luther wollte die alte Kirche nicht umstürzen, sondern nur reformiren, zu ihrer ersten Reinheit und apostolischen Einfachheit zurückführen und von unevangelischen Zusätzen und Mißbräuchen reinigen; deßwegen blieb er fest auf dem Boden der h. Schrift stehen, dem unzweifelhaften Glaubensgrunde Aller, die sich Christen nennen. Es ist ihm nicht eingefallen, einen Standpunkt außerhalb der christlichen Sphäre zu suchen, um von dort aus frei zu urtheilen. Wenn schon zu seiner Zeit einige Schwärmer einen solchen freien Standpunkt im eigenen Geist, den sie mit dem heiligen Geist identificirten, gefunden zu haben glaubten, so wurden sie von Niemand eifriger und entrüsteter, als von Luther selbst bekämpft. Er nannte sie nur die Schwarmgeister und verdammte sie.

Erst als die Renaissance auf allen Universitäten aufkam und von den Fürsten begünstigt wurde, wagte man allmälich,

nach dem Vorgang italieniſcher, franzöſiſcher und engliſcher Freigeiſter, auch in Deutſchland das höchſte Kriterium im eignen Geiſt oder in der ſog. Vernunft zu ſuchen und von dieſem freien Standpunkt aus die chriſtliche Religion wie jede andere zu beurtheilen und die Bibel ſelbſt ihrer Kritik zu unterwerfen. Die Humaniſten hatten ſchon als Philologen, indem ſie den Bibeltext ſprachlich kritiſirten, vorgearbeitet. Jetzt kamen noch die Philoſophen hinzu und ſetzten die Kritik vom Standpunkt der ſog. Vernunft aus fort, indem ſie prüften, ob die ſog. chriſtlichen Wahrheiten auch wirkliche Wahrheiten ſeyen, d. h. mit der Vernunft übereinſtimmten oder nicht.

Leſſing warf das kühne Wort hin: Wenn man ihm die Wahrheit in einer Hand und den Irrthum in der andern darböte, würde er den Irrthum wählen, um die Wahrheit ſelber zu ſuchen. Der Menſch fing an, ſich alles zuzutrauen bis in Gottes eigenes Bewußtſeyn hinein, und glaubte ſich damit über die allgemeine Sclaverei tröſten zu können, in welcher ſich damals grade die Völker unter die Fürſten beugen mußten. Die Fürſten ſahen ſelbſt dieſer feigen Kühnheit mit verächtlichem Hohn und doch mit Wohlgefallen zu, denn nichts konnte ihnen angenehmer ſeyn, als daß die Menſchen ſich übermüthig gegen Gott erhoben, deſto demüthiger aber vor ihnen, den Fürſten, krochen. Auch in der ſpätern Zeit, als die Revolution an die Königspforten pochte, fanden es die Fürſten immer noch gerathen, den Zorn der Völker von den Thronen hinweg auf die Altäre abzulenken, und bis auf den heutigen Tag iſt es Mode, die Volksmänner, die den weltlichen Regierungen gefährlich werden können, gegen den Papſt und die Jeſuiten, oder auch gegen das Oberconſiſtorium und die Pietiſten zu hetzen. Es war

daher sehr begreiflich, daß schon im vorigen Jahrhundert, wie noch jetzt, die freie Forschung in Bezug auf Religion und Kirche geduldet wurde, mochte man auch in politischer Beziehung eine noch so strenge Censur üben. Fürsten und Minister machten sich ein Vergnügen daraus, die Freigeister zu protegiren. Auf den Universitäten glänzten nur noch Philosophen, die ihren Standpunkt dem Christenthum gegenüber nahmen, und in der theologischen Facultät nur Neologen und Rationalisten, die sich an die Modephilosophie anschlossen und sich mit Bibel- und Kirchenlehre nur noch beschäftigten, um, wie sie sich rühmten, Vernunft hineinzubringen.

Als nun aber der politische Liberalismus die Oberhand gewann und auf eigene Rechnung gegen den Altar und Thron zu Felde zog, fing den Regierungen an, bange zu werden. Das hatten sie sich gern gefallen lassen, daß man ihre Autorität mehr gefürchtet hatte, als die des himmelweit entfernten Gottes; nun aber der Sturm gegen beide bisherigen Autoritäten, Thron und Altar zugleich ausbrach, kamen die weltlichen Regierungen in Verlegenheit. Sie hätten jetzt gern die geistliche Autorität wieder gelten lassen, um mit derselben ihre eigene zu verstärken, aber sie durften es nicht mehr wagen, denn sie machten sich durch jedes Bündniß mit der Kirche nur selber noch unpopulärer. Das erfuhr die ältere Linie der Bourbons und wurde vom Thron vertrieben. Die alte Sünde der absoluten Monarchie, welche die Kirche geschwächt und discreditirt hatte, rächte sich nun an den Fürsten. Aus Furcht, früher oder später einem ähnlichen Schicksal zu verfallen, wie es die ältere Linie der Bourbons getroffen hatte, nahmen sie die Kirche gegen die liberalen Angriffe niemals ernstlich in Schutz.

Im katholischen Frankreich gab Ludwig Philipp, welcher sich zum Sturze der ältern Linie geradezu mit dem Liberalismus verbunden hatte, den frivolen Ton an, wie der liberale Musterstaat die Kirche zu behandeln habe, nämlich er ließ sie fühlen, daß der herrschende Liberalismus sie nur noch aus Gnade und um der dummen Bauern willen fortexistiren lasse und daß sie sich dafür durch demüthiges Ducken zu bedanken habe. Im protestantischen Preußen waren beide Kirchen unter dem Cultusministerium Altenstein nicht viel anders behandelt worden. Wenn auch hier der politische Liberalismus noch zu keiner Macht gelangt war, so desto mehr der auf allen Schulen und Universitäten künstlich gepflegte Unglaube. Daher gleichzeitig mit der Regierung Ludwig Philipps auch die kirchenfeindlichen Erscheinungen in Deutschland, die Opposition der Lichtfreunde, Rationalisten und Hegelianer gegen das neue Ministerium Eichhorn und die Bemühungen des neuen Königs Friedrich Wilhelm IV., die Männer der Kirche und Schule von ihren Verirrungen zum Glauben zurückzuführen. Gleichzeitig die bekannte große Staubwolke des Deutschkatholicismus.

Ich schrieb damals: „Sowie man heutzutage auf protestantischem Boden etwas auch nur wünscht oder zart andeutet, was dem Glauben förderlich seyn oder denselben aus seiner tiefen Verachtung nur zu einem Schein von Anerkennung wiedererheben könnte, entsteht sogleich an allen Enden der protestantischen Welt von Königsberg bis Lausanne, von den extatischen Vergötterern des langweiligen Dinter bis zu den wasserspeienden Banden des Leiterprediger Drueh ein furchtbares Geschrei über versuchten Glaubenszwang, über Rückkehr in die Finsternisse der Inquisition. Dieser unermeßlichen Stimmenerhebung, in der neben allem, wovon

einſt die Wände der Arche Noä widerhallten, auch deutlich dämoniſche Töne anklingen, dieſem Charivari von Millionen gegenüber kann keine friedliche, verſöhnende Stimme mehr hörbar werden und ſelbſt die alte Kommandoſtimme von der Spree dringt hier nicht mehr durch. Wenn zuweilen einmal guter Wille ſich bedächtig vornimmt, oder edle Entrüſtung ſich raſch entſchließt, das in den tiefſten Koth getretene Kleinod des Glaubens zu retten, dennoch bebt der gute Wille vor jenem furchtbaren Geſchrei wieder zurück und die edle Entrüſtung wird an ſich ſelber wieder irre, indem man ihr unaufhörlich und bis zum Taubwerden zuſchreit: die freie Forſchung war die Waffe, mit der Luther einſt geſiegt hat; die freie Forſchung iſt und bleibt das Prinzip und heiligſte Palladium der Proteſtanten.

Haben die Autoritäten ſich vor dem Geſchrei zurückgezogen und hat dieß letztere einſtweilen wieder nachgelaſſen, ſo vernimmt man die Klageſtimme des zertretenen und tiefverhöhnten Glaubens; dazu das Hohngelächter der Lichtfreunde. Man fühlt neues Mitleid; man erſchrickt vor den Ahnungen der Zukunft. Man ſucht zu unterhandeln und der Wiſſenſchaft begreiflich zu machen, daß ſie doch ihre Allgewalt nicht bis zur gänzlichen Ausrottung des Glaubens mißbrauchen ſollte. Aber die Wiſſenſchaft ſchlägt mit der Fauſt auf den Tiſch und ſpricht mit entſchiedener Stimme, feſt und ſcharf: was wollt ihr, Schwächlinge der Zeit? ihr wagt nicht, die freie Forſchung als proteſtantiſches Prinzip zu leugnen. Ihr verwahrt euch ſelber feierlich und bei jeder Gelegenheit, daß ihr ſie nicht antaſten wollt, daß ihr ſie anerkennt und ehrt. Nun denn, ſo laßt ſie auch gewähren und beklagt euch nicht, wenn ſie ein Ziel erreicht, was von euren Jugendilluſionen, von dem, was Schule und Confirmationsunterricht in euch

an dunkeln Erinnerungen hinterlaſſen haben, weit abweicht. Entſchließt euch, entweder kühn mit dem Genius der Menſchheit über jede Beſchränkung eines hiſtoriſch Gewordenen hinwegzufliegen und immer Neues zu ſchaffen, oder wenn ihr hiezu nicht Geiſt und Muth genug habt, wenn ihr am Gewohnten klebt, das ihr doch nicht ernſt und energiſch zu vertheidigen wagt, ſo geht in eurer Unentſchiedenheit unter, denn ihr verdient es nicht beſſer!

So die proteſtantiſche Wiſſenſchaft. Die katholiſche Kirche hat ihren Glauben gegen die Angriffe dieſer Wiſſenſchaft ſicher zu ſtellen gewußt. Sie hat ſich nicht geſchämt oder geſcheut zu ſagen, daß ſie die freie Forſchung als Prinzip verwerfe. Man hat das unbegreiflich dreiſt, aber doch praktiſch gefunden. Jeder Radikale von Verſtand verabſcheut das ſtabile Prinzip, läßt ihm aber die Gerechtigkeit widerfahren, daß es praktiſch ſey, und hegt allen möglichen Reſpekt vor den gewaltigen Päpſten, welche ihr Prinzip ſtaatsklug durchgeführt haben, während er den furchtſamen, unentſchiedenen und unklaren proteſtantiſchen Vermittlern keineswegs eine gleiche Achtung zollt.

So ſind alle Ermahnungen und halben Maßregeln, durch die man auf proteſtantiſcher Seite den Glauben hat ſicher ſtellen wollen, zu Schmach und Spott geworden. Glaubte man einen Profeſſor, der gar zu antichriſtliche Dinge lehrte, deßhalb ſanft erinnern zu müſſen, ohne jedoch das Prinzip der freien Forſchung antaſten zu wollen, ſo lachte der Betheiligte nur und fuhr fort, zu lehren nach wie vor, und ſeine Jünger trieben es bald noch ärger. Unterdrückte man ein zu gottloſes Buch oder eine Zeitſchrift dieſes Gelichters, ſo ſah das allerdings wie Ernſt aus, aber die Betheiligten reſchracken mit nichten, ſondern trotzten nur um ſo ſtolzer

und ließen an einem zweiten und dritten Ort rüstig fortdrucken. Stellte man einen Geistlichen zur Rede, daß er die Gemeinde durch atheistische Predigten irre leite, so fürchtete sich der Betheiligte nicht, sondern freute sich, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben, sammelte das Volk um sich und hielt Reden im Freien. Wurden ganze Magistrate von diesem kirchlich revolutionären Geiste angesteckt und erhielten von der höhern Autorität einen Verweis, so beunruhigten sich die Betheiligten darüber nicht, sondern remonstrirten in diplomatischen Noten wie Macht gegen Macht. Dieser Trotz rechtfertigt sich durch die Voraussetzung, daß der Autorität ein für allemal die Hände gebunden seyen, sofern sie nie wagen werde, das Prinzip der freien Forschung offiziell zu verleugnen.

Der antichristliche Radikalismus ist nun unter dem sichern Schutze dieser Voraussetzung seit zehn Jahren kühn und rastlos vorangeschritten. Nie hat er eine Kapitulation angenommen, nie weder durch Schmeicheleien noch Drohungen sich sein Ziel verrücken lassen, nie weder ein Recht noch einen Willen, der ihn davon abwendig machen könnte, bei der Autorität anerkannt, und er hat deren väterliche, selbst scheinbar nachdrückliche Erinnerungen immer nur leicht hingenommen und nie an ihren Ernst geglaubt. Was er ungescheut vor zehn Jahren zum erstenmal ausgesprochen, daß die Hegel'sche Lehre aus der Schule ins Volk eindringen und die christliche Gesinnung in demselben ausrotten müsse, ist zum Theil schon in Erfüllung gegangen, wie die zahlreichen Versammlungen der Lichtfreunde beweisen. Von Jahr zu Jahr ist die Fluth gestiegen. Sie hat den höchsten Punkt noch nicht erreicht, aber es ist auch nichts geschehen, was die steigende Bewegung irgend aufhalten könnte.

Es liegt nahe, ſich die Frage zu ſtellen, was wohl der alte Luther, wenn er nach dreihundert Jahren wieder aufleben könnte, zu dieſer Bewegung im Proteſtantismus ſagen würde! Wie es uns ſcheint, würde er auf das hinweiſen, was er ſeiner Zeit gegen die Schwarmgeiſter gepredigt, gerathen und verfügt hat. Er würde in den Lichtfreunden und in der Hegel'ſchen Selbſtvergötterungslehre nichts anderes ſehen, als eine Wiederholung des Wahnſinns, dem zu ſeiner Zeit die Anhänger Thomas Münzers verfallen waren, indem ſie ſich unmittelbar vom göttlichen Geiſte inſpirirt wähnten und kommuniſtiſche Träume von Gemeinſchaft der Güter und Weiber nicht nur hegten, ſondern in dem berühmten Reiche zu Münſter auch verwirklichten. Er würde nicht zaudern, in ſeiner vollen Kraft zürnend und mit dem Schwerte des göttlichen Wortes in der Hand über den Rubicon zu gehen, den heutzutage Niemand zu überſchreiten wagt. Er würde unbedenklich das Verdammungs-, das Vertilgungswort gegen die Lichtfreunde und Hegelingen ausſprechen."

Seit jener Zeit des Schwankens in den vierziger Jahren hat ſich das Verhältniß etwas beſſer geſtaltet. Die mißlungene Revolution von 1848 und 1849 hat zu mehr Beſinnung geführt; die Autorität auch in kirchlichen Dingen hat ſich mehr befeſtigt. Die etwas heruntergekommene Glaubenspartei auf dem proteſtantiſchen wie katholiſchen Gebiete hat ſich wieder mit mehr Geiſt und Kraft erfüllt. Mißkennen wir nicht, daß das Verhalten des viel geſchmähten Kaiſers der Franzoſen günſtig darauf eingewirkt hat. Die kirchliche Autorität gewann im proteſtantiſchen Deutſchland in dem Maaße, in welchem ſie im katholiſchen Frankreich geſchützt war. Denkt man ſich den Fall, Napoleon III. hätte der franzöſiſchen Politik die antikirchliche Richtung gegeben,

in welcher sich gegenwärtig die spanische, italienische und österreichische bewegt, so würde das der Partei des Unglaubens auch im protestantischen Deutschland einen neuen Impuls gegeben haben.

Aber der Schutz der Kirche in Frankreich ist prekär, der Kaiser alt. Große Aenderungen in der Politik können die Kirche in neue schlimme Lagen bringen. Im protestantischen Gebiet ist nur eine Art Waffenstillstand geschlossen, wird von einer mächtigen Partei das Prinzip der freien Forschung festgehalten und von allen Liberalen und Demokraten unterstützt. Man scheint nur eine Gelegenheit zu erwarten, es wieder bis zum Fanatismus geltend zu machen, während dasselbe Prinzip sich immer mehr auch im katholischen Süden Bahn bricht, obgleich es hier nur von wilden politischen Parteien reclamirt, noch nicht mit den Waffen der Wissenschaft verfochten wird.

Der Mensch ist frei geboren, daher ist ihm auch jedwede Forschung frei gegeben. Er wäre nicht frei, wenn er sie nicht nach allen Richtungen hin verfolgen könnte, gleichviel ob mißbräuchlich, oder nicht. Reine Geister werden auch immer nur einen Gebrauch von ihr machen, der ihnen selbst und den Mitmenschen nicht schadet. Denn die Vernunft und die durch die Forschung selbst bekräftigte Ueberzeugung von der christlichen Wahrheit zeichnet ihnen die Schranke vor, über welche der Verstand nicht hinausgehen kann, ohne in die Unvernunft zu gerathen und gottwidrige Lehrsätze aufzustellen. In der Lust aber, die Freiheit überhaupt und die freie Forschung insbesondere ohne alle und jede Schranke zu handhaben, liegt die Verführung, auch die Schranken der Vernunft und Offenbarung als nicht vorhanden zu betrachten, sich über sie hinwegzutäuschen. Man bildet sich ein, die

wahre Freiheit dürfe keine, also auch diese Schranken nicht anerkennen und ihre Nichtanerkennung sey der eigentliche Probirstein der Geistesfreiheit. Es hat Denker gegeben und gibt deren noch, die nur aus Stolz so denken und lehren. Eine große Menge Menschen will aber auch praktischen Nutzen davon haben, sich im Namen der Freiheit von den unbequemen Pflichten losmachen, die ihnen Vernunft und Offenbarung vorschreiben, mithin auch die freie Forschung nur dazu anwenden, die Quellen abzugraben, aus denen jene Pflichten fließen, also die Offenbarung ganz wegzuleugnen und die Vernunft durch Sophistik zu überwinden.

4.

Vom Bibelhaß.

Allen denen, welche sich von der classischen Bildung hatten imponiren lassen, welche das Christenthum schon als einen überwundenen Standpunkt ansahen und die sich selbst bestimmende und selbst erlösende Menschheit dem Ziele der Vollkommenheit entgegen schreiten sahen, mußten sich begreiflicherweise durch die Achtung, welche die h. Schrift immer noch offiziell und bei den gläubigen Christen genoß, genirt fühlen. Es war ihnen also darum zu thun, das Ansehen dieses Buches zu schwächen. Das waren nun nicht blos ausgesprochene Heiden und Juden, sondern es gesellten sich zu ihnen auch viele Theologen, namentlich protestantische. Man wollte im Protestantismus überhaupt nur den Fortschritt des freien Geistes aus den Banden des katholischen Dogma sehen, ärgerte sich über die lutherische Auffassung, die immer noch zu sehr am Buchstabenglauben hing, und hoffte sie durch eine zeitgemäßere verdrängen, die Religion

auf protestantischer Seite ausschließlich in Philosophie verwandeln zu können. Die Bibel war in zwei alten Sprachen geschrieben. Da mußte die Philologie helfen, sie als ein menschliches, befangenes und zum Theil sogar gefälschtes Machwerk zu bezeichnen und die Voraussetzung, es sey ein heiliges Buch, das Wort Gottes sey darin enthalten, seine Aufzeichner seyen inspirirt gewesen, als absurd zurückzuweisen.

Es ist bekannt, daß eine Menge Theologen der neueren Zeit die Bibel behandeln zu müssen glaubten, wie Wolf den Homer und Lachmann die Nibelungen, philologisch, kritisch zu dem bestimmten Zweck, ihre eigene Person mit dem Nimbus des Ruhms zu umkleiden auf Kosten des bewunderungswürdigen Buches, welches sie als Leichnam secirten und in Fetzen schnitten. Derselbe Scharfsinn, der zu Gunsten der menschlichen Hoffahrt in der Zeit der Scholastik sich darauf pickirte, die christliche Wahrheit zu bestätigen, aber so, daß sie ohne diese gelehrte Bestempelung keinen Cours hätte haben dürfen, derselbe grübelte jetzt künstliche Beweise aus, durch welche jene Wahrheiten wieder in Unwahrheiten umgedeutet werden sollten. Es war der nämliche Schuldämon, wie er nie von den Universitäten gewichen ist, der nach Umständen, wie es ihm am günstigsten schien, alles pro und contra zu beweisen liebte, servil gegen die Kirche, wenn diese mächtig war, destructiv, wenn sie es nicht mehr war.

Je mehr die Kirche der Reformation die heil. Schrift zu ihrem Fundamente machte und die Tradition ausschloß, mußten auch alle Pfeile der modernen Heiden und Juden auf die Bibel zielen. Die Bibelerklärung durch die Rationalisten und Pantheisten hatte einzig den Zweck, den göttlichen Ursprung der h. Schrift zu leugnen, aus ihr ein menschliches Machwerk sehr unvollkommener und zweideutiger

Art, wo nicht gar eine Betrügerei zu machen, daher auch ihren Inhalt alles Göttlichen und Heiligen zu entkleiden. Die einen waren noch so herablassend, den Welterlöser wenigstens als einen wohldenkenden Menschen, ja sogar als einen Weisen wie etwa Sokrates gelten zu lassen; die andern witterten überall Betrug und Lüge. Wenn man sich alle diese Exegeten im Chorus und die h. Schrift vor ihnen aufgeschlagen denkt, so tritt an die Stelle der kalten und hoffährtigen Professorsmienen eine ganz andere Miene hervor. Jemehr sie den Gott zum Menschen erniedrigen, um so gewisser verzerrt sich ihre menschliche Physiognomie in eine dämonische. Wenn es tief zu beklagen ist, daß die Bibel auf katholischen Scheiterhaufen verbrannt wurde, so ging das doch von Leuten aus, die das Christenthum aus einer anderen Quelle schöpfen zu können vermeinten, als aus der h. Schrift. Das war nicht so arg, als die spöttische Verhöhnung und kritische Zersetzung der h. Schrift von Seite protestantischer Doctoren und Professoren der Theologie, Consistorialräthen ꝛc., die durch ihre Confession ausschließlich darauf angewiesen waren, den Glaubensgrund nur in der Schrift zu suchen. Wenn Voltaires Schule in Frankreich Christum leugnete und verspottete, so konnten sie sich als Katholiken darauf berufen, die Inquisition lasse ja die Bibeln verbrennen. Wenn Spinoza die christliche Kirche durch seinen Pantheismus, den Felsen Petri durch Petroleum in die Luft zu sprengen gedachte, so war das eben ein Jude. Von deutschen Protestanten hätte man etwas Aehnliches nicht erwarten sollen.

Die Bibel steht in einer innigen Verbindung mit der deutschen Nation. Schon Bonifacius, der Apostel der Deutschen, hinterließ keine andere Reliquie und hat in der Kunstwelt kein anderes Attribut als die von einem

Schwert durchstochene und dennoch in keinem Buchstaben verletzte Bibel. Als ihn die heidnischen Friesen erschlugen, durchstachen sie auch seine Bibel, doch das göttliche Wort blieb unverletzt. Nachher ist die Bibel in keines Volkes Sprache öfter übersetzt worden, als in die deutsche, und in keinem Lande öfter geschrieben und gedruckt worden, als in Deutschland.

Was auch könnte unserer Nation zu größerer Ehre gereichen? Denn es ist das Buch der Bücher, die Quelle des ewigen Lebens, des Trostes und der Stärkung für alle Unglücklichen und Angefochtenen, ein Schild und eine Waffe der Unschuld, ein Erwecker der geistig Schlafenden, ein Führer aus dem Labyrinth der Sünde, ein schreckliches Gericht endlich denen, die in der Sünde verharren. Ein Buch, dem keines gleich auf Erden ist, dessen Inhalt wie der Blick Gottes selbst so tief in jede Seele dränge, das so durch und durch wahr wäre, weiser als alle Gesetzbücher, reicher als alle Lehrbücher, schöner als alle Dichtungen der Welt, mehr zum Herzen dringend als Mutterrede und doch wieder von solcher Geistestiefe, daß auch der Klügste es nicht erschöpft, zugänglich den Einfältigsten und auch den Gebildetsten und Hochstehendsten noch erhebend, noch läuternd, ein überirdisch Licht, von mehr als Sonnengluth durchflammt, ein Anhauch des Ewigen, der dem Glücklichen mitten in süßer Erdenlust ein tiefes Heimweh weckt und den Leidenden in der bittersten Erdennoth mit unaussprechlicher Wonne durchdringt, das Wort von jenseits, vor dem Belsazar zusammenbebte und vor dem Paulus selbst verstummte und erblindete, das Wort, das da löset und bindet, tödtet und lebendig macht.

Dem Menschen ist Freiheit gegeben, den Schatz dieses

Buches zu heben, oder liegen zu laſſen. Das letztere begegnet gewöhnlich den modernen Heiden, den Epikuräern, den Lebemenſchen, die, wenn ſie auch nicht grade der Sünde fröhnen und boshaft ſind, doch eine Scheu haben vor allem Ernſten und Heiligen, wie der Teufel vor dem Ton der Glocke. Nun haben ſich aber nach und nach und leider zumeiſt auf dem proteſtantiſchen Gebiete auch noch andere Leute gefunden, denen das heilige Buch nicht gefällt, zumeiſt Geiſtliche, die einmal von ihren Eltern zur Theologie beſtimmt waren, ohne daß ſie Neigung dazu gehabt hätten, und die ſich nun durch Abſchätzung, wo nicht Verſpottung der Bibel rächen oder wenigſtens ſchadlos halten wollen. Zu ihnen geſellen ſich die Eiteln, die klüger zu ſeyn ſich einbilden, als die Chriſten der guten alten gläubigen Zeit, und von den Kathedern herab das heilige Buch beſchnüffeln, hofmeiſtern, kritiſiren, ſeciren. Ja ſeciren, das iſt ihnen die Hauptſache, den ungenähten Rock Chriſti mit dem Meſſer ihrer Dialektik zu zerſchneiden, zu durchlöchern und wieder mit eigener Vernunft zu flicken, bis die Theologie zum Kleide des Harlekin wird.

Auf den deutſchen Univerſitäten hatte ſich, wie hoch auch alle Anſprüche dort geſchraubt ſeyn mochten, etwas von der Gemeinheit eingeniſtet, welche handwerksmäßigem Treiben auch in den höchſten Gebieten des Geiſtes gern anfliegt, und die zumal in kleinen Städten durch Handwerksneid und Geklatſch begünſtigt wird. So war es denn möglich, daß Lehrer der Theologie dahin gelangten, ſich die Apoſtel und Jünger als die Verfaſſer der heiligen Schriften grade ſo zu denken, wie Statuten- und Ränkemacher, böſe Collegen, Ehr- und Collegiengeldabſchneider des neunzehnten Jahrhunderts, und ihnen in ihrer Bibelkritik die abgefeimteſten Geſinnungen und Abſichten unterzuſchieben. Alles in den Kreis der eige-

nen Gemeinheit zu ziehen, ist ihnen nicht nur zur andern Natur geworden, sondern es liegt auch noch ein besonderer Reiz für sie in der Herabwürdigung des Großen, im Verflachen des Tiefen, im Trivialisiren des heiligsten Ernstes. Daher die Selbstgefälligkeit, die schmunzelnde Miene, mit der sie die gemeinsten Ausdrücke brauchen, wo vom Ehrwürdigsten die Rede ist, und den Neulingen der Schule gegenüber, die noch aus dem elterlichen Hause eine Fähigkeit des frommen Erröthens mitgebracht haben, die blasirteste Gleichgiltigkeit gegen die göttlichen Personen und Dinge zur Schau tragen. Man lese, was Eilers uns von Halle erzählt, wo Gesenius unter dem obligaten Gelächter der Studenten, nachdem er mit dem Sohn fertig war, „den h. Geist hereinspazieren" ließ. Eine Zeitlang verfuhr die rationalistische Theologie wie eine auf die Dogmatik angewandte Experimentalphysik, und demonstrirte Gottes Eigenschaften herunter, wie der Mineraloge die eines Fossils. Diese Manier war aber der Schule Hegels noch nicht herabwürdigend genug. Die Sprache, in der sie von der Bibel redete, wurde stufenweise immer gemeiner, bis sie in dem „flotten Kerl", wie bekanntlich ein Professor auf dem Katheder den Heiland nannte, das Aeußerste leistete.

Aber, muß man sich wundern, warum beschäftigten sich denn diese Leute so viel mit der Bibel? Warum wendeten sie sich nicht von ihr ab und ausschließlich heidnischen Studien zu, wenn sie sie doch so verachteten? — Da saßen sie, die alten und jungen Pedanten der Denkgläubigkeit, in Schulschweiß gesäuert und in ihren philosophischen Hochmuth tiefer als in die dicksten Perücken vermummt, hörnerne Siegfriede, deren Augen sogar von Horn waren, und schlugen emsig alle Blätter der heil. Schrift um und wieder um,

nicht raſtend noch ruhend, um das große Werk der Verwandlung des Chriſtenthums in Philoſophie oder der Offenbarung in den Zeitgeiſt zu vollbringen. Der Stoff widerſtrebte, die Arbeit war von vorn herein unſinnig. Aber mit ſclaviſcher Ausdauer trieben ſie das rieſenhafte Geſchäft. Je mehr ſie laſen, je reicher und immer reicher die Herrlichkeit und Weisheit der Schrift ſich ihnen entfaltete, um ſo bitterer verzogen ſich ihre Mienen, um ſo gelber ward ihr Blick, um ſo mehr trat ihnen die Leber an die Stelle des Herzens, um ſo mehr ärgerte und ekelte ſie der Zauber, von dem ſie doch nicht laſſen konnten. Ein dummes Buch, ſagten ſie, und beſchäftigten ſich doch immerwährend damit. Ein ſchlechtes, ein gefährliches Buch, ſagten ſie, und konnten doch nicht davon laſſen. Man muß die Menſchheit von dem Wahn dieſes Buchs befreien, ſagten ſie, und doch klammerte ſich ihr Haß ſo feſt daran, wie bei den andern die Liebe.

Allmälig war die unſchuldige Gelehrteneitelkeit zu der wahnſinnigen Hoffahrt erſtarkt, daß wir ſelbſt die Gottheit ſehen und der bibliſche Gott nur den Wahnbildern der Vorzeit angehöre, gleich den noch ältern heidniſchen Göttern. Das war der kürzeſte Ausweg aus dem Labyrinth der Exegeſe. Aber dadurch erhielt auch der Bär der alten Pedanterie und der Affe der gelehrten Eitelkeit eine dämoniſche Phyſiognomie. Mephiſtopheles ergriff Beſitz von Katheder und Kanzel und winkte ſeinem Gefolge dunklen Urſprungs freundlich zu, ins Heiligthum einzutreten.

Neben dieſen dämoniſchen Tendenzen drängten ſich noch zwei vor, die des buchhändleriſchen Intereſſes und die des liberalen Servilismus. Die Kritik begann der Production in der Art in die Hände zu arbeiten, daß irreligiöſe Bücher blos empfohlen und als aufgehende Sonne einer glänzenden

Zukunft begrüßt wurden, damit Autor und Verleger dabei zu baarem Gewinne gelangten. Der Reiz der Neuheit und Kühnheit wurde von der Preßindustrie ausgebeutet. Die Betheiligten verhielten sich oft neutral, ohne Liebe und Haß für den Gegenstand. Sie berechneten nur, daß bei jeder neuen Phase des Unglaubens die Neugierde des einmal aufgeregten Publikums gespannt sey. — Einem ähnlichen Eigennutz huldigten die zahlreichen neuauftretenden Vermittler zwischen dem Unglauben und dem politischen Liberalismus. Wie es ein Jahrhundert früher nicht an Theologen gefehlt hatte, welche die Kirche und den Glauben an die Despotie verkuppelten; wie z. B. die Tübinger und Dillinger Professoren sich über die Kapitalfrage herumgestritten hatten, ob der lutherische oder katholische Glaube der absoluten Monarchie günstiger sey und loyalere Unterthanen mache? — ganz ebenso wurde jetzt von Seiten der Theologen dem immer mächtiger werdenden politischen Liberalismus geschmeichelt, und die theologische Servilität veränderte nicht ihre schlechte Eigenschaft, sondern nur ihren Herrn. Die einst die Könige vergöttert, vergötterten jetzt den Pöbel.

Ferner drängt sich herbei der ewige Jude mit seinem alten Christushasse. Da die Christen selbst die Bibel mit Füßen zu treten anfingen, wie hätte sich der Talmud nicht freuen sollen! Aber auch das Heidenthum lebte wieder auf, und wie die alte sinnige Legende sagt, daß die Götzenbilder zusammengestürzt sehen vor dem Kreuze, so lautet die neue Legende, daß sich alle jene Götzen wieder aufrichten, da das Kreuz umsinkt. Die alte femme libre von Babylon, purpurgekleidet und gekrönt auf dem Thier sitzend und den Becher der Wollust in der Hand, eilt dem Zuge voraus und nennt

ſich Fleiſches-Emancipation und Erlöſerin des Menſchengeſchlechts von der Tyrannei der Moral. Hinter ihr die Satyrn und raſenden Bachanten der Poeſie, die in der Proſtitution wieder, wie im älteſten Heidenthum, den Gottesdienſt verkünden; mit ihnen die Gergeſenerheerde, in die der Geiſt gefahren, und alles Vieh aus den Gärten der Circe, das da heranſtürmt, um die Blumen des Paradieſes zu beſchnüffeln, zu zertreten und mit grollendem Rüſſel aufzuwühlen.

Und nach und nach und unvermerkt hat ſich die ganze Menagerie der Hölle, haben ſich die kleinen Laſter wie die großen um das heilige Buch geſammelt, und wenn Einer nur ſtille emſig daſitzt, die Brille auf der Naſe, wie jener Jude, der aus Raphaels Tapeten die goldenen Fäden zog, um ſie zu Dukaten zu ſchmelzen; ſo geberdet ſich ein Anderer dagegen wild und grimmig wie Leviathan, die Augen glühend voll tiefen Haſſes, und krallt ſich in die Blätter des heiligen Buches ein, um ſie in Stücke zu reißen. Es iſt die alte Geſellſchaft, die der h. Antonius um ſich verſammelt ſah, die jetzt ſich im Namen der Kritik um die Bibel drängt. Es iſt die kurz- und langgeſtielte Flora, die der Stix bewäſſert, die reiche Pilzſaat, die in jeder Nacht neu aufſchießt, die ſchwindſüchtige und waſſerſüchtige Fauna des Tartarus, die langhalſigen Kameele, die ſich über das Kirchdach lehnen, und die breitmauligen Kröten, die aus allen Gräben lungern. Es ſind die emancipirten Fiſche, die zum erſtenmal in den Lüften exerciren, der ſtumme Pöbel, der zum erſtenmal ſein Element verläßt und ſich in dem neuen außer Athem ſpringt. Es ſind die Erleuchter der Höhlennacht, in welcher der arme Einſiedler dunkelte, die lichtfreundlichen Inſekten der Hölle, welche

die aufklärenden Strahlen aus allen Oeffnungen von sich geben.

Unter allen Mißgestalten, in denen das dämonische Heer das Buch der Bücher umlagert, sind die niedrigsten jene, die unter dem Kinn statt des Bocksbarts zwei weiße Läppchen tragen und über dem Leib den Chorrock und die, indem sie die Bibel mit Füßen treten und gegen das Heilige die schnödesten Geberden machen, dennoch an dem Recht festhalten, die christlichen Sakramente auszutheilen. Doch vielleicht ist der von ihnen scheu gemachte Pöbel noch ärger, wie der Teufel selbst nicht so häßlich aussieht, als die von ihm Besessenen, selbst wenn sie unschuldig sind. Die scheinheiligen, arglistigen, fuchsschwänzigen Reden derer, welche das Volk bethören, sind nicht so jedes Gefühl empörend, wie das wahnsinnige Gebrüll ihrer Zuhörer, die sich einbilden, nun sey das goldene Zeitalter gekommen.

Aber welche Mühe man sich auch gibt, den Bibelhaß populär zu machen und die ganze Nation dabei zu betheiligen, es wird nicht gelingen. In der deutschen Nation ist zu viel gesunder Sinn. Abermals steckt das Schwert des Heidenthums im Evangelium, wie einst am Todestage des heiligen Apostels; aber auch diesmal wieder wird es sich offenbaren, daß es unverletzt geblieben ist. Der Geist des Tages, wie sehr er sich aufbläht, ist denn doch ein schwacher und miserabler Geist gegen den Geist des Evangeliums. Seine Größe besteht in Dunst. Der Wind wird ihn verwehen. Wo so offen der größte Egoismus und die wahnsinnigste Eitelkeit sich constituiren, wo sich der Mensch selbst zum Gott macht, da heißt es wahrlich: „Hochmuth kommt vor dem Fall."

5.

Vom Christushaß.

Dieser Haß ist viel weiter in der Welt verbreitet, als man sich merken läßt, er bricht aber bald hier bald da in seiner ganzen Häßlichkeit hervor. Der heutige Haß gegen den Heiland erinnert an den, welcher beim ersten Aufkommen des Christenthums wahrgenommen wurde. Indem Viele glauben, das Christenthum habe sich jetzt überlebt und das Kreuz werde nächstens von der Erde wieder verschwinden, erneuert sich der alte Haß, aber nicht mehr mit der Wuth, welche die aufgehende Sonne verdunkeln möchte, sondern mit der Schadenfreude nächtlicher Dämonen, die der untergehenden Sonne nachgrinsen.

Diese Physiognomie zeigen uns die ältesten Feinde Christi, die Juden, die in der That Herren der Situation geworden sind, sofern sie die Macht des Geldes und die Macht der Presse in ihren Händen vereinigt haben. Schon Lessing beneidete sie, daß sie vermöge ihrer Geburt nicht nöthig hätten, sich Zwang anzuthun, wie er es als geborener Christ thun müsse. Es war der bekannte sog. Philosoph Mendelssohn, den er desfalls glücklich pries, indem er in einem noch erhaltenen und gedruckten Briefe vom 9. Januar 1771 an ihn schrieb und in diesem Briefe das Christenthum „das abscheulichste Gebäude des Unsinns" nannte, „dessen Umsturz der Christ nur unter dem Vorwand, es zu unterbauen, fördern könne." Das war das Programm des Rationalismus und ist es heute noch. Der Bund der noch scheinchristlichen, aber durch und durch christusfeindlichen rationalistischen Presse mit der jüdischen war schon in dem Bunde Lessings mit dem Juden Mendelssohn vorgezeichnet.

Inzwiſchen iſt das heutige Judenthum nicht mehr das alte. Die Juden der Börſe und Preſſe im mittlern und weſtlichen Europa theilen den Glauben der Väter nicht mehr, den man nur noch bei Juden der niedrigſten Claſſe und im Oſten Europas bei den polniſchen Juden findet. Die gebildeten ſog. Reformjuden ſehen in Moſes und in den Propheten ebenſo einen überwundenen Standpunkt, wie die gebildeten Namenchriſten in Chriſto.

Die zweite Gattung der alten Feinde Chriſti waren die Heiden. Auch ſie ſind wieder auferſtanden. In unzähligen Schaaren füllen ſie beinahe die ganze ſog. gebildete Welt aus. Sie haſſen das Chriſtenthum eigentlich ſo wenig, wie es die alten Heiden haßten, die bekanntlich auch nur mit Verachtung auf dasſelbe herabſahen und ſich erſt dagegen erhitzten, als es eine Macht und ihnen gefährlich wurde.

Die modernen Heiden gefallen ſich durchgängig in einer gleichſam mitleidigen Verachtung des Chriſtenthums und kokettiren damit. Sie haben ſich ſchon zu ſehr in die Ueberzeugung verrannt, das Chriſtenthum ſey eigentlich ſchon überwunden, als daß ſie es noch der Mühe werth finden ſollten, ſich viel darüber zu ärgern. Auch tröſten ſie ſich damit, daß die Regierungen, die Kammern, die Preſſe den Klerus ſogleich unſchädlich machen würden, wenn er etwa Chriſti Gebote wieder einmal ernſtlich einſchärfen wollte. Sowohl das bürgerliche Leben, als die Wiſſenſchaft und Kunſt ſtehen nicht mehr unter dem chriſtlichen Geſetz und Einfluß, vielmehr unter dem Einfluß der Schule, welche einerſeits das Studium der heidniſchen Claſſiker, andererſeits das der Natur zu Grunde gelegt hat. Das Chriſtenthum wird aus Anſtandsrückſichten äußerlich noch geduldet, aber die Mehrheit der gebildeten Claſſen hält es längſt für überflüſſig, er-

eifert ſich nicht auffallend dagegen, weil ſie die chriſtlichen Mahnungen und Predigten ignorirt, für ohnmächtig und unſchädlich hält, und verwandelt ihre Geringſchätzung des Chriſtenthums nur dann in einen Ausdruck des Haſſes, wenn eine Regierung wieder einmal die gläubigen Chriſten in beſonderen Schutz nimmt und daraus für ſie die Gefahr entſteht, die einflußreichſten Stellen auf Univerſitäten und Schulen, die ſie bisher faſt ausſchließlich innegehabt, könnten wieder einmal von Chriſten beſetzt werden.

In der großen Maſſe der modernen Heiden zeichnen ſich zuerſt die meiſten und populärſten Philoſophen als ſpecielle Feinde Chriſti aus, wenn ſie ihn auch vornehm ignoriren, oder ihm ſogar einen gewiſſen Rang unter den Denkern der Vorwelt zuerkennen. Die Art, wie ſie ihn ſcheinbar ehren, drückt doch nur Verachtung aus, denn ſie ſtellen ihn unter ſich, wie Hegel, oder wie der Prophet Mnhamed. Im Grunde haſſen ſie ihn, weil es ihren Stolz beleidigt, daß er ihnen, wie andern Menſchen auch, eine Erbſünde beilegt, ihnen eine Verantwortung zumuthet, ſich gar zum Richter über ſie aufwirft, als ob ſie nicht privilegirte vornehme Geiſter wären, als ob es nicht völlig unanſtändig wäre, ſie mit dem gemeinen Haufen zu vermengen. Vor allen Dingen laſſen ſie die Gottheit Chriſti nicht gelten, einige Pantheiſten ausgenommen, die in ihm aber nur die göttliche Menſchheit reflectirt ſehen. Die große Mehrheit der Philoſophen ignorirt ihn und die ganze Geſchichte und Lehre des Chriſtenthums, um unmittelbar anknüpfend an die Philoſophie des heidniſchen Alterthums ihre beſondern Denkgebäude auf einem gänzlich unchriſtlichen Boden aufzubauen. Die philoſophirenden Theologen aber, die ganze große Claſſe der Rationaliſten oder der Denkgläubigen, wie Kirchenrath

Paulus in Heidelberg sie nannte, leugnet nur die Göttlichkeit Christi, bemitleidet und tadelt diesen angeblichen Wahn der Vorzeit und läßt Christum nur als einen Menschen gelten, als eine historische Person, als einen Religionsstifter, als einen weisen Lehrer der Moral und Humanität ähnlich dem Griechen Sokrates. Inzwischen hat es auch nicht an Rationalisten gefehlt, bei denen durch die Maske der Hochschätzung eigentlicher Christushaß durchblickte. Maßgebend dafür ist das „Leben Jesu" von Paulus, welcher viele Jahrzehnte hindurch protestantischer Papst im Großherzogthum Baden war und großen Ruhm und Einfluß auch außerhalb dieses Ländchens genoß. Indem derselbe nun Jesum als einen wohlwollenden Menschenfreund schildert, legt er ihm doch boshafter Weise zur Last, er habe sich kleiner unschuldiger Täuschungen, gleichsam geschickter Taschenspielereien bedient, um die Leute glauben zu machen, er könne Wunder thun. Während er nur mit ganz gewöhnlichen Mitteln Kranke geheilt habe, mit Baden, Oel, Speichel, den er heimlich mit Medicamenten gemischt habe, sey es seine Absicht gewesen, die Patienten glauben zu machen, sie würden auf eine übernatürliche Weise geheilt. Man lese das gedachte Werk von Paulus Theil I. 382. 424. Paulus war nicht so einfältig, daß er nicht hätte berechnen können, welches Gift in diesen Auffassungen der evangelischen Geschichte lag. Aus seinen scheinbar unbefangenen Darstellungen blitzt ein Schlangenblick des tiefsten Christushasses hervor.

Der berühmte Doctor Strauß spottete über die rationalistische Auffassung, wie auch über die ältere gläubige Auffassung des Sohnes Gottes, indem er die ganze evangelische Geschichte für unglaubwürdig, für bloße Volkssage, für einen Mythus, aus Fischeranekdoten ꝛc. zusammengesetzt erklärte,

Damit schnitt er das ganze rationalistische Scheinchristenthum vom wahren Christenthum ab, was wirklich ein Fortschritt war. Früher oder später hätte der Rationalismus, nachdem er von christlicher Seite oft genug vergebens bekämpft worden war, einmal auch von antichristlicher Seite entlarvt werden müssen. Strauß benutzte den rechten Augenblick, um sich den Ruhm anzueignen, der Erste gewesen zu seyn, der dieses zeitgemäße Werk vollbrachte. Er riskirte gar nichts. Die wahren Christen hatten keine Macht mehr, waren zu der Zeit, in welcher Strauß auftrat, von allen Regierungen scheel angesehen. Das gebildete Publikum hatte sich gänzlich vom Kreuze abgewendet, um den Capriolen zuzujauchzen, welche die witzigen Juden Heine und Börne damals vor ihm aufführten. Der kleine Heine hatte soeben unter allgemeinem Beifall „den lieben Gott über die Klinge springen lassen." Er hatte „die alternde Tochter (das Christenthum) einer hinwelkenden Mutter (des Judenthums)" für immer einmauern lassen wollen, um das schöne junge Heidenthum zurückzuführen. Wo ein Aas ist, sammeln sich die Adler. Es war damals in der Mitte der dreißiger Jahre eine hoffnungsvolle Concurrenz eröffnet. Strauß wollte sich die Juden nicht zuvorkommen lassen, beeilte sich also, den Fuß an die große Leiche des Christenthums zu setzen, damit Jedermann glaube, er sey der Herkules, der diesen Löwen umgebracht. Indessen waren alle diese Eilfertigen doch eigentlich nur Nachzügler der Wolfenbüttel'schen Fragmente, des système de la nature und der ganzen atheistischen Literatur des vorigen Jahrhunderts. Längst vorüber gerauscht war das Getrappel hyperboreischer Esel, die dem todten Löwen wetteifernd Fußtritte zu versetzen wähnten. Und in der That war auch der so viel Aufsehen erregende Straußische Handel

nichts mehr als der Prozeß um des Esels Schatten, der Löwe war nie todt.

In neuerer Zeit hat der Franzose Renan den Heiland wieder als einen gewöhnlichen Menschen aufgefaßt und sein Leben mit einer unerlaubten Frivolität als Roman behandelt, auf den Geschmack des profanen Publikums so gut berechnet, daß der Roman ungeheuer populär, in alle Sprachen übersetzt und besonders in Italien und Spanien verbreitet wurde.

Die große Menge leichtsinniger Menschen, die in den Tag hineinleben und die jedesmalige Mode mitmachen, hassen Christum nicht, aber sie wollen auch nicht an ihn erinnert seyn. Es ist ihnen unbequem, ihr alltägliches Treiben und ihre gewohnten Vergnügungen unterbrechen zu sollen durch die Erinnerung, sie seyen doch eigentlich Sünder. Es ist ihnen daher ganz angenehm, wenn sie hören und lesen, Christus habe gar nicht existirt, oder sey wenigstens nur ein gewöhnlicher Mensch gewesen. Sie halten sich dann nicht mehr für verpflichtet sich Sorgen zu machen, überlassen, den Streit weiter fortzuspinnen, den Gelehrten und machen es sich noch bequemer als zuvor. Im Ganzen geht dabei der alte Respect vor Christo ein wenig verloren und die lebenslustigen Leute erröthen nicht mehr, mitzulachen, wenn witzige Juden und Heiden über den Heiland spotten, Wiener Juden die Christpuppe verspotten, der schwarzen Madonna ein schwarzes Kind in die Arme legen ꝛc. Oder wenn ein witziges Buch erscheint, um den Concordatssturm in Wien zu rechtfertigen, und es darin unter Anderm heißt: Anstatt so viele ganz unnütze Wunder zu thun, z. B. daß er den Geist habe in die Säue fahren lassen, hätte Christus, wenn er der Menschheit wirklich hätte nützen wollen, die Buch-

druckerkunst erfinden sollen. Auch der witzige Karl Vogt, der die Menschen von den Affen abstammen läßt, hat nicht verfehlt, sein Contingent zur Verhöhnung des Heilands zu stellen. Er spottet über die Engel, die unmöglich sehen, weil sie zwei Flügel neben zwei Armen hätten, was in der Natur gar nicht vorkommen könne, denn die Flügel seyen nur modificirte Arme. In seinem Werk „Ocean und Mittelmeer" II. 197 sagt er: „Was ist die christliche Kunst anders, als eine Darstellung jener verzerrten Züge, welche der Glaube dem rein Menschlichen aufdrückt? eine Verhäßlichung des menschlichen Ideals, eine Unterdrückung des Sinnlichen, das den Menschen erst schön macht?" Das Titelkupfer zu diesem Vogt'schen Werke ist die ruchloseste Blasphemie, nämlich eine Verspottung der berühmten Transfiguration von Raphael. Wie in jenem Bilde Raphaels Christus in Lichtgestalt zwischen Moses und Elias schwebt, so läßt Vogt auf seinem Bilde alles Licht von einer großen Qualle (Rhizostom) ausströmen, welche durchsichtig und geisterhaft zwischen einer Firola und einer Stephanomie (wie die Qualle selbst durchsichtig) schwebt. Wie ferner innerhalb der Lichtgruppe auf dem Bilde Raphaels die drei Apostel eben aus dem Schlummer erwachend dargestellt sind, so läßt Vogt unter jenen drei Gallertthieren einige Thiere aus der Familie der Holothurien (in Phallusform) abbilden, um das Erwachen des thierischen Lebens zu bezeichnen. Wie endlich auf dem Bilde Raphaels im Vordergrunde die übrigen Apostel dem besessenen Knaben gegenüber rathlos stehen, so stellt Vogt einem von den langen Fangarmen einer Sepie festgehaltenen kleinen Krebse einige plumpe und große Crustaceen gegenüber. So würdigt er das Heiligste herab und versenkt es in den finstern Meeresgrund zum ekelhaften Gewürm. So entweihten einst die Juden die

evangelische Geschichte in dem ruchlosen Buche Toledod Jeschu und ließen den Sohn Gottes durch die Kloaken gehen.

Natürlicherweise wird dem eigentlichen Christushaß durch den Leichtsinn und die Leichtgläubigkeit des sog. gebildeten Publikums Vorschub geleistet, denn nichts kann den Haß mehr befriedigen, als wenn er sieht, daß das Publikum zur Verspottung alles Heiligen nur lacht, ohne sich darüber zu erzürnen. Der Leichtsinn des Publikums geht zum großen Theil aus Unwissenheit hervor.

Vor allen Dingen wird die Milde des Heilands, wie auch seine Ohnmacht, die ihn seinen grimmigsten Feinden auslieferte, von den heutigen Scheinchristen nicht mehr verstanden. Den Gott des alten Testaments, der in Donner und Wetter einherfährt und den Herzen Angst einjagt, würden sie besser verstehen. Grade daß er sich herabließ zu den Menschen, um ihr Bruder zu werden und sie theils durch diese heilige Verwandtschaft zu adeln, theils alle Schmerzen der Erde mit ihnen zu theilen, das verstehen sie nicht mehr. Daß er das höchste Opfer, welches Gott den Menschen bringen konnte, gebracht hat, dafür haben sie keine Einsicht, keinen Dank mehr. Sie, welche sich ihrer Freiheit doch immer mit so viel Dünkel zu rühmen pflegen, scheinen nicht mehr zu wissen, wem sie diese Freiheit des Willens zu danken haben. Mehr als alles sollte der Opfertod Jesu sie daran erinnern, daß Gott seiner Allmacht entsagte, und seinen eingeborenen Sohn der grausamen und dummen Willkür der Menschen preisgab, weil er die Freiheit ihres Willens als solche einmal anerkannt hatte und trotz ihres Mißbrauchs sie gewähren ließ. Er sandte ihnen seinen Sohn zur Erlösung, und sie kreuzigten ihn mit Hohnlachen. Anstatt es zu hindern, ließ ihnen

Gott das kostbare Angebinde der Freiheit, das er ihnen, indem er sie schuf, unverbrüchlich zuerkannt hatte. Man muß hierauf das allergrößte Gewicht legen. Wäre es möglich daß der Mensch der Freiheit des Willens beraubt, ein unbehülflicher Stein wäre und dabei noch denken könnte, würde er plötzlich begreifen, welchen hohen Rang die Freiheit denen gewährt, die sie besitzen, dann würde ihm erst einleuchten, wie entsetzlich er sich nicht nur an Gott, sondern auch an sich selbst versündigt hat, wenn er die Freiheit seines Willens mißbrauchte oder nicht nach ihrem ganzen Werthe schätzte.

Die Mehrheit der Gebildeten ist durch die classische Schule und hauptsächlich durch den Rationalismus dahin gelangt, wohl noch einen Gott gelten zu lassen, aber nur in Einer Person, wie die Juden, Muhamedaner und Buddhisten. Des Mittlers glauben sie nicht mehr zu bedürfen. Sie verstehen seine Mission in der Weltgeschichte nicht, weil sie die Weltgeschichte selbst nur im engsten Horizont ihrer Tagespresse kennen. In die Kirche gehen sie in der Regel nicht, abgesehen davon, daß sie darin auch nicht immer zu hören bekommen würden, was gerade ihnen am zuträglichsten wäre. Wenn nun, selten genug in den Kreisen, in welche sie durch Geschäfte und Vergnügen gebannt sind, einmal von Jesus die Rede ist, so genirt sie dieser Name nur, sie sprechen ihn nicht gerne aus. Sie leiten das Gespräch auf andere Dinge. Seine sittlichen Ermahnungen sind ihnen unbequem, seine Wunder lassen sie als verständige Leute ohnehin nicht mehr gelten. Sie finden allenfalls etwas Romantisches und Theatralisches in seiner wunderbaren Geburt und in seiner Himmelfahrt, wenn nur die Passion nicht wäre, diese melancholische Geschichte, die den Frohsinn des Lebens stört.

Nur tiefere Seelen und die Armen und Unglücklichen verstehen, welcher Trost ihnen durch das Mysterium der Passion zu Theil wird. Aber auch von den Unglücklichen selbst, wie von ihrem milden himmlischen Freunde, wendet sich die gebildete Welt gern ab. Sie ist nicht inhuman. Sie giebt Concerte, Bälle, Schauspiele und hält Zweckessen zum Besten der Armen und Nothleidenden, will aber sie selbst und ihr Elend nicht sehen, nicht mit ihnen in Berührung kommen, noch viel weniger in ihre Seele blicken, aus deren Tiefe ihnen entweder Verzweiflung oder inbrünstige Gottesminne entgegenkommt, von denen die eine wie die andere sie anfremdet und erschreckt, denn, wie Goethe sagt, „der Ernst überrascht uns."

Den Ernst aber werden sie kennen lernen in der Todesstunde, und dann werden die Leichtsinnigen inne werden, daß sie eigentlich nur wie in einer Komödie gelebt, nur eine ihnen behagliche Rolle gespielt haben, ohne je an die Wirklichkeit außerhalb ihrer Theateratmosphäre, an die minder glücklichen Zustände der Mitmenschen und an das große Schicksal, welches draußen sich vollzieht, an das Ende aller irdischen Dinge und an ihren eigenen ewigen Beruf zu denken, auf den nicht vorbereitet zu seyn sie dann plötzlich mit Schauer und Angst erfüllen wird.

6.

Von den leisetretenden Vermittlern und der Toilettentheologie.

Nur den Schwachen, namentlich dem schönen Geschlecht zu Liebe hat man die Unsterblichkeitslehre noch nicht ganz verworfen, aber dafür gesorgt, daß sie Niemand mehr Angst mache. Beinahe schon seit einem Jahrhundert ist die ratio-

nalistische Leisetreterei und Schönfärberei beschäftigt, das Christenthum in Humanität umzusetzen und unter dieser neuen Etikette auch den Heiland und die Verheißung eines Jenseits noch gelten zu lassen. Aber freilich Gott der Vater mußte sich erst waschen und kämmen lassen, bis er ganz zahm und galant erschien. Von einem Zorne Gottes durfte da entfernt keine Spur mehr durchblicken. Der liebe Gott mußte gerade so gebildet, human, aufgeklärt und galant seyn, wie die Toilettentheologen der christlichen Taschenbücher, Morgen- und Abendopfer für Jungfrauen, Aarauer Stunden der Andacht ꝛc. Wenn er überhaupt existirt, jener alte Gott, so müssen wir ihn wenigstens zierlich frisiren, ihn als Großkophta verehren und ihm die blaue Schürze umbinden. Dieser charmante Gott thut euch dann Allen mit unaussprechlicher Artigkeit den Himmel weit auf. Ob ihr ihn als Jehova, als Fo, als Brahma, Ormuzd, Zeus, Odin oder Vitziputzli angebetet habt, gleichviel, kommt Alle herein!

Die Kirche verwandelt sich in eine Mühle. Oben schüttet man die massiven Patriarchen und Propheten, Apostel und Kirchenväter von Stein und Erz hinein und unten kommen sie als schmackhaftes Mehl, als delikate, galante und kokette Männchen wieder heraus. Im praktischen Berufsleben hatte der rationalistische Schönredner mit seiner süßen und höflichen Salbaderei bei der gebildeten Welt ohne Zweifel einen Vortheil voraus, wenn er seine Beichtkinder so zart und schonend als möglich anfaßte, etwas Böses bei ihnen vorauszusetzen viel zu viel Bildung und Anstand hatte, oder, wenn es nicht umgangen werden konnte, es doch nur auf die vorsichtigste Weise andeutete und nur gehorsamst bat, der Sünder und die Sünderin möchten sich doch von jener Schattenseite gefälligst auf die hellere herüber

bemühen. Aber die Mode brachte es mit sich, daß man auch viele Andachts- und Erbauungsbücher brauchte, die in dieser höflichen Manier geschrieben seyn mußten, und nun bemächtigte sich die Industrie der Sache und die Boudoirs der Damen wurden mit Geschenken in Saffian und Goldschnitt überschwemmt, welche wir schon vor vierzig Jahren mit dem Namen der Toilettentheologie brandmarkten.

In der gedachten erbaulichen Modeliteratur vermied man die Ausdrücke Gott und Herr und brauchte dafür: die Vorsehung, der gütige Himmel ꝛc. Sogar auf die Gesangbücher erstreckte sich diese rationalistische Censur und das, was in Darmstadt ausgegeben wurde, ging in der Entchristlichung am weitesten.

Vom Teufel und von der Hölle noch zu reden, hielt der Rationalismus und hält auch jetzt noch der gebildete Zeitgeist für geschmacklos, unanständig, höchstens lächerlich. Auch vom Erlöser ist es nicht mehr schicklich zu sprechen, seitdem so oft gesagt ist, die Menschen brauchen keine dergleichen Hülfe, sie wissen sich schon selber zu helfen. Wo die Verleugnung des Christenthums noch nicht ganz nackt hervortreten kann, hilft man sich wieder mit der Humanität, löst den Begriff Gottes ganz ins laue Zuckerwasser der Liebe auf und tröstet schwache Damen mit der mildesten Auffassung der kleinen Fehler, zu denen sie sich vielleicht noch, wenn auch nur aus Koketterie, bekennen.

Um nur ein Beispiel anzuführen, so durfte der berühmte Oberconsistorialrath Bretschneider in Gotha in dem Buche, welches er 1833 gegen den Pietismus schrieb, unbedenklich behaupten (§. 48): „Die Entwicklung der Offenbarung ist bedingt durch die wachsende Weltanschauung.“ Es sey irrig, fährt er Seite 422 fort, das Wesen des Christenthums da-

rein zu ſetzen, daß es eine Sühnanſtalt für die Erb- und wirkliche Sünde ſeyn ſolle. Die Anſicht, der Menſch ſey ſündenlos geboren, ein durchaus gutgeartetes Weſen, welches auch nie etwas Böſes annehmen würde, wenn es nicht von außen in ihn hineingebracht würde, wurde auch die Grundanſicht der pädagogiſchen Schwärmer und iſt es heute noch. Ja dieſe Schwärmer machten es dem Chriſtenthum zum bittern Vorwurf, daß es die guten Menſchen überredet habe, ſie ſeyen böſe.

Deswegen wollen ſie auch die grobe Bibel aus den Schulen verbannt wiſſen. So wie die Bibel die Sünde nenne und ſtrafe und die Herzen gleichſam mit Gewalt anpacke, ſo dürfe man die guten Kinder nicht erſchrecken. In den weiblichen Penſionaten wird daher auch meiſtentheils die Bibel ganz beſeitigt. Die ſentimentalen Erzieher meinen, weil ſie junge Mädchen vor ſich haben, gegen die man alleweg galant und zart und ſüß ſeyn müſſe, müſſe auch Gottes Wort ihnen verzärtelt, verdünnt und verſüßt werden. Die Sprache der Bibel ſcheint ihnen viel zu rauh und unmanierlich, alſo zieht man wie von kräftigen Gebirgskräutern nur ein Tröpfchen Eſſenz davon ab, miſcht es mit Zucker, packt es in feines Poſtpapier mit einer niedlichen Deviſe und gibt es als gottſeliges Bonbon dem lieben Beichttöchterchen zu ſchlucken. Auf dieſe Weiſe wird der zarten Flora der Stadt, oder der Penſion, oder des Hofes die ganze Religion glatt und zuckerſüß beigebracht. Der Gott des Schreckens, der Donnerer vom Sinai darf die lieben Mädchen nicht erſchrecken, darum faltet er ſeine Blitze zierlich zuſammen und dämpft den Donner in leichthinſchaukelndem Versmaaß. Die Schauer des Grabes und die Qualen der Hölle dürfen die lieben Mädchen nicht erſchrecken,

sie werden zugedeckt durch einen antiken Sarkophag mit Matthisson'schen Basreliefs, und ein schöner Genius senkt mit graziöser Tournüre seine Fackel.

Es ist recht gut, wenn in den gebildeten Classen einer lange fast chinesisch gezähmten Nation ein gewisser höflicher Anstand so zur andern Natur wird, daß er einigermaßen die Tugend ersetzt. Die Leidenschaften erwachen da nicht so leicht. Wie man zu keiner heroischen That und zu keinem großartigen Opfer fähig ist, so auch zu keinem großen Verbrechen. Der Teufel selbst schläft in dieser guten Gesellschaft aus langer Weile ein. Aber nicht alle Welt ist so gezähmt, nicht alle Herzen sind so gekühlt, nicht alle Knochen so marklos. Nicht das ganze Panorama der Völker kann man um den rationalistischen Theetisch setzen. Steigt hinunter in die Hütten der Armuth, in die Höhlen des Jammers, versetzt euch in wilde Revolutionen und auf Schlachtfelder, gedenkt der barbarischen, sogar noch menschenfressenden Völker am Horizont der Civilisation und fragt noch, was für diese die schmeichelhafte Schönrednerei jener Toilettentheologie helfen sollte?

7.

Von der Sünde der Philosophie.

Obgleich es schon unter den alten heidnischen Philosophen treffliche Lehrer des Guten, Wahren und Schönen gegeben hat, obgleich manche von ihnen schon Ahnungen von dem hatten, was uns später als göttliche Wahrheit offenbart wurde, und im Mittelalter große Denker eine rein christliche Philosophie in schöner architektonischer Gliederung auferbauten, ja heute noch edel denkende Philosophen vorkom-

men, so liegt doch in keiner Wissenschaft ein so tiefer Keim des Bösen, als gerade in der Philosophie, keine andere ist so großen Mißbräuchen ausgesetzt und wurde wirklich so arg mißbraucht wie sie.

Sie ist der Apfel am Baum der Erkenntniß, der die Menschen unwiderstehlich lockt; immer aber ist auch die Schlange daneben und flüstert den Verführten ihr eritis sicut deus zu.

Die alte heidnische Philosophie suchte die Wahrheit noch ohne einen göttlichen Führer, ihr Irren ist daher entschuldbar. Indessen schlich sich auch damals schon die Sünde bei den Philosophen ein, sofern sie aus Nützlichkeitsgründen oder aus Eitelkeit und Ruhmsucht mit Bewußtseyn als Wahrheit vortrugen, woran sie selber nicht glaubten. Im classischen Alterthum bildete sich schon eine ganze Sekte s. g. Sophisten aus, die ein Gewerbe daraus machten, Unwahres zu behaupten und mit dialektischer Kunst zu vertheidigen, um die Menge zu verführen oder sich als Virtuosen bewundern zu lassen. Wo die Philosophie mit einem hierarchischen Interesse in Verbindung kam, wie bei den indischen Weisen, wurde die Wahrheit begreiflicherweise auch nur zu einer conventionellen.

Dieselbe Sophistik hat sich in der modernen Philosophie wiederholt. Aber die ganze moderne Philosophie hat einen Makel an sich, sofern sie wesentlich im Abfall vom Christenthum begründet ist. Es fehlt ihr die Unschuld des heidnischen Irrthums vor Christo. Allen modernen Philosophen ist die göttliche Offenbarung, ist die christliche Wahrheit bekannt, und indem sie dieselbe verleugnen, sich trotzig oder spöttisch von ihr abwenden und mit den schwachen Mitteln, die ein Erdenwurm, der Bewohner eines kleinen dunklen

Planeten besitzt, mehr von Gott und den ewigen Dingen wissen wollen, als die Schrift, begehen sie mit vollem Bewußtseyn eine Sünde. Die ganze moderne Philosophie ist, mit seltenen Ausnahmen, tief in diese Sünde eingetaucht, denn sie sucht die Quelle der Erkenntniß allein in der beschränkten menschlichen Denkkraft, oder in der Erforschung der Materie. Sie dient dem Egoismus und der menschlichen Eitelkeit und kokettirt am Ende gar mit der groben Materie und will in ihr das allein Ewige erkennen, nur um ihren Trotz gegen Gott zur Schau zu tragen. Die in ihr zu Tage tretende Sünde folgt zweierlei Richtungen. Sie vergöttert das Werk und nicht den Schöpfer als Pantheismus oder Materialismus, oder sie vergöttert das Ich, den denkenden Philosophen selbst und allein.

Die moderne Philosophie war gewissermaßen nur eine Fortsetzung der griechischen und römischen, denn auch die christliche Scholastik des Mittelalters war schon durchwachsen von der aristotelischen Philosophie. Nicht eher aber, bis sich die Philosophie als freie Wissenschaft gänzlich von der Kirche losriß, schoß sie in das neue Wachsthum auf, in welchem sie so großen Ruhm erlangte. Und das war erst möglich durch die überwiegende Macht und antikirchliche Tendenz der Renaissance. Die moderne Philosophie ging demnach vom Romanismus aus. Sie begann in Frankreich auf katholischem Gebiete, bildete sich aber nachher vorzüglich in England und Deutschland auf dem protestantischen aus. Ihr erstes Programm war das berühmte cogito ergo sum des Descartes. Der Menschengeist begann die heilige Offenbarung zu verschmähen, den Abgrund zwischen sich und dem ewigen Geiste zu übersehen und frischweg vorauszusetzen, er sey eins und alles, außer ihm gebe es eigentlich nichts, oder alles außer

ihm erhalte seinen Werth eben nur dadurch, daß er es bemerke. Diese Superklugheit, die den Maaßstab für das Unendliche nur in unserm eigenen endlichen und beschränkten Verstande suchte, war, indem sie die höchste Weisheit zu seyn vorgab, eine auffällige Dummheit. Denn dem natürlichen Verstande des Menschen konnte, so lange er natürlich und gesund blieb, auch das klare Bewußtseyn seiner eigenen Begrenzung nicht verschwinden. Es war schon Irrsinn, wenn man diese Begrenzung nicht mehr anerkannte. Mit der Anmaßung, der menschliche Verstand könne mittelst des philosophischen Denkens alles ergründen und alles eben so genau wissen, wie Der, der alle Dinge gemacht hat und erhält, mit dieser Anmaßung hing eine ungeheuere Frechheit in sittlicher Beziehung zusammen, nämlich die Verachtung der Gebote Gottes, die Verleugnung und Verspottung jeder Furcht und Ehrfurcht vor dem schrecklichen Geheimniß des Weltschicksals. Der tiefe Zusammenhang der Sünde mit dem Weltgericht blieb diesem eitlen Philosophenvolk gänzlich verborgen und vergessen. Sie merkten nicht, wie wenig ihre Sophistereien den schwachen, befangenen, geängstigten Seelen den Trost der Religion ersetzen konnten. Sie merkten nicht einmal, wie lächerlich ihr Allwissenheitsdünkel war, wenn ein Professor von seinem Katheder ins unermeßliche Weltall hinauskrähte, er sey Gott. Oder wenn die, welche sich in ihren akademischen Jahren selbst vergötterten, hinterdrein um ein kleines Amt betteln und vor einer Excellenz antichambriren mußten oder auf einem schmerzhaften Krankenlager vergebens ihr göttliches Ich anriefen. Obgleich nun die ganze moderne Philosophie von Descartes an bis auf Schopenhauer mit allem Aufwande von Scharfsinn nur ein labyrinthisches Wahngebäude gegenüber der reellen Kirche Gottes ist, fällt

es doch keinem Gebildeten ein, zu zweifeln, daß die gewaltige Geistesarbeit, die sich in der Entwicklung aller dieser Philosopheme kundgegeben hat, zu den werthvollsten Errungenschaften und zu den größten Fortschritten der Neuzeit gehöre, und man faßt sie immer noch ganz unbefangen als ein Besseres auf, was an die Stelle des veralteten, nur finstern Jahrhunderten angemessenen Christenthums getreten wäre. Zwar ist den praktischen Leuten jenes Leerestrohdreschen der Philosophie, die hohle Aufgeblasenheit der s. g. wissenschaftlichen Sprache zum Ekel und sie finden in allen diesen Seifenblasensystemen nichts Greifbares. Allein auch sie befinden sich immer noch mit den Philosophen auf dem nämlichen Standpunkt, sofern sie in den Naturwissenschaften allein die Wahrheit suchen und nach Humboldts großem Vorgange nur an die Allmacht des mit allerlei physikalischen und chemischen Apparaten die Materie zersetzenden Menschengeistes, aber nicht an Gott, nicht an eine heil. Offenbarung, nicht an einen sittlichen Zweck der Schöpfung, nicht an eine sittliche Bedeutung der Weltgeschichte glauben.

Das alles ist nun, nachdem uns die heil. Offenbarung zu Theil geworden ist und nachdem die Menschheit schon einen höheren Standpunkt eingenommen hatte, kein Fortschritt, sondern ein Rückschritt, keine Erweiterung des menschlichen Horizontes, sondern eine Verengerung desselben. Dieselben Denkkräfte, die man so sehr angestrengt hat, sind für einen nichtigen Zweck verwendet worden. Man hätte sie im Dienste Gottes besser verwerthen können.

Die ganze moderne Philosophie ist ein bewußter Abfall von der geoffenbarten Wahrheit, ein Ignoriren derselben oder ein Kampf gegen dieselbe, ein geheimer oder offener

Krieg gegen Gott. Die Sünde begann damit, daß man die einfache Wahrheit nur ſcheinbar unbefangen, ja zur Ehre Gottes ſelbſt, in dialektiſche Floskeln brachte. Die Scholaſtik des Mittelalters rühmte ſich noch der reinſten Orthodoxie, indem ſie nur mittelſt dialektiſcher Formen logiſche Beweiſe für dieſelbe Wahrheit vorbrachte, die in der heil. Schrift und in den Dogmen der Kirche enthalten war. Dann ging man einen Schritt weiter und machte die logiſche Beweisführung zu einem unerläßlichen Erforderniß. Sobald einmal der Schulgeiſt ſich neben den Kirchengeiſt geſetzt hatte und die großen Virtuoſen der Dialektik in den Kloſterſchulen und auf den älteſten Univerſitäten die Jugend zur Bewunderung und Nachahmung hinriſſen, begann man mehr Werth auf die Kunſt des Beweiſens zu legen als auf das Bewieſene ſelbſt. Nun konnte man wieder einen Schritt weiter gehen und mittelſt der dialektiſchen Kunſt die geoffenbarte Wahrheit, ohne ſie noch zu leugnen, doch ſo künſtlich deuten und verdrehen, daß häretiſche Meinungen daraus hervorgingen. Endlich kam man ſo weit, überhaupt in Frage zu ſtellen, ob ſich der menſchliche Verſtand nach den Dogmen zu richten habe, und ob nicht in Zweifelsfällen der Irrthum in den Dogmen zu ſuchen ſey. Auf dieſem Standpunkt befanden ſich alle häretiſchen Denker, bis die Reformation eintrat, deren mächtige Partei die Autorität eines großen Theils der nur traditionellen Dogmen verwarf, jedoch immer noch an der heil. Schrift feſthielt. Wie aber die Partei der Reformation das Traditionelle als Menſchenſatzung, als nicht geoffenbarte Wahrheit verworfen hatte, ſo kam wieder eine neue Partei auf, die auch die heil. Schrift ſelbſt nur für Menſchenwerk und ihre Gebote als Menſchenſatzung verwarf, oder wenigſtens nicht mehr in derſelben

anerkannte, was der menschliche Verstand nicht begriff, oder was demselben nicht nothwendig schien.

Im vorigen Jahrhundert befand sich, was man die gebildete Welt nennt, ziemlich allgemein auf dem Standpunkte, in der menschlichen Denkkraft allein das höchste Kriterium zu suchen und darnach über alle herkömmlichen Autoritäten, auch die göttliche, den Stab zu brechen. Wer noch an die geoffenbarte Wahrheit glaubte, wurde nur noch für einen herrschsüchtigen Pfaffen und Heuchler, oder für einen Dummkopf angesehen. Die Philosophen, die sich mit der weitern Ausbildung und Verfeinerung des menschlichen Denkens beschäftigten, erlangten ein viel höheres Ansehen, als die Priester aller bestehenden Kirchen, die noch den Schatz der geoffenbarten Wahrheit hüteten, oder wenigstens hüten sollten. Innerhalb der gebildeten Welt wurde nicht mehr bestritten, daß die Philosophie an jene alte s. g. geoffenbarte Wahrheit nicht mehr gebunden sey, daß sie ganz auf eigenen Füßen stehe, daß sie die Wahrheit, welche sie suche, auch zu finden fähig sey, und man setzte sogar voraus, daß diese neue philosophische Wahrheit mehr werth sey und viel höher stehe, als die alte Offenbarung, die wohl ungebildeten Völkern habe genügen können, den gebildeten aber schon lange nicht mehr genüge.

Von diesem neu gewonnenen Rechtsboden aus machte nun die moderne Philosophie ihre Demonstrationen und Operationen, welche alle darauf hinausliefen, den Gott der heil. Schrift und der Kirche nicht mehr anzuerkennen, seine Anbetung aufhören zu machen. Jedes der auf einander folgenden, im Gebiet der Philosophie zur Herrschaft gelangenden Systeme glich einer neu angelegten Batterie, einer neu geöffneten Tranchée, um die Burg des alten Christengottes

endlich zu erobern und zu zerstören. Sie wurden von verschiedenen Punkten aus angelegt. Zuerst ging der Mensch von sich aus, behauptete, was er nicht sehe, erkenne und begreife, das existire auch nicht. Gebe es etwas Göttliches, so finde es sich eben nur im Menschen selbst. Andere ließen zwar ein Objekt gelten, erkannten dasselbe aber nur in der ganzen sichtbaren Natur, die ihr Gesetz in sich selbst trage und eine große Maschine sey. Nichts sey darin ewig, als die Materie und das Gesetz, nach welchem dieselbe ihre Formen wechsle. Jenem Subjektivismus und diesem Materialismus stellten andere den Idealismus entgegen, der einen allgemeinen Geist annahm, denselben aber, damit er ja nicht dem alten Gotte der Christen gleiche, seiner Freiheit, Persönlichkeit, Väterlichkeit, Allmacht und Liebe beraubte, um ihn zu einem todten Begriff zu machen. Die idealistischen Systeme wetteiferten, den ewigen Geist einzuschränken und zu binden. Der Professor auf dem Katheder schrieb dem Weltgeist vor, was er thun und nicht thun könne. Der gräßlichste Pedantismus warf sich zum Kerkermeister und Henker Gottes auf. Das höchste Wesen, der Weltgeist, wurde ungefähr wie der Gefangene in einer Folterkammer behandelt. In Hegels System z. B. gleicht jeder Satz einer Schraube, die dem ewigen Geist angelegt wird und deren tausende ihm angelegt werden, damit er sich nicht anders rühren kann, als der Professor es haben will. Da ein solcher Gott nun in der That zu nichts zu brauchen ist, war es natürlich, daß der Idealismus wieder in den Subjektivismus oder Materialismus überspringen mußte. Hegel selbst identifizirte den ewigen Geist mit den menschlichen Subjekten, in denen er allein sich fortdenke und entwickele, in denen allein er existire. Die Materialisten aber schlugen den Geist einfach

todt und setzten das Göttliche allein in die Materie, woraus die schöne Lehre von der Emancipation des Fleisches, als Moral des Materialismus, folgte. Seitdem sind nun wieder mehr oder weniger geistreiche Vermittler aufgetreten, aber keiner ist aus dem Zirkel des Färbergauls herausgekommen und die Philosophie ist ein wahre Drehkrankheit geworden.

Die Glanzzeit der deutschen Philosophie reicht von Kant bis Hegel. Als der große Philosoph Kant in Königsberg auftrat, war die moderne Bildung bereits so alles Christenthums entleert, daß er durchaus keinen Anstoß gab, sondern nur Bewunderung erntete, indem er den Menschen allein studirte, im Menschen die freie Selbstbestimmung entdeckte, den Menschen vor sich selbst Achtung lehrte und erst aus gewissen Eigenschaften und Tendenzen des Menschen die Möglichkeit eines höchsten Gutes und eines höchsten Wesens ableitete. In seinem System bildet der Mensch allein das A und das O, und es würde von Gott gar nicht die Rede seyn können, wenn nicht im Menschen etwas von einem Streben nach dem höchsten Gute vorgefunden würde, wenn der erhabene Mensch auf dem Thron der Erde nicht die Hand ausstreckte und ausriefe: Begriff des höchsten Gutes und demnach vielleicht auch des höchsten Wesens, du bist zum Handkuß gnädig zugelassen! Das ist in der That die Kant'sche Bescheidenheit. Blos wegen unseres Bedürfnisses, wegen unseres Wunsches ist so etwas, wie Gott, möglich und wahrscheinlich.

Nach der kantischen Philosophie kam die fichtesche auf, die man aus Anlaß der großen Fichtefeier neuerdings wieder sehr gepriesen hat. Fichte war ein energischer Geist, strenger Moralist, trefflicher Patriot und verdient dafür Ach-

tung. Mitten im äußersten Unglauben der Zeit hielt er wenigstens noch den altgermanischen Begriff der National-Moral, des Tugendgebotes fest. Aber diese Tugend sollte, wie in der antiken Stoa, im Mannesstolz allein wurzeln, eines Gottes und seiner Gebote bedurfte es dabei nicht. Fichte spann sich ganz und gar in das „Ich" ein.

Schelling begann mit einer allgemeinen Naturvernunft und suchte von ihr allmälig zum Selbstbewußtseyn im Ich zu gelangen. Das All ist ihm die Entzweiung des ursprünglich indifferenten Seyns Gottes, welcher in dieser Entzweiung den Grund seines thätigen Lebens hat, um aus dieser Entzweiung durch die Bejahung seiner selbst im Andern zur erschauten Identität mit sich selbst sich zu versöhnen. Der sich selbst bejahende und wieder verneinende und in der Identität sich selbst versöhnende Gott macht ganz den Eindruck, wie ein optisches Experiment, und wenn ein sterblicher Mensch so mit der höchsten Gottheit experimentiren zu können meint, ist es mehr als lächerlich, sündhaft. Im bloßen Begriff der Selbstverneinung liegt etwas der Gottheit absolut Unwürdiges. Die Vorstellung eines Wiederzusammenflickens des Gottes, der sich selbst von einander geschnitten hat, ist nun vollends kindisch.

Am weitesten ging der philosophische Hoffahrtswahnsinn in Hegel. Hier wird das (beschränkte menschliche) Denken über das Seyn (der allgemeinen großen, wirklichen Welt) völlig Meister, der Schatten über den Körper, der Reflex über die Sonne. Die Wissenschaft der Logik Hegels weist dem Denken einen höheren Standpunkt an als den eines bloßen Analogons des Seyns; das Denken erhält in dieser Logik schaffende Gewalt. „Der Mensch denkt das Absolute, und indem er das Absolute denkt, erkennt er, daß nicht er

als Perſon, ſondern daß in ſeinem Denken ſich ſelbſt das Abſolute denkt. Der abſolute Geiſt, oder Gott, iſt nun aber nicht das in jedem einzelnen Menſchen zu Stande kommende Selbſtbewußtſeyn Gottes, ſondern dieſe einzelnen Selbſtbewußtſeynsproceſſe machen erſt in ihrer Totalität das Weſen des abſoluten Geiſtes aus."

Das iſt die berüchtigte Selbſtvergötterungslehre, das Wahnſinnigſte, was die Philoſophie jemals ausgeheckt hat.

Noch nach Hegel hat Schelling, der ihn überlebte, die Wahrheit tiefer zu ergründen gemeint, aber von Gott doch keinen würdigeren Begriff zu erzeugen gewußt. Schelling geht davon aus, die Natur könne weder geiſtlos, noch der höchſte Geiſt körperlos geſpenſtig ſeyn. Das führt ihn nun zu Behauptungen, die entſchieden pantheiſtiſch ſind. Er erkennt nämlich in Gott, ſofern man ihn bloß geiſtig und unendlich denkt, die Verneinung alles Wirklichen. Soll er wirklich werden, ſo muß er auch endlich werden. „Da nun weiter, um wirklich zu werden, die Einheit in Zweiheit auseinander treten muß, die Zweiheit aber eo ipso Widerſpruch iſt, ſo entſteht die Welt aus dem Widerſpruch Gottes mit ſich ſelbſt. Der Widerſpruch, den wir hier begriffen, iſt der Quellbronn des ewigen Lebens; die Conſtruction dieſes Widerſpruchs die höchſte Aufgabe der Wiſſenſchaft. — Es iſt vergebliches Bemühen, aus friedlicher Ineinsbildung verſchiedener Kräfte die Mannigfaltigkeit in der Natur zu erklären. Alles, was wird, kann nur im Unmuth werden, und wie Angſt die Grundempfindung jedes lebenden Geſchöpfs, ſo iſt alles was lebt nur im heftigen Streit empfangen und geboren. Wer möchte glauben, daß die Natur ſo vielerlei wunderliche Producte in dieſer ſchrecklichen äußern Verwirrung und chaotiſchen innern Miſchung, da

nicht leicht eines für sich, sondern durchdrungen und durchwachsen von andern angetroffen wird, in Ruhe und Frieden oder anders als im heftigsten Widerwillen der Kräfte habe erschaffen können? Sind nicht die meisten Produkte der unorganischen Natur offenbar Kinder der Angst, des Schreckens, ja der Verzweiflung? Und so sehen wir auch in dem einzigen Falle, der uns gewissermaßen verstattet, Zeugen einer ursprünglichen Erschaffung zu seyn, daß die erste Grundlage des künftigen Menschen nur in tödtlichem Streit, schrecklichem Unmuth und oft bis zur Verzweiflung gehender Angst ausgebildet wird. Wenn nun dieses im Einzelnen und Kleinen geschieht, sollte es im Großen, bei Hervorbringung der ersten Theile des Weltsystems, anders seyn?" (VIII. 321.)

Hierin streift Schelling so ziemlich an den Schrak des Jakob Böhme an. Allein es widerstrebt, was von Schrecken und Angst im Geschaffenen vorkommt, in einen Zwiespalt im Schöpfer selbst zurück zu verlegen. Es ziemt dem Denker, jenem Schrecklichen in der Natur die gebührende Aufmerksamkeit zu widmen, wie dem sittlich Bösen, worüber die moderne Philosophie nur zu gern hinweg eilt. Aber die Ehrfurcht vor dem Allmächtigen verbietet das Angstprincip in die allerheiligste Dreieinigkeit selbst zu verlegen. Oder war es wenigstens in Zeiten des tiefsten Verfalls, als die Griechen anfingen, ihren Zeus auf der Bühne in Kindesnöthen darzustellen, wie er aus seinem Kopf die Pallas Athene gebiert.

Das erste Postulat menschlicher Vernunft ist, daß Gott, welcher das Ganze geschaffen hat, von dem wir nur ein kleiner Theil sind, von unsern beschränkten Erkenntnißvermögen und Schlußfolgerungen nicht seinem ganzen Wesen

nach begriffen zu werden vermag. Die erste Schlußfolgerung, zu der unser Denken gelangen kann, ist die, daß dem beschränkten Menschengeiste die göttliche Weisheit entweder ganz unzugänglich bleibt, oder ihm nur durch Offenbarung von oben vermittelt wird. Der Umfang dessen, wovon wir mathematische Gewißheit erlangen können, bleibt immer beschränkt, und über diese Schranken hinaus kann auch der größte philosophische Scharfsinn nichts Gewisses mehr entdecken, sondern tappt nur mit Vermuthungen und Phantasien im Nebel herum. Gegen die Vermuthung, Gott leide mit der Natur und sey einem Entwicklungsgang unterworfen, spricht das erste Postulat, welches gegenüber allen beschränkten Wesen ein unbeschränktes voraussetzt. Auch sträubt sich dagegen alles im Menschen, was eine Ahnung von der Unmöglichkeit hat, daß die Welt einer höchsten Autorität, daß ihre Leitung einer ewig sich gleichen Allmacht und Weisheit entbehren kann. Zuletzt verlangt der gute Geschmack, daß der sterbliche Mensch, wenn er auch zu hohen akademischen Ehren, Titeln und Orden gelangt, sich doch niemals einbilden soll, er könne die Gottheit in ihren Kindesnöthen belauschen.

Die Vorstellung von einem leidenden und sogar sündigenden Gott war schon den indischen Philosophen geläufig, wiederholte sich aber in dem pantheistischen System der modernen Philosophie noch öfter, sofern man den Makrokosmus (Welt) mit dem Mikrokosmus (Mensch) identifizirte und dann Bewußtseyn, Sünde und Thorheit auf ein Weltbewußtseyn, eine Weltsünde und eine Weltthorheit übertrug, die man Gott nannte. In Frauenstädts Briefen über die natürliche Religion von 1858 wird der Versuch gemacht, diesem Gott wenigstens soviel sittliche Kraft anzudichten, als dem Menschen, nur nicht mehr. Er lehrt: „Die Versöhnung

des Menschen mit Gott ist Versöhnung der beiden Naturen im Menschen, also wieder Versöhnung einer Erscheinung Gottes mit sich. Der Glaube rechtfertigt, d. h. die sittliche Gesinnung gilt für die That. Du siehst also, daß auch im Pantheismus, wofern er nur ein ethischer ist, sich die christlichen Grunddogmen festhalten lassen, und daß der ganze Unterschied zwischen dieser und der theistischen Fassung derselben nur ein formeller, aber kein das Wesen der Sache berührender ist. Was der supranaturalistische Theismus an zwei verschiedene Welten vertheilt, indem er die Erde als den Sitz der Sünde, den Himmel, aus dem Gott seinen Sohn zur Erlösung der sündigen Menschheit sendet, als den Sitz der Heiligkeit betrachtet, das betrachtet der ethische Pantheismus als den innern Gegensatz und Kampf zweier verschiedenen Naturen des Menschen und folglich, insofern Gott im Menschen erscheint, als einen Gegensatz und Kampf in dieser Erscheinung Gottes."

Der Pantheismus desertirt hiemit der materialistischen Richtung und kehrt mehr oder weniger zum sittlichen Imperativ Fichtes zurück. Wo nur der sittliche Anspruch anerkannt wird, ist es schon ein Gewinn.

Indeß erscheint der alle Tage sündigende und dann wieder bereuende und sich bessernde, sich selbst verzeihende Gott des ethischen Pantheismus doch als eine nicht minder arge Absurdität wie weiland Hegels schlaftrunkner und erst allmälig sich selbst zum Bewußtseyn kommender Gott. Denn das erste Postulat der Vernunft, wenn man sich überhaupt einen Gott denkt, ist dessen Stätigkeit und Unveränderlichkeit, so wie die höchste Instanz, die absolute Autorität, an der kein Makel noch Defect ist.

Johannes Huber in seiner Schrift über die Idee der Un-

sterblichkeit 1864 faßt den Pantheismus mehr von der ästhetischen Seite auf. Er sagt S. 124: „Das Absolute öffnet die in ihm verschlossenen Quellen des Lebens und läßt alle Potenzen zur Wirklichkeit gelangen. Nicht als eine Emanation, sondern als die Selbstentwicklung ewiger Möglichkeiten im Grunde des Absoluten." Und Seite 153: „Wo der reine Lichtstrahl des Ewigen im Medium der verschiedenen Geister in einem unendlich reichen Farbenschimmer sich bricht ꝛc." Was bleibt da von Gott übrig, wenn sein ganzer Reichthum und seine ganze Herrlichkeit nur in uns Menschen besteht, er nur das indifferente Licht ist, das erst in uns Menschen das reiche Farbenspiel entfalten kann? Er ist dann gleichsam nur noch der Bindfaden, der das schöne Bouquet der Menschengeister zusammenhält. Er zerläßt sich eben so in die Menschheit, wie der Gott Hegels, oder er ist nichts ohne uns, er braucht uns, um die in seinem Wesen liegenden Möglichkeiten zu erschöpfen. Und wir brauchen weiter nichts, als uns zu entwickeln. Eine Verantwortung wird uns nicht zugemuthet. Wir sind vornehm von selbst als Gottes Söhne, Gottes Ehre theilhaftig durch bloße freie Entwicklung. Aber von solchem Adel ist die Menschheit nicht; was ihr auch von Adel angeboren ist, sie kann ihn verlieren und sie muß sich erst das Recht, ihn anzusprechen, durch ihr Verhalten verdienen. Hier entscheidet auch die Geistesbildung nicht, sondern nur der sittliche Charakter. Kein philosophischer Hochmuth vermag die einfachen Sätze des Katechismus umzustoßen.

Bekanntlich träumte sich Goethe, er müsse nach seinem Tode eine Art von Geisterfürst werden. Wir wollen den Reichthum an Geist, wo er sich immer an Menschen findet, nicht unterschätzen, gewiß aber ist er kein Schlüssel zum

Himmelreich, welches bekanntlich auch den Armen am Geiſt offen ſteht. Man täuſcht ſich hier ungeheuer. Der Cultus des Genius reicht nicht in die Ewigkeit hinüber. Der Stolz auf Talente, die einen relativen Werth für unſer planetariſches Leben haben, wird lächerlich außerhalb dieſes engen Kreiſes. Wenn vollends gar das Talent unſittlichen Tendenzen dient, wenn es zur Sünde verführt, wie ſollte es ein ewiges Recht und Gnade vor Gott anſprechen dürfen! Sirenengeſang öffnet den Himmel nicht.

Wie ſchmeichelhaft der Gedanke iſt, in der andern Welt nach dem Tode ſich in ariſtokratiſchem Behagen eines vornehmen Geiſtes in der Wolluſt ſeiner Selbſtentwicklung zu wiegen, er iſt doch nur eine grobe Täuſchung. Und wenn er es nicht wäre, könnte er doch nur ſchwachen Genüßlingen genügen; der kraftvollere, höher ſtrebende Geiſt würde ihn verwerfen, denn er würde über die Ariſtokratie hinaus die Alleinherrſchaft anſtreben und an Gottes Stelle ſelber treten wollen, wie Lucifer. Wenn man einmal der Gottesfurcht entſagt und ſeine menſchliche Berechtigung und Beſtimmung unbekümmert um die Gebote Gottes hoch und höher ſchraubt, ſo muß man folgerecht auch zur ganzen Hoffahrt Lucifers fortſchreiten und ſich nicht mit dem erbärmlichen Goetheſchen Anſpruch auf die Stellung eines kleinen mediatiſirten Geiſterfürſten genügen laſſen. Dann kann man ſich nicht mehr dabei beruhigen, *ein* Geiſterfürſt zu ſeyn, ſondern man muß *der* Geiſterfürſt ſchlechthin ſeyn wollen.

Darf man es in unſerem Zeitalter ausſprechen, daß die höchſte Freiheit nur aus gänzlicher Selbſtverleugnung entſpringen kann? daß nur der ihrer am meiſten würdig und fähig wird, der am meiſten Opfer bringt für Andere, ſich

hingibt für Andere? daß Ueberhebung, Eitelkeit und Stolz auf sein kostbares Ich den Menschen nur erniedrigt, seinen Blick verfinstert, seine Freiheit hemmt, dagegen nur die Demuth frei und stark macht? Man darf das wohl noch sagen, aber es wird nicht beachtet. Die Hoffahrt hat zu allgemein überhand genommen. Doch ist ihr unvermeidliches Correctiv der Tod. Die da geglaubt haben, sie können sich mit ihrer freien Geistesentwicklung ganz bequem neben Gottes Stuhl niedersetzen, werden schrecklich enttäuscht werden.

Man ist am Ende dieser Phantastereien satt geworden und hat sich dem praktischen Leben zugewendet. Schopenhauer, einer der geistreichsten Philosophen der Neuzeit, fiel endlich beim Mißlingen aller Versuche, die gemeine Menschheit mit dem philosophischen Wahnsinn zu elektrisiren, da er sich immer mehr isolirte, in eine Art von Verzweiflung. Nur der derbe Materialismus wußte dem Publikum gerade mit den plumpsten Mitteln wieder beizukommen, wie gemeine Gaukler sich eines zu verschaffen wissen, wenn es von der sog. classischen Geistreichigkeit nichts mehr wissen will.

Der deutsche Michel hat in seinem nationalen Schlafe, während an seinem erstarrten und wehrlosen Leibe alles mögliche Ungeziefer herumkroch und alle Hunde Europas gegen ihn gehetzt waren und ihn in die lethargischen Glieder bissen, mit innerlichstem Behagen den Traum der Philosophie durchgeträumt und sich auf der Stufenleiter Kant, Fichte, Schelling, Hegel bis zur Selbstvergötterung hinaufgeschwindelt. Da auf einmal schnappte der Traum ab, der deutsche Michel fuhr auf und rieb sich die Augen. Es war nur ein Traum gewesen. Die Philosophie war im Morgen-

nebel aufgelöst, die Wirklichkeit war wieder da. Die zunächst Betheiligten auf den Universitäten konnten es kaum begreifen. Da stand kein allbewunderter Narr mehr auf dem Katheder und proclamirte sich den vor Begeisterung maulaufsperrenden und stirnaberſprengenden Studenten als Gott. Da gab es keine Regierung mehr, welche ihre Praxis aus einer Modephilosophie zu schöpfen sich rühmte. Da hatten sich die Studenten von aller Geistesschwärmerei zurückgezogen und trieben neben ihrem Brodstudium höchstens noch ein wenig Tagespolitik. Hegel war todt, sein ganzer Anhang unpopulär geworden. Schelling hatte mit greiser Hand krampfhaft das Banner der Philosophie emporgehalten und sich selbst als den Messias verkündet, der das Welträthsel lösen und die Menschheit für immer ins Licht führen werde, aber er kam nie auch nur um einen Schritt vorwärts und steht jetzt noch als prahlerisches Gespenst mit seinem großen Annoncebogen auf dem Büchermarkte wie angenagelt.

Was wäre es denn nun auch für ein Unglück, wenn unsere studirende Jugend sich von nun an nicht mehr am Narrenseile der Philosophie herumführen ließe, wenn wenigstens der Alp dieses bösen Traums die Brust deutscher Nation nicht mehr drückte, wenn die Nation endlich mündig genug geworden wäre, um einzusehen, daß eine Philosophie, welche sich prinzipiell von der Grundlage aller Wahrheit (in der geoffenbarten Religion) fern hält, nicht zum Licht, sondern nur zur Finsterniß führt? Die, welche sich für die Weisesten halten und gehalten wissen wollen, sind in der That die dümmsten. Von ihnen sagte schon Sokrates, sie wissen nicht einmal, daß sie nichts wissen.

Diese, eine vermeintliche Menschenweisheit statt der geoffenbarten göttlichen Wahrheit verkündende Philosophie ist

nicht nur allezeit eine Verfinſterung und Verdummung des Geiſtes, ſondern auch allezeit eine Verderbung des Herzens, weil ſie zur Hoffahrt, zu einer gänzlich falſchen Vorſtellung von der menſchlichen Freiheit und zur Verachtung der göttlichen Gebote führt. Die Philoſophie hat nur eine Berechtigung als Vorſchule und Dienerin der Theologie. So wie ſie ſich unabhängig macht von der Anerkennung der geoffenbarten Wahrheit, der einzigen, die es in höhern Dingen gibt, fällt ſie nothwendig dem Lügengeiſt und dem Böſen anheim, ſelbſt wenn die verblendeten Denker es nicht wiſſen und wollen.

Leider läßt ſich die Philoſophie von dieſem Makel nicht freiſprechen. Wie viele ehrliche Leute ſich auch mit dieſer Wiſſenſchaft befaßt haben und gleichſam bona fide den lieben Gott abſetzen halfen, weil es einmal ſo Mode geworden war, fällt ihnen doch zur Laſt, daß ſie nicht ſchärfer nachdachten, nicht vorſichtiger den breiten Weg vermieden, den ſchlechter geſinnte Denker vor ihnen ſchon ausgetreten hatten. Jeder Irrthum läßt ſich hier auf eine Sünde, auf einen urſprünglichen Mißbrauch des freien Gedankens und des freien Willens zurückführen. Daher würde man auch ſehr irren, wenn man glaubte, der Streit laſſe ſich auf dem Wege der Ueberzeugung durch Gründe entſcheiden. Nichts würde leichter ſeyn, als die philoſophiſchen Irrlehrer eines Beſſern zu belehren, wenn ſie ſich belehren laſſen wollten. Ihre Irrlehren ſind aber nicht Fehler des Denkens, falſche Folgerungen, gleichſam Rechnungsfehler, die ſich entdecken und corrigiren laſſen, ſondern es ſind Schooßkinder der Sünde. Die Hoffahrt iſt es, die das Geſchöpf gegen den Schöpfer empört und denſelben zu verleugnen trachtet. Die Eitelkeit iſt es, die den Philoſophen verführt, ſich auf der

Oberfläche unſres kleinen Planeten aufzublähen, wie ein Hahn, um in die weite Sternenwelt hinauszukrähen, „ich bin Gott, nur in mir exiſtirt die Gottheit", und nur die Wolluſt des Sündigens iſt es, die den Philoſophen anſtachelt, die Sittengeſetze wegzuraiſonniren, den Menſchen von jeder Pflicht zu entbinden und ihm jene göttliche Freiheit zuzuerkennen, „die über dem Gegenſatz von gut und böſe erhaben iſt." Hätten die Vertheidiger der chriſtlichen Wahrheit es nur mit Irrlehrern zu thun, deren Fehler allein im Denken liegt, ſo wäre es ein harmloſer Kampf; ſie haben es aber mit der Sünde, mit der Bosheit zu thun, die ſich nie ergibt, mit dem Vater der Lüge ſelbſt, mit der abſoluten Verneinung, von der man vernünftigerweiſe keine Bekehrung verlangen kann. Der Streit kann daher auch nie wie eine Rechtsfrage, ſondern nur wie ein Krieg entſchieden werden.

8.

Von der Geſchichtsverfälſchung.

Sobald die Renaiſſance Mode geworden war, mußte die ganze bisherige Auffaſſung der Geſchichte geradezu umgedreht werden.

Bisher hatte die Menſchwerdung Chriſti für den Glanz- und Höhepunkt der Weltgeſchichte gegolten. Sogar im alten Heidenthum hatte man, wie im Judenthum, nur eine allmälige Vorbereitung auf das Chriſtenthum erkannt. Nicht nur jüdiſche Propheten und heidniſche Sibyllen hatten darauf hingewieſen, ſondern auch ſchon in den ägyptiſchen, perſiſchen, pythagoräiſchen und dionyſiſchen Myſterien lagen Ahnungen des künftigen Chriſtenthums vor. Die vorchriſtliche Heidenzeit war als ein ſtufenmäßiges Herabſinken in

die tiefste Entsittlichung und in ein Elend erkannt worden, in welchem die Menschheit hätte untergehen müssen, wenn Christus nicht erschienen wäre. Die heidnischen Schriftsteller selbst haben uns Schilderungen jener grenzenlosen Sittenverderbniß in der römischen wie in der griechischen Welt hinterlassen, und die ältesten christlichen Schriftsteller und Kirchenväter haben sie nur bestätigt. Die Kirchenväter Clemens von Alexandrien und Arnobius sagen nichts Schlimmeres von den letzten Zeiten des antiken Heidenthums aus, als was uns auch die heidnischen Geschichtschreiber der Kaiserzeit, z. B. Dio Cassius, berichtet haben. Salvianus, Bischof von Marseille, sagt unverhohlen, die alte Corruption des Heidenthums habe auch noch unter den christlichen Kaisern fortgedauert, die Cirkusspiele, die Theater mit allen ihren lasterhaften Freuden, die herkömmliche Unzucht in den Familien, die Schamlosigkeit, an die schon das Kind gewöhnt werde und die das Greisenalter nicht verlasse. Wenn nicht die Germanen, die naturwüchsigen und an gute Zucht und Sitte gewöhnten ehrlichen Barbaren, die Gothen, Burgunder, Alemannen und Franken gekommen wären, würden die classischen Völker des Südens, Griechen und Römer, trotz ihres Christenthums unrettbar untergegangen seyn und hätten sich in keiner Weise auch im Abendlande vor dem Islam schützen können, der das christliche Morgenland unterjochte. Es gab christliche Bischöfe im römischen Reich, welche nichts sehnlicher herbeiwünschten, als die germanischen Barbaren, welche die unverbesserliche römische Bevölkerung einfach ausrotteten oder durch Blutvermischung wieder veredelten und kräftigten und ihr mit Gewalt oder durch Beispiel eine Zucht beibrachten, von der sie trotz aller kirchlichen Vorschriften bisher nichts hatte wissen wollen.

Unleugbar hatte das classische Alterthum, wenigstens in der ersten Glanzperiode seiner Bildung und ehe in ihm alles in Despotismus und thierischer Wollust unterging, eine Lichtseite. Aber weder die Ideale griechischer Schönheit, noch die römischer Bürger- und Heldentugend, noch auch die sokratischer und platonischer Weisheit vermochten zu verhindern, daß die Schönheit dem Dienst gemeinster Wollust geopfert, der Bürgersinn zum Sclavensinn erniedrigt wurde und die Weisheit zu sophistischer Beschönigung des Unrechts und des Lasters entartete. Aber auch schon in der glänzendsten Zeit des heidnischen Alterthums war ein schönes, freies und edles Daseyn nur ein Vorrecht Weniger; in den untern Schichten sah man nur Sclaverei mit allen Lastern, die sich an einen so unwürdigen Zustand der Menschheit knüpften.

Vor allem ist hervorzuheben, was die Religion jener hochgebildeten Privilegirten im classischen Alterthum gewesen ist. Wie dachten sie sich Gott? Wenn es auch eine Periode gab, in welcher Griechen und Römer ihren vornehmsten Göttern, wenn auch nichts eigentlich Göttliches, so doch die edelste Menschlichkeit zuschrieben, so wurden doch diese achtungswürdigen und verhältnißmäßig heiligen Vorstellungen nur zu bald durch unwürdige, ja spöttische verdrängt. Schon im homerischen Zeitalter erscheinen die höchsten Götter nicht blos auf eine naive, sondern auch auf eine burleske Art vermenschlicht, daß alle Ehrfurcht vor ihnen aufhören muß. Sie begehen Schalkheiten und es werden Schalkheiten an ihnen verübt, die schon gewöhnliche Menschen lächerlich machen würden, geschweige Götter.

Alle diese Wahrheiten, die schon im Alterthum selbst erkannt worden waren, wurden nach Einführung der Renaissance im gebildeten Europa ignorirt oder geradezu geleugnet

Hatte früher niemand daran gezweifelt, die Menschheit sey zur Zeit des Heidenthums und bis zu Christi Geburt in immer tiefere Nacht gesunken und erst der heilige Morgen des Christenthums habe ihr Licht und Trost gebracht, so bildete sich von nun an die verkehrte Meinung aus, alles Licht der Menschheit sey von jeher nur von der classischen Bildung der Griechen und Römer ausgestrahlt und die Menschheit sey im heidnischen Alterthum auf dem rechten Wege gewesen, zu immer höherer Bildung des Geistes, Vervollkommnung des Staates und praktischem Genuß der Erdengüter zu gelangen. Da sey das leidige Christenthum gekommen, habe die Welt in Finsterniß eingehüllt, statt des reichen und schönen Wissens im Heidenthum nur einen dummen und grausamen Aberglauben eingeführt und die Menschen um ihr natürliches Recht am Genuß der Erdengüter zu bringen getrachtet, durch unsinnige Verbote, Fasten, Cölibat, Ascese ꝛc. In dieser unglückseligen Nacht habe nun die Menschheit fünfzehn Jahrhunderte zubringen müssen, bis es endlich den späten Nachkommen der Griechen und Römer wieder möglich geworden sey, die Erinnerung des untergegangenen Lichtes zu wecken und wenn nicht mehr das ganze classische Alterthum auferstehen zu machen, doch den gegenwärtigen und den künftigen Menschengeschlechtern die Nachahmung und Wiedererneuerung des Untergegangenen zur Pflicht zu machen. Die schnelle Verbreitung der Renaissance über ganz Europa beweise die Natürlichkeit und Nothwendigkeit der ganzen Procedur.

Mit der größten Parteilichkeit wurde nun alles Classische gepriesen, was Böses davon bekannt war, ignorirt oder beschönigt, Tugend und Geist einiger vorragenden Männer gleich auf das ganze griechische und römische Volk überge-

tragen. Helleniſcher Geiſt und römiſche Tugend wurden unendlich viel höher angeſchlagen, als alles Chriſtliche, ſchon deswegen, weil man es als Erzeugniß der Freiheit anſah, während man dem Chriſtenthum beſtändig vorwarf, es habe jede Geiſtesfreiheit gelähmt und die Menſchen nur geknechtet. Von den Greueln der Sclaverei, der privilegirten Unzucht des aphroditiſchen Cultus, der Knabenliebe ꝛc. wurde geſchwiegen oder dieſer Dinge nur beiläufig gedacht, während man von der höhern und gebildeten Geſellſchaft in Griechenland die idealſten Vorſtellungen entwarf und ſelbſt das gemeine Volk nur im Zauber Arkadiens, des glückſeligen Thales Tempe oder der liebenswürdigen Hirten des Theokrit ſah. Lügenhafter noch war der Cultus, welchen die Humaniſten und Juriſten mit dem heidniſchen Rom trieben. Da war von nichts die Rede als von römiſcher Tugend, von großherzigem Heroismus, von ſtrengem Recht, von der gewiſſenhafteſten Abwägung gegenſeitiger Pflichten im Staat, und die ſchreckliche Wirklichkeit, die wachſende Grauſamkeit gegen die unterdrückten Völker, die wachſende Tyrannei und Corruption im Innern wurde ignorirt oder beſchönigt.

Keinem Volke gereichte dieſe Geſchichtsverfälſchung mehr zum Schaden als dem deutſchen, denn ſie hatte von Anfang an keinen andern Zweck, als den heidniſch claſſiſchen Geiſt über den chriſtlichen und die romaniſche Race über die germaniſche zu ſtellen. Daher von den Zeiten der Renaiſſance an eine ſyſtematiſche Herabwürdigung ſchon der heidniſchen alten Deutſchen, als ſeyen es rohe Wilde gleich den Irokeſen und Huronen geweſen, obgleich ſie uns bei Tacitus und in ihren eignen älteſten Geſetzbüchern, Heldenliedern und älteſten geſchichtlichen Erinnerungen als ein höchſt edles Volk erſcheinen.

Daher nicht nur die christliche Hierarchie im sog. finstern Mittelalter, sondern auch die angebliche deutsche Barbarei in den grellsten Zügen vorgemalt wurde, obgleich sich der Thatbestand in der wahren Geschichte ganz anders und zum größten Ruhme der christlichen Kirche und des Germanismus darstellt. Die Geschichtsfälschung ging so weit, daß man die Greuel der Justiz, die Hexenprozesse, die Folterkammern, die alle erst mit dem römischen Recht und mit der Renaissance nach Deutschland gekommen sind, ins christliche Mittelalter zurück datirte und Jahrhunderten zur Last legte, die davon frei waren. Mit derselben Ignoranz warfen die classisch geschulten Gelehrten dem elften bis vierzehnten Jahrhundert Mangel an jeglicher Feinheit der Sprache und Bildung vor, während gerade damals die Sprache der deutschen Dichter, eines Wolfram, Walter von der Vogelweide ꝛc. die feinste und edelste war und erst mit der Renaissance im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert die deutsche Sprache und Literatur verwilderte, wie sie so roh und unfläthig nie vorher gewesen war. Aber das Christenthum und die deutsche Nation hatten im Mittelalter geherrscht; das war für die Romanen der Grund, beide zu verleumden, und die deutschen Gelehrten selbst mußten im Solde deutscher Fürsten, die sich aus dem Gebiete der alten Kirche und des alten Reichs ihre souverainen Territorien zuschneiden wollten, also den Franzosen und Italienern nachahmten, auch dem Beispiel der romanischen Gelehrten folgen und das Mittelalter verlästern.

Die nationale Selbstvergessenheit ging so weit, daß die bösartigsten Feinde und Verderber deutscher Nation von der falschen Geschichtschreibung in Deutschland selbst auf's unvernünftigste gepriesen und in den Himmel erhoben wurden.

So Johannes Hus, der die Deutschen bis zum Wahnsinn hassende Czeche, und Gustav Adolf, der halb Deutschland verwüstete und gleich jenem die Religion nur zum Vorwand nahm. Der Czeche wollte die Deutschen vernichten, der Schwede sie unterjochen.

Die Zeit unserer tiefsten Schmach, der elendesten Fürstenwirthschaft in Deutschland im vorigen Jahrhundert, die mit der Franzosenherrschaft in Deutschland endete, diese niederträchtige, die Enkel der deutschen Kaiser und Helden tief beschämende Zeit wurde gleichwohl von der entnationalisirten Gelehrsamkeit in Deutschland selbst als das goldene Zeitalter des Lichts und der Aufklärung, der Wissenschaft, Philosophie und Poesie gepriesen. Diese Gelehrsamkeit war ganz erstaunt, als die deutsche Nation endlich in ihrem Zorn das Joch der Fremdherrschaft zerbrach. Aber sie faßte sich bald wieder und fuhr auf der alten Grundlage der Renaissance fort, Christenthum und Germanismus zu bekämpfen und die Geschichte zu verfälschen. Die deutschen Zustände waren nach dem Wiener Congreß nicht befriedigend, aber die Opposition war zu sehr in den Banden der classischen Bildung und französischen Mode, als daß sie eine christliche oder nationale Basis hätte wählen können. Der deutsche Liberalismus agitirte nur gegen die Kirche und gegen die weltlichen Regierungen für ein allgemeines Phantom von Freiheit, und als die Polen, Ungarn, Italiener demselben Phantome nachjagten, schwärmten unsere deutschen Liberalen für Mieroslawski, Kossuth, Mazzini, und luden noch vor wenigen Jahren Garibaldi mit seinen Alpenjägern, den Todfeinden der Deutschen, die sich am morte ai Tedeschi heiser geschrieen hatten, freundlichst zum Schützenfest nach Frankfurt ein.

Genug, die Geschichtsverfälschung hat uns seit drei Jahrhunderten unendlich viel Schaden zugefügt und Schande gemacht, und noch ist nicht abzusehen, ob und wann das Lügen ein Ende nehmen wird.

9.

Von den falschen Idealen.

Schon vor der Menschwerdung Gottes auf Erden gab es Idealisten, welche Vorbilder menschlicher Vollkommenheit in physischer und sittlicher, wie auch in staatlicher Beziehung aufstellten und solche Ideale durch das Zusammenwirken von Gesinnungsgenossen zu verwirklichen trachteten. Zumal in der Sehnsucht nach sittlichen Idealen verrieth sich schon bei den alten Heiden eine Ahnung von dem, was künftig erst durch das Christenthum erreicht werden sollte, und nicht ohne tiefe Rührung studirt man sich in die alten Mysterienlehren hinein, in denen die Sehnsucht nach dem Heiligen, was man noch nicht besaß, die spätere Geringschätzung der geoffenbarten Wahrheit und des bereits erschienenen Erlösers so tief beschämt. Jene Blinden waren unendlich edler, als die heute sehen und nicht sehen wollen, vor dem Heiligen stehen und sich doch nur mit Ekel von ihm abwenden.

Seitdem der große Abfall vom Christenthum in der Renaissance erfolgt ist und man im Christenthum nichts Ideales, sondern nur einen verhaßten Zwang oder Völkerverdummung sieht, ist man auch auf die Ideale der ältern Heiden zurückgekommen, und man muß so billig seyn, dies wenigstens an der Jugend nicht zu tadeln, die, nachdem man ihr alles Christliche gründlich verhaßt gemacht hat, den

angebornen Drang nach etwas Edleren und über die gemeine Alltäglichkeit hinaus, in Idealen der Humanität, der Freiheit ꝛc. zu befriedigen ſucht. Im vorigen Jahrhundert kam dieſer Cultus der Ideale grade mitten in der Zopf- und Perrückenzeit auf. Alles Chriſtliche in der ſchönen und politiſchen Literatur war damals ſchon verpönt. Alſo hatten die Leute nichts als ihre alltägliche kleinſtaatliche Miſere nebſt einigen claſſiſchen Vorbildern, welche freilich grade in die Puderzeit nicht paßten. Da war es natürlich, daß feurige Jünglinge, wie Schiller, um jeden Preis aus der Philiſterhaut heraus wollten. Das war die Sturm- und Drangperiode, die überall nach Idealen herumſuchte. Das Bedürfniß war gerechtfertigt, der Wille war gut, aber weil ſie immer dem Chriſtenthum vorbeiliefen, fanden ſie nirgends ein auf die Dauer befriedigendes Ideal. Die Pindariſche Begeiſterung war eben nur eine Nachahmung, nichts Natürliches. Die Ideale aus dem claſſiſchen Heidenthum blieben immer marmorkalt. Der Germane, wenn er auch kein Chriſt mehr war, konnte nicht recht warm dabei werden. Nun ſuchte man Ideale bei den neueren Völkern und das ſittliche Gefühl in Deutſchland gab den Engländern den Vorzug vor den Franzoſen. Am Ende erſchuf man allgemeine Humanitätsideale ohne beſtimmte nationale Phyſiognomie.

Immer aber verrieth ſich die gänzliche Abweſenheit chriſtlicher Beiſpiele und Ideen in einer ungemein charakteriſtiſchen Weiſe. Man beſeitigte das Chriſtenthum gänzlich, als ſey auch nicht das Geringſte darin brauchbar für das Reich der Ideale. Man ſtellte aber Ideale auf, die ausdrücklich den Haß gegen alles Chriſtliche beurkundeten. Man hätte ja, ohne feindſelige Seitenblicke auf das Chriſtenthum zu wer-

sen, unchristliche Ideale aufstellen können, aber man war nicht unbefangen. Man wollte ausdrücklich seine Verachtung des Christenthums merken lassen. Dadurch erhält namentlich Lessings Nathan seine Bedeutung. In ihm ist absichtlich das Christenthum als die schlechteste aller Religionen dem Islam und dem Judenthum hintangesetzt und wird in dem Juden ein Menschheitsideal dargestellt, wie es innerhalb des Christenthums gar nicht vorkommen könnte. Das Christenthum ist niemals boshafter verhöhnt worden, als in Lessings Nathan, und grade deshalb wird dieses Lessing'sche Machwerk als das kostbarste in deutscher Sprache geschriebene Buch auf Gymnasien cursorisch gelesen und interpretirt.

Es handelte sich bei Aufstellung von Humanitätsidealen nicht blos um die Herabwürdigung des Christenthums; man ließ auch den Germanismus darunter leiden. Wenn das ganze Mittelalter hindurch der christlich germanische Ritter das Ideal der Männlichkeit, der physischen Kraft und Schönheit wie des sittlichen Adels gewesen war, so wurde er jetzt nur noch verhöhnt und karrikirt. Als hohe Menschheitsideale ließ man nur noch Persönlichkeiten gelten, die sich vom christlichen Ritter am weitesten unterschieden, den sog. edlen Juden, den sog. edlen Neger, den edlen Galeerensclaven, den edlen Räuber, den edlen Lügner, die edle Maitresse ꝛc. Von solchen Idealen wimmelten die Theater und die Romane. Das alles war keine zufällige Verirrung der Poesie. Der ganze Zeitgeist sprach sich darin aus. Die Negation wurde instinktartig in allen Formen durchgeführt.

Es ist wohl charakteristisch, daß der Vaterlandsliebe und dem Nationalstolz dieselbe Zurückweisung widerfuhr, wie dem Christenthum. Wenigstens in Deutschland. In den

romaniſchen Ländern, wie auch in England und Scandinavien, ſank das Nationalgefühl niemals ſo tief wie in Deutſchland. Unſere Geſchichtſchreibung und Poeſie pflegte am liebſten Helden zu feiern, die man als das Ideal einer politiſchen oder kirchlichen Partei gelten laſſen konnte, wenn ſie auch über das deutſche Vaterland nur Unglück gebracht hatten. Zu dieſen falſchen Idealen gehörten z. B. Guſtav Adolf, Wilhelm von Oranien, Johannes Hus. Die meiſten Ideale aber holten ſich die Deutſchen von andern Völkern her und zumal aus dem claſſiſchen Alterthum. Im letzteren ſah man überhaupt alles möglichſt ideal an und war ſo in dasſelbe verliebt, daß man über einigen Lichtſeiten und Schönheiten alles Bösartige, Schreckliche und Häßliche darin überſah.

Abgeſehen von allen dieſen durch eine verfälſchte Geſchichtſchreibung oder durch poetiſche Schwärmerei empfohlenen claſſiſchen Idealen trachtete man auch politiſchen und ſocialen Idealen im praktiſchen Leben nach. Es waren Phantome der Freiheit und des Völkerglücks, im Traume an eine Kerkerwand hingehaucht. In den Ketten des Despotismus ſchmachtend und dazu noch von einer übermüthigen Ariſtokratie und verdorbenen Geiſtlichkeit gequält, ſehnte man ſich nach Freiheit und nach Reinigung der Sitten. So lange noch frommer Glaube in den Volksmaſſen vorhanden war und die Renaiſſance noch nicht herrſchte, hielt man ſich an Ideale des alten Teſtaments, an die Bücher Samuels und der Maccabäer. So die Huſiten und ſpäter auch die engliſchen Puritaner. Allen dieſen Fanatikern ſtand nicht blos ein Ideal der Freiheit, ſondern auch der Tugend vor Augen. Sie wollten alle Laſter in der Welt vertilgen, und da dieſelben hauptſächlich von den Höfen, von der verderbten Kirche

fen, unchriſtliche Ideale aufſtellen können, aber man war nicht unbefangen. Man wollte ausdrücklich ſeine Verachtung des Chriſtenthums merken laſſen. Dadurch erhält namentlich Leſſings Nathan ſeine Bedeutung. In ihm iſt abſichtlich das Chriſtenthum als die ſchlechteſte aller Religionen dem Islam und dem Judenthum hintangeſetzt und wird in dem Juden ein Menſchheitsideal dargeſtellt, wie es innerhalb des Chriſtenthums gar nicht vorkommen könnte. Das Chriſtenthum iſt niemals boshafter verhöhnt worden, als in Leſſings Nathan, und grade deshalb wird dieſes Leſſing'ſche Machwerk als das koſtbarſte in deutſcher Sprache geſchriebene Buch auf Gymnaſien curſoriſch geleſen und interpretirt.

Es handelte ſich bei Aufſtellung von Humanitätsidealen nicht blos um die Herabwürdigung des Chriſtenthums; man ließ auch den Germanismus darunter leiden. Wenn das ganze Mittelalter hindurch der chriſtlich germaniſche Ritter das Ideal der Männlichkeit, der phyſiſchen Kraft und Schönheit wie des ſittlichen Adels geweſen war, ſo wurde er jetzt nur noch verhöhnt und karrikirt. Als hohe Menſchheitsideale ließ man nur noch Perſönlichkeiten gelten, die ſich vom chriſtlichen Ritter am weiteſten unterſchieden, den ſog. edlen Juden, den ſog. edlen Neger, den edlen Galeerenſclaven, den edlen Räuber, den edlen Lügner, die edle Maitreſſe ꝛc. Von ſolchen Idealen wimmelten die Theater und die Romane. Das alles war keine zufällige Verirrung der Poeſie. Der ganze Zeitgeiſt ſprach ſich darin aus. Die Negation wurde inſtinktartig in allen Formen durchgeführt.

Es iſt wohl charakteriſtiſch, daß der Vaterlandsliebe und dem Nationalſtolz dieſelbe Zurückweiſung widerfuhr, wie dem Chriſtenthum. Wenigſtens in Deutſchland. In den

romaniſchen Ländern, wie auch in England und Scandinavien, ſank das Nationalgefühl niemals ſo tief wie in Deutſchland. Unſere Geſchichtſchreibung und Poeſie pflegte am liebſten Helden zu feiern, die man als das Ideal einer politiſchen oder kirchlichen Partei gelten laſſen konnte, wenn ſie auch über das deutſche Vaterland nur Unglück gebracht hatten. Zu dieſen falſchen Idealen gehörten z. B. Guſtav Adolf, Wilhelm von Oranien, Johannes Hus. Die meiſten Ideale aber holten ſich die Deutſchen von andern Völkern her und zumal aus dem claſſiſchen Alterthum. Im letzteren ſah man überhaupt alles möglichſt ideal an und war ſo in dasſelbe verliebt, daß man über einigen Lichtſeiten und Schönheiten alles Bösartige, Schreckliche und Häßliche darin überſah.

Abgeſehen von allen dieſen durch eine verfälſchte Geſchichtſchreibung oder durch poetiſche Schwärmerei empfohlenen claſſiſchen Idealen trachtete man auch politiſchen und ſocialen Idealen im praktiſchen Leben nach. Es waren Phantome der Freiheit und des Völkerglücks, im Traume an eine Kerkerwand hingehaucht. In den Ketten des Despotismus ſchmachtend und dazu noch von einer übermüthigen Ariſtokratie und verdorbenen Geiſtlichkeit gequält, ſehnte man ſich nach Freiheit und nach Reinigung der Sitten. So lange noch frommer Glaube in den Volksmaſſen vorhanden war und die Renaiſſance noch nicht herrſchte, hielt man ſich an Ideale des alten Teſtaments, an die Bücher Samuels und der Maccabäer. So die Huſiten und ſpäter auch die engliſchen Puritaner. Allen dieſen Fanatikern ſtand nicht blos ein Ideal der Freiheit, ſondern auch der Tugend vor Augen. Sie wollten alle Laſter in der Welt vertilgen, und da dieſelben hauptſächlich von den Höfen, von der verderbten Kirche

der aus Frankreich geborgten Renaissancelüderlichkeit andererseits. Der freisinnige und ernste Engländer zog sich in die Maurerei als auf ein neutrales Gebiet zurück, auf dem ihn die damaligen Karrikaturen des Christenthums nicht mehr ärgerten und er auch der Frivolität auswich. Das Christenthum verdünnte sich oder, wenn man lieber will, verduftete hier ganz in Deismus, ließ jedoch noch sittliche Würde und sogar noch einige mysteriöse Ceremonien bestehen. Wie schon der Name sagt, sollten die Brüder als freie Maurer unabläßig am Bau der Menschheit arbeiten, d. h. einer idealen Menschheit, wie sie noch nicht ist, sondern erst werden soll durch allmälige Ablegung aller nationalen, religiösen und ständischen Vorurtheile, indem sich alle nur als Brüder und gleichberechtigte Weltbürger (Kosmopoliten) ansehen sollten.

Wie löblich auch die Zwecke dieser Gesellschaft waren, so ging sie doch einen Irrweg, sofern sie ausdrücklich dem Christenthum vorbeiging und sich später auch mehr oder weniger den antichristlichen Parteien anschloß. Bei ihren brüderlichen und sittlichen Tendenzen hätte sie sich wohl mit der christlichen Mission vereinbaren können. Es war eine Täuschung, wenn sie sich einbildete, alle andern Religionen hätten eben so viele Berechtigung, wie die christliche, oder man könne eine ideale Menschheit schon hier auf Erden verwirklichen, ohne Hülfe des Christenthums und trotz des Messiasspruches: Mein Reich ist nicht von dieser Welt!

Das Ideal der Freimaurer trat nicht zu Tage, die Gesellschaft blieb geheim. Aber die Völker lagen zum Theil noch immer in den alten Banden, die erst in Nordamerika zersprengt waren. Die Renaissance hatte in Frankreich den altrömischen Despotismus mit der altrömischen Sittenlosig-

keit und Religionsverachtung zurückgeführt. Hier hatte das romaniſche Element mit noch weit mehr Energie, als in Italien unter dem Einfluß der heidniſchen Renaiſſance, das chriſtlich-germaniſche Weltprinzip zurückgedrängt, ſich aber auch in ſeiner Verworfenheit dermaßen proſtituirt, daß das mißhandelte franzöſiſche Volk das Beiſpiel der Nordamerikaner nachahmte und ſich gewaltſam von ſeinen Ketten befreite. Aber unter Führern, welche nur im Geiſt der Renaiſſance aufgezogen waren, und erbittert über die ſchändliche Verdorbenheit des höhern franzöſiſchen Klerus, der alle Laſter des Hofes und der Ariſtokratie theilte, konnte das franzöſiſche Volk das chriſtlich-germaniſche Fundament nicht mehr finden, und lief dem falſchen Ideale der altrömiſchen und altgriechiſchen Republiken nach. In der Republik, die es ſchuf, wurden alle chriſtlich-germaniſchen Elemente ausgeſchloſſen, nach antikem Muſter ein neues Heidenthum, ein Götzendienſt der Natur, der ſog. Vernunft und der republikaniſchen Tugenden eingeführt, ſogar alle Namen der Länder und Provinzen, wie der republikaniſchen Aemter antikiſirt. Da wurde aus der Schweiz Helvetien, aus der Republik Genua Ligurien, aus den öſterreichiſchen Niederlanden Belgien, aus Holland Batavien. Man ſah wieder Volkstribunen, Senatoren, Conſuln. Sogar die Tracht, die Möbel, wurden nach dem antiken Geſchmack verändert. Die Pariſer Damen gingen halbnackt im Coſtüm der alten Griechinnen und Römerinnen.

Man prahlte nun auch viel mit altrömiſcher Bürgertugend. Aber nur dem armen Robespierre war es Ernſt damit. Dieſer als Ungeheuer verſchrieene Mann war ſo ehrlich und ſo dumm, den Tigern und Affen in Frankreich die ſtrenge Sittlichkeit der nordamerikaniſchen Bürger zuzu-

ſoll jeder Menſch ohne Ausnahme, auch der Präſident der Weltrepublik, täglich ein Paar Stunden Handarbeit vornehmen müſſen. Wenn nun auch dieſes communiſtiſche Ideal den Zukunftsmenſchen die Befriedigung der abwechſelndſten Genüſſe und die Entfernung aller Sorgen der Armuth verſpricht, zum Beiſpiel Weibergemeinſchaft, Erziehung der Kinder auf Koſten des Staats, freien Eintritt zu allen Schauſpielen und Kunſtgenüſſen ꝛc., ſo würde die Erde doch nur einem ungeheuern Arbeitshauſe gleichen und der Zwang unerträglich ſeyn.

Während die Leute unſinnig unerreichbaren Idealen nachjagen und die Augen nach den Wolken gerichtet haben, ſehen ſie das Gute und Erreichbare nicht, was unmittelbar vor ihren Füßen liegt. Niemals war für uns Deutſche eine Zeit günſtiger, die lange verlorene Einheit wieder zu erlangen. Wir dürfen nur wollen, ſo haben wir das Ziel erreicht, der Nation eine glänzende Zukunft, Wohlſtand und Ehre geſichert. Es fehlt aber viel, daß das alle Deutſchen begriffen. Nicht nur eine ungeheure Menge von Particulariſten und Philiſtern will ſich vom Großvaterſtuhl der Gewohnheit nicht erheben, ſondern auch eine Menge Idealiſten helfen zur Freude des Auslands dem deutſchen Einigungswerk immer neue Hinderniſſe in den Weg legen, die Idealiſten des Ultramontanismus und der demokratiſchen Republik. Die einen träumen, ſie würden Deutſchland dem Papſtthum wieder erobern können, die andern wollen Deutſchland in die allgemeine Weltrepublik zerſchmelzen. Eins iſt ſo unmöglich als das andere, beides widerſpricht ſich, und doch gehen beide Parteien Arm in Arm, nur um zu verhindern, daß das Erreichbare und Vernünftige erreicht werde.

10.

Vom Cultus des Genius.

Seit der Renaissance oder Wiedereinführung des antik-heidnischen Geschmacks und der antik-heidnischen Gesinnung in die christliche Welt ist auch wieder der antik-heidnische Cultus des Genius oder die Vergötterung von Menschen aufgekommen. Im heidnischen Alterthum verehrte man Naturgötter, nachher auch sittliche Mächte als Personificationen der wichtigsten Tugenden, des Vaterlandes, des Ruhms ꝛc. Sodann vergötterte man auch sog. Heroen, Menschen, die sich durch ihre Thaten zum Range von Halbgöttern erhoben hatten. In der spätern verderbten Zeit des Despotismus und der tiefsten sittlichen Corruption fing man an, gewisse Menschen schon bei Lebzeiten zu vergöttern, ihnen Götterbilder und Tempel zu errichten und vor ihren Altären zu beten und zu opfern. Dies widerfuhr allen Kaisern und Königen nebst deren Gemahlinnen, Usurpatoren, glücklichen Feldherrn, auch bloßen Lieblingen der Großen, Athleten, Hetären ꝛc. So wurde Antinous, der Lustknabe des Kaisers Hadrian, zum Gott erhoben und im ganzen römischen Reiche verehrt, daher uns noch eine Menge Statuen und Büsten von ihm erhalten sind.

Diese Vergötterung der Fürsten und ihrer Lieblinge kam nun auch seit der Renaissance im christlichen Abendlande auf, in Italien zunächst, dann in Frankreich. Dichter, Künstler und Gelehrte wetteiferten, zunächst die Fürsten, ihre gnädigen Herrn, dann deren Damen und Günstlinge mit ewigen Lorbeern zu schmücken und unter die Gottheiten des heidnischen Olymp aufzunehmen. So wurde Ludwig XIV.

in ſeinem Schlafzimmer zu Verſailles als blitzender Jupiter an die Wand gemalt. Als man gegen die Fürſten zu revolutioniren anfing, hörten dieſe Vergötterungen auf, aber andere traten an ihre Stelle, die der Freiheitshelden, der republikaniſchen Doctrinäre, ſogar der niedrigſten Sansculotten, wenn ſie ſich nur durch Frechheit hervorthaten. So Marat, deſſen Aſche die Ehre des Pantheon erhielt. So iſt es nun geblieben, die politiſchen Parteien treiben heute noch Cultus mit ihren Lieblingen. Man denke nur an Garibaldi. Die größte Zahl der Vergötterten haben immer die Parlamente geliefert. Dieſe Berühmtheiten eines Tages oder doch nur weniger Jahre kommen und verſchwinden wieder, verdrängt durch andere. Fünfhundert große Männer der Paulskirche ſahen die Schauläden Frankfurts; es war unmöglich, alle ihre unſterblichen Namen in der Geſchwindigkeit zu behalten. Man konnte ſie nur in Bauſch und Bogen in Unſterbliche mit Bart und in Unſterbliche ohne Bart eintheilen. Jetzt ſind ſie alle bis auf ein Halbdutzend Namen vergeſſen.

In ruhigen Zeiten, wo die Tagespolitik nicht die Götzen des Tages aus ihrem Rauch und Dampf ausſpeit, haben Dichter, Künſtler und Gelehrte den Fürſten ſo ziemlich den Rang abgelaufen. Man feiert viel mehr Männer der Wiſſenſchaft und Kunſt, als der Höfe. Das wäre nun wohl ein gutes Zeichen, wenn nicht auch bei dieſer Vergötterungsſucht verwerfliche Motive vorkämen. Vor allem die Eitelkeit. Die Metropole der Intelligenz muß alleweil einen großen, ja größten Mann haben, einen Hegel, einen Humboldt. Auch andere Hauptſtädte und Univerſitäten halten viel auf ein ſolches Privilegium. Die Meiſten, welche Zweckeſſen, Denkmäler und Stiftungen zu Ehren eines gefeierten Tages-

götzen arrangiren, denken dabei nur an sich selbst. Sie wollen mit ihren Beiträgen prahlen, Festreden halten, einander ansingen und angesungen werden, sich bei den Zweckessen gütlich thun. Zweitens dient ihnen der Cultus der Genius zu Demonstrationen gegen eine ihnen verhaßte Partei oder gegen die Regierungen. Man kann bemerken, dem ganzen modernen Geniuscult liegt Abneigung gegen das Christenthum zu Grunde. Man begeht zwar auch noch Feste christlicher Heiligen, aber nur, weil es so herkömmlich ist und ohne irgend ein Interesse für den, dem das christliche Fest gewidmet ist und den man oft sogar bis auf den Namen vergessen hat. Die modernen Geniusfeste schicken dagegen den gefeierten Namen immer voraus und legen den größten Werth darauf, die Personalien des Gefeierten ins glänzendste Licht zu setzen.

Man ist nicht heikel. Man vergöttert auch die unwürdigsten Personen, wenn sie nur grade Mode sind und das Interesse auf sich ziehen. Die Münchener Fliegenden Blätter brachten einmal ein Doppelbild. Oben wurde Franz Liszt am Clavier von schönen Damen mit Bouquets und Lorbeerkränzen und schweren Beuteln voll Gold beehrt, unten sah man in einer Schneelandschaft das Steinkreuz Friedrich Lists und einen Raben daneben. So dankt Deutschland seinen großen Männern. In Paris ist der Glückswechsel der Berühmtheiten des Tages am rapidesten. Mademoiselle Georges, die schönste und berühmteste Schauspielerin von Paris, welcher durch ihre vornehmen Gönner Millionen zugeflossen waren, fristete ihr Leben zuletzt am Eingang der Oper hockend mit Aufbewahrung von Stöcken und Regenschirmen.

Es ist gewiß consequent, wenn der Zeitgeist die christ-

lichen Heiligen verleugnet und ganz andere Heilige für die Anbetung aufstellt. Aber es liegt doch ein Widerspruch darin, daß die Fortschrittsmänner auf der einen Seite das höchste Gewicht auf die Gleichheit Aller legen und dann doch auf der andern wieder fähig sind, bei den Festen, die sie ihren Leithämmeln geben, und vor den Denkmälern, die sie ihnen errichten, in so tiefen Servilismus hinein zu gerathen.

11.

Vom pädagogischen Schwindel.

Der falsche Idealismus culminirte in der Schwärmerei für die Kinder und ihre Erziehung. Hatte man einmal Menschheitsideale aufgestellt, so lag auch nichts näher als den Versuch zu machen, ob nicht das Kindesalter am geeignetsten seyn müßte, sich zum Idealen heranbilden zu lassen, so lange es noch keine vorgefaßten Meinungen und üble Gewohnheiten habe, noch ganz unschuldig, für alles empfänglich und im Gemüth und Geist, wie im Körper voll Elasticität sey. Rousseau, an der Fähigkeit wie an dem guten Willen der erwachsenen Menschheit verzweifelnd, empfahl die Jugend möglichst zu isoliren, damit sie von den Untugenden der Erwachsenen weniger sehe, und sie dann nach einem wohl überlegten Plane für die Freiheit und ihren richtigen Gebrauch und für alle möglichen Tugenden zu erziehen. Die Menschheit, welche Gott gemacht hat, war nun einmal verdorben. Da der Mensch allein aber keine andere hervorbringen kann, so meinte Rousseau, es bleibe immer noch die Möglichkeit übrig, durch consequente Erziehung der Jugend

wirklich eine neue, anderartige, beſſere Menſchheit heranzubilden.

Seine Ideen fanden großen Anklang und trugen nicht wenig dazu bei, auch das politiſche Revolutionsfieber im vorigen Jahrhundert zu erhitzen. Die Kirche war moraliſch tief geſunken, weltlicher Despotismus beherrſchte alles, drückte das Edle nieder, erhob das Gemeine, und wo ſeine Kralle nicht blutige Schmerzen aufriß, beſudelte ſie alles, was ſie berührte. Die geknechtete Menſchheit verlor die Geduld, wollte ſich endlich ihrer Feſſeln entledigen und zerriß ſie auch wirklich, in der amerikaniſchen und franzöſiſchen Revolution. Man fühlte aber, es ſey am Bruch der Ketten nicht genug: die Menſchheit ſey zu lange und zu arg mißhandelt worden, ſie müſſe ganz aus der Haut fahren und ſich von innen heraus verjüngen, wenn ſie wieder zu geſunden Kräften kommen wolle.

Wenn Thron und Altar geſtürzt wurden, alle Stände nivellirt waren und der republikaniſche Demos ſich einrichtete, wie ihm beliebte, ſo mißlangen doch die wohlgemeinteſten politiſchen Experimente nur zu oft, weil die erwachſene Generation noch zu unwiſſend oder ſchon zu verderbt war. Den Schwärmern für die Menſchheit lag nun alles daran, allmälig durch Erziehung der Jugend eine beſſere Generation heranzuziehen. Unter allen, welche nach Rouſſeau Verſuche dazu machten, erlangte der Schweizer Peſtalozzi den größten Ruhm und inſofern auch den ausgedehnteſten Erfolg, als ſein Erziehungsſyſtem von der preußiſchen Regierung nach der ſchrecklichen Kataſtrophe von Jena adoptirt wurde. Der gute Wille war, das geſunkene Volk zu heben, die heranwachſende Generation mit neuer Kraft des Körpers und des Geiſtes zu erfüllen. Peſtalozzi ſelbſt

hatte mehr nur den Geist bilden wollen, Jahn machte auch die Rechte des Körpers als Gründer der Turnplätze geltend. Man errichtete neue Schullehrerseminarien, um auch die Volksschulen auf dem Lande mit dem neuen Geiste zu durchdringen. Es wurde auch viel geleistet, aber man übertrieb den Eifer und kam in eine schiefe Richtung.

Nachdem die fromme Begeisterung der Freiheitskriege durch die Reaction der russisch-österreichischen Politik, welcher die preußische Regierung zu viel nachgab, absichtlich geschmäht, verächtlich gemacht, beziehungsweise sogar ausdrücklich verboten worden war, suchte das Ministerium Altenstein der preußischen Jugend und dem preußischen Volk allerdings einen neuen Geist einzugießen, aber nur in schroffster Negation sowohl gegen das Christenthum, als gegen das germanische Gemeingefühl. Die Kirche sollte nur noch Magd des Staates seyn, nur der platteste Rationalismus und Hegels Philosophie herrschen, die den Menschen allein vergötterten. In der Metropole der Intelligenz sollte der Glanz der profanen Wissenschaft das bleiche Mondlicht des Christenthums vollends verschwinden machen, der Kosmos des großen Humboldt an die Stelle der Bibel treten. Unter solchen Einflüssen und Begünstigungen nun erhielt Diesterweg das Monopol des Volksunterricht als Generaldirector aller Volksschullehrerseminarien. Dieser Mann wollte die Schule ausdrücklich auf ein unchristliches, ja antichristliches Prinzip gründen. Sein Programm lesen wir in seinem pädagogischen Jahrbuch von 1855 S. 80: „Der Mensch ist ein organisches Wesen und entwickelt sich von innen heraus, er will freie allseitige Entwicklung, vollkommene Ausbildung aller seiner Kräfte und freie Ausübung derselben.“ Dieses Recht, fährt er fort, wird mit jedem Menschen geboren und mit dem

Recht auch die Fähigkeit, die nur von außen her gehemmt wird durch falsche Erziehung, durch Unterdrückung der natürlichen Begabung und des natürlichen Triebes oder durch Ablenkung derselben nach einem falschen Ziele hin.

Darnach ist die Aufgabe der Schule und zwar zunächst der Volksschule, bei allen Kindern alle in ihnen liegenden Vermögen und nach allen Richtungen hin zur freien Entwicklung kommen zu lassen. Die Schule soll Menschen, vollkommene Menschen bilden, die alle in ihnen liegenden Gaben und Kräfte kennen und heiter, frei, unumschränkt zur Ausübung bringen. Dazu nun ist erforderlich:

1) Die Schule muß vollkommen unabhängig seyn von den Eltern, dem Beruf und Stande. Die Schule muß, unbekümmert um die Eltern, jedes Kind zum höchsten Menschheitsideal heranbilden, oder vielmehr in freier Selbstbestimmung das Kind sich selbst herausbilden lassen.

2) Die Schule muß vollkommen unabhängig seyn vom Staate. Es kommt dem Staate nicht zu, irgend eine Forderung an die Schule zu stellen, wodurch jene freie Selbstbestimmung und Evolution des Reinmenschlichen gehemmt oder einseitig geleitet werden könnte.

3) Die Schule muß vollkommen unabhängig seyn von der Kirche. Denn das Kind darf nicht zu irgend einem Glauben genöthigt oder verleitet werden, es muß erst selbst prüfen, die Freiheit seines Denkens darf ihm durch keinerlei Autorität beschränkt werden.

4) Der Schullehrerstand muß demgemäß gleichfalls von den Eltern, wie vom Staat, wie von der Kirche vollkommen unabhängig dastehen, sui juris, zu nichts verpflichtet, als aus jedem Kinde die von Natur in ihm liegenden Vollkommenheiten sich frei entwickeln zu lassen. Eltern, Staat,

Kirche müſſen die Kinder ganz unbedingt der Schule hingeben, die ſie dann dem Leben wieder als Menſchheitsideale ausliefert.

Dabei ſetzt Dieſterweg voraus, jedes Kind ſey von Natur gut und habe die Fähigkeit, vollkommen zu werden. Die Eltern, der Staat und die Kirche allein ſeyen Schuld, wenn die Kinder verdorben werden. Die Vorausſetzung der Religion, es ſey von Anbeginn ein böſer Trieb auch im Kinde, verwirft er als ruchloſen Wahn. Im pädagogiſchen Jahrbuch von 1857 S. 132 wird das weiter ausgeführt. Jedes Kind ſey unſchuldig, frei von Erbſünde, göttlich. Von Zucht und Strafe dürfe bei ihm nicht die Rede ſeyn. Es trage in ſich den Keim aller Vollkommenheit, und es komme nur darauf an, dieſe in ihrer natürlichen Entwicklung nicht aufzuhalten. Nichts ſolle man in das Kind hinein lehren wollen, ſondern nur aus ihm herausſpinnen. Das Kind finde das Wahre mit größerer Sicherheit, als der Lehrer ſelbſt. Es ſey zur Selbſtbeſtimmung von der Natur befähigt und mithin auch berechtigt. Nie ſolle man es in ſeiner Selbſtbeſtimmung hemmen.

Wie hoch auch Dieſterweg die „göttliche" Kindheit ſtellt, ſo iſt er doch ſelbſt ein Tyrann derſelben. Denn mit ſeiner Maxime, den Kindern die Selbſtbeſtimmung einzureden, tödtet er nothwendig alles, was an ihnen wahrhaft kindlich, unbefangen und natürlich iſt, um ſie frühzeitig altklug zu machen. Und da ſie nichts denken können, was er ihnen nicht vorgedacht hätte, wird auch ſein pädagogiſcher Eifer nicht der Freiheit des kindlichen Geiſtes zu Gute kommen, ſondern lediglich wieder nur eine Abrichtung ſeyn. Wir ſind ſolchen jungen Affen, zum Dieſterwegianismus abgerichtet, ſchon öfter im Leben begegnet. Es waren nicht

freie selbständige Denker, sondern wie eine Uhr aufgezogene Automaten, die immer dasselbe Sprüchlein sagen. Ueberhaupt darf man die weltbeglückende Pädagogik, die seit Pestalozzi's Zeiten wirksam ist, endlich fragen: was habt ihr denn ausgerichtet? wo sind denn die vortrefflichen Menschen, die zu erziehen ihr immer versprochen habt? Man gab euch Raum, Zeit, Macht, die Regierungen unterstützten euch. Ihr konntet mit aller Muße euer Werk zu Stande bringen. Aber die von euch erzogenen Menschen sind gerade so gemeine Mittelmäßigkeiten geworden, wie andre auch, und nur einige haben sich durch Phantasterei oder gemeinschädliche Wühlerei einen traurigen Ruf erworben.

Es ist eine ungeheuerliche, eine wahnsinnige Voraussetzung, wenn man sich einbildet, die vielen tausend Knaben, aus denen in Gottes weiter Welt nun doch nichts anders werden kann und wird, als gewöhnliche Beamte, Kaufleute, Handwerker ꝛc., zu einer freien Geisteshöhe und zu jenem Umfang und zu jener Tiefe des Wissens steigern zu können, die immer nur das angeborene Erbtheil seltener Genies bleiben und bleiben müssen. Eben so ungeheuerlich aber ist die Zumuthung an die Lehrer, wie sie im Durchschnitt sind und nicht anders seyn können, sie sollen Geister wecken und bilden, sie, die selbst keinen Geist besitzen und nur fähig sind, Erlerntes wieder andern zu lehren.

Wozu denn der schreckliche Hochmuth auf Geist? Man sey doch ehrlich und wahrhaft. Man bescheide sich, der Jugend das zu lehren, was zu dem Lebensberufe, den Jeder ergreift, absolut unentbehrlich zu wissen ist. Man wird dann nicht so viel und vielerlei, aber das, was man lehrt, recht lehren. Man wird den Schüler nicht mit einem Lehrstoff quälen, den er doch nie und nimmer verdauen kann,

und mit Zumuthungen an eine höhere Bildung, wofür er nun einmal von Geburt an nicht organisirt ist. Der Schüler wird dann etwas Tüchtiges fürs Leben mit frohem Muthe lernen und zu seinem Berufe mit besserer Vorbereitung übergehen, als wenn man ihn Jahrelang mit der höheren und allgemeinen Bildung und mit der Erweckung und Entwicklung der Denkkraft gemartert hat. Wer die Logik nicht mit der Muttermilch eingesogen hat, dem wird sie keine Schule eintrichtern. Aber auch die Lehrer würden viel Tüchtigeres leisten und zufriedener seyn, wenn man ihnen ihre Ehre als Meister und Abrichter der Lehrlinge in einem bestimmten Fache gönnte, und wenn sie selbst darin ihren Stolz fänden, anstatt daß man von ihnen philosophische Tiefe des Denkens und Universalität des Wissens verlangt und voraussetzt, jeder solle eine Art von Idealmensch seyn, um aus den Hansen, Jörgen, Micheln und Petern, die ihm in die Schule geschickt werden, wieder mit der feinsten psychologischen Berechnung und dem genialsten Tacte Menschheitsideale zu erziehen.

Das Schlimmste bei Diesterweg und seinen weitverbreiteten Anhängern ist der Kirchenhaß, den sie in die Volksschulen einzupflanzen bemüht sind. „Die Natur", sagt Diesterweg, „ist das älteste unverfälschte, unverfälschbare Testament des Schöpfers." Den Katechismus will er aus allen Schulen verbannt wissen. Alle Schwächen der Geistlichkeit, alle Schäden der Kirche werden hervorgesucht und aufgedeckt, um zu beweisen, daß die Menschen keiner Kirche, keiner Bibel, sondern nur noch Humboldts Kosmos bedürfen.

Nachdem von der preußischen Regierung der pädagogische Schwindel vernünftigerweise wieder gedämpft worden ist, soweit sie unmittelbar Einfluß üben konnte, hat sich derselbe

Schwindel doch im übrigen Deutschland und in der Schweiz fortgepflanzt und hofft immer noch auf Sieg. Jährliche Lehrerversammlungen, die sich unlängst auch auf Oesterreich ausgedehnt haben, unterhalten den Schwindel. Auf den Schullehrerseminaren herrscht die Richtung Diesterwegs immer noch vor und nur wenige sind christianisirt worden.

Auch die Fröbelschen Kindergärten nähren den Schwindel. Es ist zwar löblich, für kleine Kinder zu sorgen, denen ihre Eltern nicht die nöthige Aufmerksamkeit schenken können oder wollen; allein man hätte das leisten können, ohne es zu einer Prinzipienfrage der Pädagogik zu machen und die falsche Voraussetzung Diesterwegs damit bestätigen zu wollen. Auch hier hat man wieder die natürliche Ordnung der Dinge auf den Kopf gestellt, und indem man die angeblich durch das Christenthum unterdrückte und corrumpirte allen Menschenkindern angeborene Güte und Weisheit sich frei entwickeln lassen will, faßt man die Kinder als die eigentlichen Lehrer und Meister, die Alten aber nur als die Schüler auf.

Die stärksten Bollwerke des Diesterweg'schen Systems sind die Schullehrerseminare, denn aus ihnen (von einigen wenigen specifisch christlichen abgesehen) rekrutirt sich Jahr aus Jahr ein der sog. Volkslehrerstand mit Ansprüchen, denen die Wirklichkeit niemals entsprechen kann, welcher sich daher in einer unnatürlichen Lage befindet, unzufrieden seyn muß und daher auch Unzufriedenheit verbreitet, wie seine Agitation in den Jahren 1848 und 1849 hinlänglich bewiesen hat.

Wir geben Realschulen, Gewerbeschulen bis in die kleinen Städte hinab zu, aber für den Bauernstand verlangen wir außer dem Religionsunterricht des Pfarrers nur Lesen,

Schreiben und Rechnen in der einfachen Weise, wie diese Dinge schon gelehrt wurden, ehe es Schullehrerseminare gab. Die Seminare sind erst im laufenden Jahrhundert entstanden, als ein Ausfluß der Pestalozzi-Schwärmerei. Sie beruhen auf der durchaus falschen philosophischen Voraussetzung, das gemeine Volk könne und müsse zum Humanitätsideal erzogen werden. Die in den Seminaren gebildeten Herrn Volkslehrer wurden dem Landvolk oktroyirt, aufgezwungen und sind eine Unnatur, eine Ueberflüssigkeit geblieben bis auf diesen Tag. Sie können sich in die bescheidene Stellung des alten Dorfschulmeisters, in die geringe Besoldung, in das ihnen verächtlich scheinende Nebenamt, das dem alten Dorfschulmeister seine Existenz sicherte, in die Gemeinschaft mit den Bauern selbst nicht mehr finden, weil sie in den Seminaren zu den Ansprüchen höherer Bildung erzogen worden sind. Sie sind nicht mehr Bauern, sondern Herren. Sie machen die Ansprüche gebildeter Beamten, sie beneiden den Pfarrer und glauben ihn, wenn sie Diesterwegsche Weisheit eingesogen haben, zu übersehen. Da ihre äußere, namentlich ihre ökonomische Stellung ihren hohen Ansprüchen nicht genügt, befinden sie sich in einer immerwährenden Agitation, verlangen vom Staat immer mehr Rechte, immer höhere Besoldungen, und werfen sich, wenn die Zeitumstände es erlauben, in die politische Opposition. Der Staat hat sich bereits die Frage gestellt, ob die Befriedigung ihrer Wünsche und Forderungen im Verhältniß stehe zu dem, was von ihnen gefordert wird? Der Staat hat sich endlich besonnen, es sey gar nicht nöthig, so viel von ihnen zu fordern, als wozu sie in den Seminaren abgerichtet worden sind, es genüge für die Dorfschule auch ein viel geringeres Maaß von Lehrstoff und Methodik, als deren

sie sich rühmen, und wenn man weniger von ihnen fordere, so hätten auch sie ihre Forderungen herunterzustimmen. Aber die aus diesen Gründen in einigen deutschen Staaten verfügten Einschränkungen im Seminarunterricht sind bis jetzt nur als eine Halbheit anzusehen. So lange die Seminare selbst nicht aufgehoben werden, ist es absolut unmöglich, hier den Corporations- und Oppositionsgeist, den Standesanspruch und die Standeshoffahrt auszurotten. Trotz aller Verordnungen wird auf den Seminaren doch der falsche Idealismus, die trügerische Hoffnung eines in unnatürlicher Stellung befindlichen Standes genährt werden. Der Seminarist kann mit Recht zum Staate sagen: Entweder vollende meine Bildung, laß mich satt werden an der Wissenschaft, von der du mich einmal hast kosten lassen, und laß mich dann auch satt werden an der Besoldung, oder — hebe die Seminarien überhaupt auf und nöthige mich dadurch, einen andern Lebensberuf zu ergreifen, bei dem ich bestehen kann, der mich nicht zur ewigen Tantalusqual verdammt.

Es wurde sogar schon vorgeschlagen, die Schullehrerseminare zum Range von Universitäten zu erheben; aber was sollte man auf den Dörfern mit den gelehrten Herren anfangen, von denen jeder an Gelehrsamkeit einem Universitätsprofessor würde gleichgestellt seyn wollen. Diesterweg selbst verlangte, in jeder Dorfschule sollte sich eine Bibliothek, eine Landkartensammlung, eine Sammlung naturgeschichtlicher Abbildungen, eine mineralogische Sammlung, ein Herbarium, ein physikalisches Kabinet mit Instrumenten, ein chemisches Laboratorium und eine Sternwarte befinden. Woher das Geld nehmen? und was sollen die Bauerkinder mit all dem Wissen anfangen?

Schon der treffliche Riehl in München hat darauf aufmerksam gemacht, wie unrecht und unweise der Staat handelt, der die jungen Seminaristen lehren läßt, was sie auf dem Dorfe gar nicht brauchen, ihnen die Anmaßung von Professoren und Akademikern einflößen läßt und ihnen doch keinen entsprechenden Wirkungskreis, noch eine entsprechende Besoldung gewähren kann. Es wird somit nur ein neues Proletariat geschaffen, welches Riehl sehr glücklich mit dem literarischen vergleicht, welches bei allgemeiner, aber nur oberflächlicher Bildung übertriebene Ansprüche an die Mitwelt macht, sie nicht befriedigt sieht und daher agitiren und revolutioniren hilft. Riehl zweifelt, ob das Unkraut je wieder zu vertilgen seyn wird. „Man wird", sagt er, „gar lange wieder schulmeistern müssen, bis die ätzenden, auflösenden Einflüsse, welche durch das Lehrerproletariat unter das Bauernvolk gebracht wurden, völlig hinweg geschulmeistert sind, oder richtiger, man wird das jetzt niemals mehr fertig bringen."

Was für ein Unsinn es ist, allgemeine und zwar vollkommenste Bildung für alle zu verlangen, wie es Struve und Diesterweg verlangt haben, muß jedermann begreifen, wenn man sich als möglich denkt, jener pädagogische Traum könnte jemals verwirklicht werden. Gesetzt, es gelänge und jedes Kind könnte in alle Wissenschaften und Künste eingeführt werden: welches schreckliche Verhängniß, wenn wirklich alle talentvoll wären, und wenn es vor lauter großen und hochgebildeten Geistern keinen mehr gäbe, der den Acker bestellen, Stiefeln machen und putzen wollte! Welche Thorheit aber, eine solche Befähigung vorauszusetzen und die ganze Erziehung darnach einzurichten; da doch nichts gewisser ist als die Thatsache, daß nach Gottes weiser Veranstaltung,

so lange die Welt steht, die geistigen Fähigkeiten und Neigungen in gleichem Verhältniß stehen mit der den Menschen zu ihrer eigenen Erhaltung auferlegten und unumgänglichen Arbeit. An diesem Verhältniß wird die Pädagogik mit all' ihrer schwärmerischen Begeisterung und die Demokratie mit ihren Gleichheitsdekreten nicht das Mindeste ändern, denn es ist ein ewiges Naturgesetz. So gewiß die Mehrheit der Menschen erforderlich ist, um nur die materiellen Stoffe herbeizuschaffen, die zur Wohnung, Nahrung und Kleidung nöthig sind, so gewiß wird dieselbe Mehrheit auch immer mehr materielle als geistige Bedürfnisse und Neigungen haben und ihr irdisches Glück ganz wo anders suchen, als in geistigen Errungenschaften der Schulbildung. Da dem nun unumstößlich so ist, kann es auch die Aufgabe derer, durch deren Weisheit Staat, Kirche und Gesellschaft gelenkt wird, immer nur seyn und bleiben, durch Pflege wie des Nationalwohlstandes, so des Glaubens, der Zucht und Sitte und der bewährten Nationaltugenden die physischen und moralischen Eigenschaften des Volks in Anspruch zu nehmen, nicht aber einseitig und vorherrschend die Intelligenz ausbilden zu wollen.

12.

Vom Weltschmerz.

Der sog. Weltschmerz, an welchem so viele Denker und Dichter der Neuzeit leiden, wurzelt im Unglauben, wenn der Mensch die Unmöglichkeit des Aide toi, der Selbsterlösung eingesehen hat, und sich doch in keiner Weise vor Gott demüthigen will. Man muß freilich unterscheiden. Viele armselige Leute kokettiren heutzutage nur mit dem

Weltſchmerz, wie gewiſſe Damen mit ihrer Bläſſe. Es gibt aber auch aufrichtige Melancholiker, die der Menſchheit ganzer Jammer anfaßt, weil ſie zu trotzig ſind, um ſich Gott anzuvertrauen und auf Gott zu hoffen.

Trotz iſt ein Hauptmotiv des Weltſchmerzes und wenn auch eine Sünde, doch eine ſog. noble. Am beſten lernt man ſie kennen aus dem Manfred des Lord Byron. Hier blitzt etwas von der Entrüſtung des Prometheus durch; zu dieſem aber verhielt ſich doch Zeus ganz anders, wie der Gott der Chriſten zu Lord Byron. Es ziemt ſich nicht mehr, als gebildeter Geiſt, der die Menſchen kennt und der im Licht der chriſtlichen Offenbarung geboren iſt, dem Vater aufzubürden, was nur Schuld gottloſer Söhne iſt, und eine Weltordnung unvernünftig zu finden, in welcher gar keine Unvernunft iſt mit Ausnahme derjenigen, welche die Menſchen erſt hinein getragen haben. Wer mit Gott grollt, vergißt, daß der Sohn dem Vater niemals grollen ſoll, vergißt ſeine eigene höhere Würde in der des Vaters und geſellt ſich, wenn er noch ſo ſtolz und nobel ſich geberdet, doch zu den Feinden Gottes auf jener unreinen Schattenſeite, welche die Heimat alles geiſtig Ungeheuerlichen und Ungezieferlichen iſt.

Das zweite Motiv des Weltſchmerzes wurzelt im einfachen Haß gegen Gott. Dieſer Haß iſt am beſten charakteriſirt in der bekannten Sage vom ewigen Juden. Es iſt der Haß der Ohnmacht, und ein ſo gutmüthiger Zug liegt im menſchlichen Gemüthe, daß man geneigt wird, um der Ohnmacht willen dem Haſſe zu verzeihen. Es iſt ein tief poetiſcher Gedanke, den Judenhaß gegen den wahren Meſſias grade auf dieſe Art zu beſtrafen. Wie ſüß, welche freundliche Gewöhnung auch das Leben iſt, wie ungern die

meiſten Menſchen ſterben, ſo läßt ſich doch keine ſchrecklichere Qual denken, als wider Willen immerfort leben müſſen. Darin ſollte für jeden ſterbenden Chriſten eine große Beruhigung liegen, und wenn wir nicht irren, war in früheren Zeiten gläubiger Einfalt und frommer Hingebung in den Willen Gottes den Leuten das Sterben auch leichter als jetzt, wo ſie ſo ſelten mehr an ihre Beſtimmung für das Jenſeits denken und ganz ins Dieſſeits verliebt ſind.

Es iſt uns nur ein einziger Philoſoph vorgekommen, der die ſeltſame Meinung hat, die gegenwärtige Schöpfung ſey die einzige von ewig her und werde ewig fortdauern. Das iſt Doctor Czolbe (Neue Darſtellung des Senſualismus 1855). Jeder andere würde wohl vor dem gräßlichen Einerlei dieſer ewigen Fortdauer der Erde und ihrer Bewohner erſchrecken, denn die Bedingung ihrer Fortdauer könnte nur ein langweiliges, eigentlich gräßliches Einerlei werden, weil ſie ſonſt einander nothwendig umbringen würden. Aber niemand, außer der genannte Doctor, denkt an ein ſo langes Einerlei der Zukunft. Die Weltgeſchichte bewegt ſich in Revolutionen, großen Wechſeln; Staaten und Völker kommen und verſchwinden; alles hat Eile, die Tendenz zum Ende hin. Jeder einzelne Menſch ſtirbt und alle werden ſterben. Keiner wird übrig bleiben, die Erde ſelber muß ein Ende nehmen, denn ſie hat einen Anfang gehabt.

Der Weltſchmerz in den gebildeten Claſſen der Neuzeit hat gewöhnlich nur einen perſönlichen Grund. Der Heißhunger des böſen, unſittlichen Triebes kann nicht befriedigt werden, obgleich er immer neu gereizt wird. Das charakteriſirt vornehmlich die ſentimentale Donjuanerie ſo vieler unſerer modernen Dichter. Eine Geliebte iſt ihnen nicht genug, ſie wollen das ganze ſchöne Geſchlecht zu ihrer Dispoſition

haben und es fehlt ihnen doch alles, um der indische Gott Krischna seyn zu können. Oder sie haben ihr Herz verzärtelt und können nicht begreifen, warum dieses kostbare Herz nicht in einer Monstranz von aller Welt angebetet wird. Anstatt nun einzig sich selber anzuklagen, klagen sie Gott und die Welt an und halten sich zu gut für diese Welt. Daß sie nicht alle ihre unsittlichen, oft sogar unnatürlichen Begierden stillen können, oder zu entnervt sind, um sie noch stillen zu können, erfüllt sie mit einer Melancholie, mit der sie dann so viel als möglich in schönen Versen kokettiren. In Deutschland hat zuerst Goethe's Werther diese moralischen Schwächlinge in die Mode gebracht, nicht um vor ihnen zu warnen, sondern um sie zu canonisiren, wie denn Goethe überhaupt in seinen so überschwenglich gepriesenen Dichtungen dem deutschen Volk eine Menge süße Gifte gemischt hat.

Einen echten Weltschmerz empfand der Heiland selbst, als er über Jerusalem weinte. Wen sollte nicht heute noch tiefe Wehmuth erfüllen, wenn er sieht, was die Menschen treiben. Wer muß nicht zuweilen mit dem Dichter ausrufen: „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an."

Viele verdienen dieses Mitleid und würden es sehr übelnehmen, wenn man es ihnen sagte. Das sind die Koryphäen des Zeitbewußtseyns, die eitlen Ruhmes sich erfreuen, und die überstolzen Reichen.

Hier sey noch einer seltsamen Hypothese Swedenborgs gedacht. Dieser nordische Seher wollte nämlich wissen, der freie Wille des Menschen sey so unbedingt, daß er auch jenseits nicht eingeschränkt werden könne. Wer sterbe, dem stehe die andere Welt offen und er könne hingehen, wohin er wolle. Niemand hindere den Sünder, in den Himmel

einzugehen; aber er bleibe von ſelber nicht dort, es gefalle ihm im Himmel nicht, es gehe ihm da viel zu fein und nobel zu. Wie ein grober und beſoffener Bauer, der in eine vornehme Geſellſchaft von Herrn und Damen gerathe, fühle er ſich genirt und geärgert und mache daß er wieder fortkomme. Dann ſuche er die ſchlechte Geſellſchaft wieder auf, in der er ſich auf Erden am wohlſten befunden habe, und bleibe ewig ein gemeiner Geſelle. Das wäre allerdings, wenn Swedenborg recht hätte, noch ärger als die qualvollſte Hölle. Aber Swedenborg hat nicht recht, denn ſeine Hypotheſe würde das göttliche Gericht ganz ausſchließen. Man dämmert nicht in der Sünde fort, ſondern man muß dem Richter ſtehen, und keinem Sünder bleibt erſpart, deſſen ſchreckliches Auge auf ſich gerichtet ſehen zu müſſen.

13.

Von der ſogenannten Mündigkeit des Volkes.

Die moderne Wiſſenſchaft, die liberale Preſſe, die Grundrechte, die nacheinander von ſo vielen Parlamenten proclamirt worden ſind, kurz die vorragenden Organe des Zeitgeiſts, haben das Volk für mündig erklärt. Nicht nur wird dem Volk im Allgemeinen der wichtigſte Antheil an der Geſetzgebung durch ſeine Vertreter zuerkannt, ſondern die Geſetze gewähren auch jedem einzelnen Bürger jede im öffentlichen Leben nur denkbare Freiheit und laſſen ihm das Recht offen zu allen möglichen Carrieren. Du biſt, heißt es, nicht nur Wähler, ſondern auch wählbar; du kannſt Mitglied des Abgeordnetenhauſes, du kannſt ſogar Präſident der Republik werden; es ſteht dir frei, zu werden, was du

willſt, namentlich auch ein Millionär. Aber, heißt es weiter: brauche dieſe deine Rechte, hilf dir damit fort, du ſelbſt, und wenn du nicht fortkommſt, ſo iſt es deine Schuld.

Die Vorausſetzung iſt, der Staat habe keine andere Pflicht, als jeden gewähren zu laſſen. Er nimmt ihn als Steuerpflichtigen und als Rekruten in Anſpruch; im Uebrigen aber läßt er ihn gehen und erlaubt ihm, ſein Glück zu machen, wie er immer will. Ganz ebenſo, wie die pädagogiſchen Schwärmer, ſtatuirt auch der Staat eine allgemeine Gleichheit der Fähigkeiten und nimmt keine Rückſicht auf deren Mangel. Wer ſich gegen die Staatsordnung vergeht, wird eingeſperrt. Wer nicht arbeiten kann, wird ins Armenhaus oder Spital geſchickt. Wie aber das Verbrechen vermieden, dem Elend vorgebeugt werden kann, darum kümmert ſich der moderne Staat nicht. Die Verfaſſung legt ihm eine rechtliche Pflicht auf, aber keine moraliſche, und ſo meint er, gehen ihn auch nur die Rechtsverhältniſſe der Staatsbürger, aber nicht die ſittlichen an.

Der chriſtliche wie auch der vorchriſtliche Staat, der ſog. patriarchaliſche, ſetzte im Gegentheil voraus, die Mehrheit der Individuen ſey unfähig, daher unmündig, und dieſer könne man nicht mit Gewährung von Rechten dienen, von denen ſie keinen Gebrauch zu machen wiſſe, ſondern man müſſe ſich ihrer erbarmen, wie ſich der Vater eines hilfloſen oder kranken Kindes erbarmt. Zudem wurde vorausgeſetzt, der Staatshaushalt müſſe dem der Familie entſprechen, mit väterlicher Zucht auf der einen, und kindlicher Pietät auf der andern Seite, ſo daß es ſich nicht bloß um befehlen und gehorchen, ſondern auch um Freiwilligkeit, um ein gegenſeitiges Benehmen nach ſittlichen Geſetzen, ſittlichem Gefühl und Herkommen handeln müſſe. Nach dieſem Prinzip wa-

ren schon die heidnischen Priesterstaaten organisirt, sorgte die Kasteneintheilung im alten Aegypten und in Indien für die Familien und Individuen, indem sie sie einer Genossenschaft zutheilte. Man hat in neuerer Zeit solche Kasten, Genossenschaften und Corporationen leidenschaftlich angeklagt und verworfen, aber sie hatten doch das Gute, daß sich die Genossenschaft um ihre Mitglieder bekümmerte, für sie sorgte, ihnen ihre Existenz sicherte, während jetzt jeder Einzelne zwar Mitglied der großen Staatsgesellschaft ist, niemand aber für ihn sorgt, niemand sich um ihn bekümmert, wenn er unfähig ist, sich selber fort zu helfen.

In den früheren Zeiten, ehe der moderne Staat sich ausbildete, war für die Massen ungleich besser gesorgt. Sie hatten eine liebende und reiche Mutter an der Kirche un sie waren in ständischen Gliederungen und Corporationen auf eine so natürliche und zweckmäßige Weise vertheilt, daß jede Familie durch die andern innerhalb einer Corporation gehalten und getragen wurde. Jeder Standesgenosse mußte gewisse Pflichten üben, genoß aber dafür auch Rechte, die ihm unmittelbar in seinem Privatleben und in seiner Oekonomie zu statten kamen. Wenn er erkrankte oder unverschuldet verarmte, so halfen ihm die Standesgenossen. Für die verhältnißmäßig geringe Zahl Verstoßener, Heimatloser und Fremder sorgte die Kirche. Man ging überhaupt wie im Mittelalter, so auch schon im heidnischen Alterthum von der Voraussetzung aus, die ungeheure Mehrheit der Menschen sey der Leitung und Hülfe bedürftig; wenn man jeden sich selbst, seiner freien Selbstbestimmung überlassen wolle, so würde die große Mehrheit keinen, oder nur einen schlechten Gebrauch davon zu machen wissen. Die immer überwiegende Zahl der Einfältigen und Schwachen würde von einer

Minderheit von arglistigen oder gewaltthätigen Menschen mißbraucht werden. Schon im grauen Alterthum bezweckte also die Weisheit der Gesetzgeber eine väterliche Sorge für die Massen, eine richtige Vertheilung der Arbeit, Sicherung der ökonomischen Existenz, damit auch die minder Befähigten, deren immer die Mehrheit ist, wenigstens nicht Noth litten, endlich Schutz der Einfältigen und Schwachen gegen Verführung und Gewalt.

Der moderne Staat geht von der grade entgegengesetzten Ansicht aus. Unterscheiden wir auch den despotischen Staat, der die Unterthanen nur als Mittel für seine Zwecke braucht und sich um das Wohl der einzelnen Familien und Individuen nicht bekümmert, von dem demokratischen Staate, dessen Ideal man jetzt zu verwirklichen strebt, so geht doch auch der letztere von der Voraussetzung aus, er habe für die einzelnen Familien und Personen nicht zu sorgen, sondern jeder möge für sich selbst sorgen. Er gewährt dem Individuum die volle und ganze Freiheit der Selbstbestimmung. Er glaubt dadurch nicht bloß einem Jeglichen sein angebornes Menschenrecht zu wahren, sondern er rühmt sich auch, gerecht zu seyn, indem er bei freier Concurrenz den belohnt, der es andern voraus thut, und durch den allgemeinen Wetteifer alle Kräfte anzuspannen und die Intelligenz im Volke zu vermehren. Allein der Erfolg hat überall bewiesen, daß die Voraussetzung nicht richtig ist. Auf einer Seite häuft sich ungeheurer Reichthum bei Wenigen an, auf der andern Seite greift die Armuth in den Massen immer mehr um sich. Die überwiegende Mehrheit der Menschen wird von der Speculation Weniger ausgebeutet, das kleine Kapital durch das große erdrückt. Bei allem guten Willen und Fleiß können Tausende nur kümmerlich das Leben

fristen, weil sie ausschließlich abhängig sind von habgierigen Kapitalisten und Arbeitgebern, die sich von ihrem Schweiße mästen. Die Arbeit dieser Tausende kommt ihnen selbst nicht zu gute, aber auch nicht einmal der Gemeinde und nur in geringem Maaße dem Staate. Denn Gemeinde und Staat würden mehr dabei gewinnen, wenn die zahlreichen Arbeiterfamilien, wie die ehemals in Innungen gegliederten kleinen Handwerker, zufriedne, haushäbliche, ehrbare Familien von mäßigem Wohlstande wären, gesunde, kräftige und conservative Corporationen, nicht wie jetzt verhungertes Proletariat. — Der Vollbesitz der bürgerlichen Freiheit, die Gewährleistung des unbedingten Fortschritts, das Recht der Selbstbestimmung, die freie Wahl des Berufs, die Gewerbefreiheit und alle ähnlichen großen Errungenschaften der Neuzeit nützen dem Armen nichts und sind ihm nicht so viel werth als ein Stück Brod. Die große Mehrheit der mittelmäßigen und geringen Talente, der Einfältigen und Schwachen und derer, die schon von Haus aus arm sind, würde diese ihre unnütze und nur verderbliche Freiheit gern dahin geben, wenn sie nur wieder den Schutz eines patriarchalischen Regierungssystems, der Kirche und ständischer Corporationen finden könnte.

Die Natur der Menschen ändert sich nicht, und die demokratische Voraussetzung von der gleichen Befähigung der Menschen ist eine irrthümliche, wird daher im Verlauf der Zeiten nicht Stich halten. Wenn es keiner Regierung und keiner Kirche mehr möglich seyn sollte, väterliche und mütterliche Pflichten gegen die Völker auszuüben, weil sich die Völker haben überreden lassen, sie seyen ihrer ganzen Masse nach mündig, so werden doch die bedrängten Familien im Instinct der Selbsterhaltung die zerstörten Corporationen

in neuen Associationen wieder herzustellen und sich durch gegenseitigen Beistand vor dem Untergange zu schützen suchen.

Schon in den ältesten Zeiten forderte man vom Gesetzgeber und vom Regierer väterliches Wohlwollen und Weisheit, daher reifes Alter, reife Erfahrung. In diesem Sinn ehrte man weise Gesetzgeber oder Religionsstifter und die priesterlichen oder aristokratischen Körperschaften, welche die Fortdauer seiner Institutionen überwachten. Das war doch jedenfalls vernünftiger, als wenn heutzutage durch demokratische Wühlerei junge, unerfahrene, von einer schwindelhaften Theorie eingenommene oder dem Commando ihrer politischen Leithämmel blind unterthänige Mitglieder in die gesetzgebenden Körper gewählt werden und durch Mehrheitsbeschlüsse unsinnige Gesetze schaffen, die dem Volk zum Schaden gereichen, oder wenn ein Despot wie Joseph II. wohlmeinend, aber ohne alle Menschenkenntniß und Erfahrung, das Volk, dessen wahre Bedürfnisse er gar nicht kennt, mit Gewalt glücklich machen will.

Der Zeitgeist verlangt jetzt, die Regierung und Gesetzgebung solle sich nur auf gewisse Punkte beschränken und in allen andern den Individuen volle Freiheit lassen. Nach dem Grundsatz volenti non fit injuria ist es Jedermann erlaubt, sich von Speculanten betrügen, zu unsinnigen Ausgaben verführen, mit schlechten Fabrikaten und Surrogaten täuschen zu lassen, und folgerichtig ist es auch dem Speculanten erlaubt zu verführen, zu betrügen, zu täuschen. Das ist ja eben die Freiheit. Wie könnte es auch eine Freiheit geben, wenn die Polizei mich hindern wollte, so lange im Wirthshaus zu sitzen, zu trinken, zu schreien, allen meinen Verdienst zu verlüdern und dazu noch Schulden zu machen,

wenn es mir beliebt? Das ist meine Sache, die Freiheit muß ich haben. Werde ich wegen Schulden eingeklagt und muß sitzen, so ist das wieder meine Sache und geht Niemand etwas an. Wenn ich durch Lüderlichkeit meine Gesundheit ruiniren will, so ist das meine Sache, die Freiheit muß ich haben. Wenn eine Magd putzsüchtig ist, Sonntags in Seide und Schmuck einhergehen will, jede neue Mode gleich mitmacht, darf sie Niemand daran hindern. Reicht ihr Lohn nicht aus, so bestiehlt sie die Herrschaft oder gibt sich der Prostitution hin. Das geht Niemand etwas an, die Freiheit muß sie haben. Wo wäre denn sonst Freiheit in der Welt? Wird sie als Diebin ertappt und muß sitzen, das ist ihre Sache. Nur Freiheit!

Sind aber solche Unglückliche, die einen solchen Gebrauch von ihrer Freiheit machen, nicht als unmündig zu betrachten? und waren die alten Gesetzgeber nicht berechtigt, ja verpflichtet, Luxusverbote, vorzüglich für die ärmere und dienende Classe ergehen zu lassen? War es nicht weise, die Unmündigen selber zu schützen vor den unausbleiblichen schlimmen Folgen ihrer Thorheit? Wurde dadurch wirklich ein reelles Menschenrecht gekränkt? ein freiheitstolzes Volk erniedrigt? Waren die Bürger der vormaligen deutschen Reichsstädte, auf ihre Freiheit und ihre Macht stolz zu seyn dadurch weniger berechtigt, daß sie streng auf Zucht und Sitte hielten und dem Handwerksgesellen, der Magd, der Meisterin, dem Meister selbst nicht gestatteten, sich in Sammt und Seide, Gold und Perlen zu kleiden und jede kostspielige Modenarrheit mitzumachen? Strenge Sitten und Luxusgesetze sind jedem Staat angemessen. Sie sind die gesunde Diät der Staaten, was die freien und stolzen Spartaner so gut anerkannten wie die alten Aegypter. Die Rücksicht,

welche der Staat, die Regierung, die Gesetzgebung, sey sie eine priesterliche oder monarchische oder republikanische, unter allen Umständen und zu allen Zeiten denen schuldig ist, die sie regiert, ist genau die nämliche, die der Hausvater seiner Familie und seinen Hausgenossen schuldet. Wie der Bestand des Hauses und der Familie in Frage gestellt ist, wenn dem einzelnen Gliede derselben volle Freiheit und der volle Mißbrauch derselben gestattet ist, so kann auch das größere Gemeinwesen und der Staat nicht fortbestehen, wenn die Freiheit, die er jedem seiner Angehörigen gewährt, nicht mehr von der Vernunft überwacht ist. Der Luxus führt unausbleiblich zu schlechter Oekonomie, zu Liederlichkeit, Untreue, Eingreifen in die Rechte Anderer und steckt an, verbreitet die Corruption in der Gesellschaft, ist also als eine Staatskrankheit zu betrachten, und fordert die Staatsgewalt auf, die Pflichten des Arztes zu übernehmen. Wie der Körper nicht dazu da ist, daß in ihm jeder Parasit, jeder Eingeweidewurm, jede Krätzmilbe ihre volle Freiheit genieße, so ist auch die Gesellschaft nicht dazu da, um der Tummelplatz zu seyn, in welchem jedes beliebige Individuum unbeschränkte Freiheit genießen soll, seine Tollheit auszutoben.

14.

Von der modernen Rechtsquelle.

Göttliches und menschliches Recht fließen aus einer Quelle und werden ewig daraus fließen. Aber nur in der Idee. In der Wirklichkeit haben die Menschen diesen Urquell verlassen. Nach der ewigen Idee des Rechts ist es ein Gebot Gottes, daher auch vernünftig und den Menschen

zu ihrem Heil gesetzt, und wenn auch göttliches und menschliches Gebot unterschieden wird, so kann doch das erstere dem letzteren niemals widersprechen.

Am richtigsten wurde die ewige Rechtsquelle im christlich-germanischen Mittelalter erkannt. Das Ideal des Rechts ist von den Menschen noch niemals in einem reineren Spiegel aufgefaßt worden als in der Theokratie des Mittelalters. Sie leitete alles Recht von Gott ab, welcher mit der Ausübung desselben zwei irdische Träger belehnte, mit der Uebung des geistlichen Rechts den Papst, mit der des weltlichen Rechts den Kaiser. Weder Papst noch Kaiser waren sui juris, sondern jeder nur der Beauftragte, der Lehensträger Gottes und richtete im Namen Gottes nach den in der heil. Schrift enthaltenen Geboten Gottes. Bei dieser Rechtsübung war der Papst controlirt durch das Concilium, der Kaiser durch den Reichstag. In dem weiten Umfange der Kirche und des Reichs wurden wieder für die einzelnen Provinzen vom Papste die Erzbischöfe und Bischöfe, vom Kaiser die Herzöge und Grafen mit der Rechtsübung belehnt. Alles im Namen Gottes, gemäß den Geboten Gottes, zu Ehren Gottes.

Im Verlauf der Zeiten wurde zuerst das Ansehen des Kaisers bestritten. An den Grenzen des Reichs entstanden kleinere Reiche, deren Könige sich vom Kaiser unabhängig erhielten oder machten. Als nun schwache Kaiser regierten, trachteten auch Herzöge und Grafen des Reichs selber, sich vom Kaiser mehr und mehr unabhängig zu machen, und wurden darin von den Nachbarkönigen, leider auch vom Papst unterstützt. Denn einige Päpste maßten sich an, um Einheit in die Oberleitung aller irdischen Dinge zu bringen, wenn auch nicht das Kaiserthum mit dem Papstthum zu vereinigen, doch den Kaiser nicht mehr als ihnen neben-

geordneten Lehnsträger Gottes, sondern nur noch als einen ihnen untergeordneten Lehnsträger des Papstes gelten lassen zu wollen. Dieser häßliche Kampf endete mit der Niederlage nicht nur der kaiserlichen, sondern nachher auch der päpstlichen Gewalt. Denn kaum hatten die deutschen Reichsfürsten mit Hülfe der Nachbarkönige und des Papstes das kaiserliche Ansehen geschwächt, als sie auch schon wieder mit Hülfe der Nachbarkönige das päpstliche Ansehen schwächten, so daß es wie das kaiserliche zwar dem Namen nach fortbestand, aber die Fürsten nicht mehr hindern konnte, nach Willkür zu verfahren. Die französischen Könige gingen dabei den deutschen Reichsfürsten mit ihrem Beispiel voran.

Obgleich sich nun sämmtliche Könige und Fürsten immer noch von Gottes Gnaden nannten, war das nur noch eine leere Formel. Sie regierten nach eigner Willkür. Sie selbst machten ihren Willen zur einzigen Rechtsquelle. Sie waren schon oder wurden erst souverain, nicht mehr Lehnsträger, sondern vollkommen selbstständige Herrn, durch nichts mehr legitimirt als durch den Besitz der Krone.

Die einzige Schranke, die sie noch nicht wegräumen konnten, war die Controle der Landstände, die auf altem Herkommen beruhte. Diese Stände waren nicht Volksvertreter im heutigen Sinn, sondern eine erbliche Aristokratie von Lehnsträgern, welche unmittelbar unter dem Landesherrn die ersten Erbämter verwalteten und den größten Landbesitz inne hatten. Zu ihnen gesellten sich auch die geistlichen Lehnsträger, Bischöfe und Aebte und Vertreter der angesehensten Städte. Es waren also Notabeln, die Großen des Reichs, eine Aristokratie von Virilstimmen, nicht aus periodischen Volkswahlen hervorgegangen. Inzwischen machte sich doch auch schon in ihnen eine Macht geltend, die von

unten herkam und sich gegen den Druck von oben stemmte, und das konnte nicht ausbleiben, weil die Leiter der Belehnungen von oben her bereits unter der obersten Sprosse abgebrochen war. Die Theokratie bestand nicht mehr, der Glaube an sie war aufgegeben, die Gottes-Gnadenformel deckte die Lücke nicht mehr zu. Man wußte, daß man es nur noch mit der Willkür eines weltlichen Fürsten zu thun hatte, der in seiner Krone allein die Quelle des Rechts erkannte. Von diesem Augenblick an waren auch die bisher Untergebenen nicht mehr verpflichtet, alles, was ihnen von oben her geboten würde, als Gottesgebot anzusehen, und schränkten durch ihren Beirath oder Widerstand die souveraine Willkür ein.

Nach langem Kampf und Wechsel befestigten sich die Parlamente und gewannen nicht selten die Oberhand über den Souverain. Zuletzt suchte man die Ausgleichung in den drei Factoren (dem monarchischen, aristokratischen und demokratischen) der constitutionellen Monarchie und hatte nunmehr dreierlei Rechtsquellen, aus denen das legislatorische Wasser zusammengeschüttet wurde. Daher die zwei- und dreifarbigen oder schillernden Gesetze der Neuzeit und deren unaufhörliche Abänderungen. Das Recht schwankt um so mehr, als nicht nur der dritte Factor der Gesetzgebung aus periodischen Wahlen hervorgeht, auf die der wechselnde Wind des Tages, der zufälligen Zeitumstände und der sog. öffentlichen Meinung beständig einwirkt, sondern auch der erste Factor sich nach den Umständen richten muß. Alles Recht geht daher nur aus einem zufälligen Compromiß der drei Factoren unter dem jedesmaligen Druck der Umstände, Leidenschaften und Meinungen hervor und hängt namentlich oft nur von zufälligen Majoritäten ab, weil der dritte

Factor, von der Presse und hinter ihm stehenden Parteien im Volk unterstützt, von den beiden ersten Factoren berücksichtigt werden muß.

Diese zufälligen Majoritäten bilden als Rechtsquelle der Neuzeit den grellsten Gegensatz gegen das göttliche Gesetz, gegen die einzige und ewige Rechtsquelle der christlichen Vorzeit, denn sie sind lediglich der Ausdruck einer vorüberfliegenden Wolkenjagd, in der alles nur Wind und Nebel ist und was man heute fixirt zu haben glaubt, morgen wieder weggeweht oder ganz anders gestaltet wird. Es ist ein unaufhörliches Herumbalgen der Parteien, die sich wie Schlangen oder Rauchringe einer Lokomotive ineinander schlingen, eine die andere verdrängend und immer schwärzer von unten emporstoßend. Denn die ganze Geschichte der Parlamente hat bewiesen, daß, wenn das Recht von unten her aus Wahlen entspringen soll, es immer mehr sich verunreinigt und verdunkelt. In allen Revolutionen nahm der Widerstand der Volksvertreter gegen die verschuldete Krone regelmäßig denselben Verlauf. Die ersten Volksführer waren rechtschaffene Constitutionelle, welche das von der Krone begangene Unrecht beseitigen und das Recht herstellen wollten. Bald aber wurden sie verdrängt von Fanatikern oder Ehrgeizigen, welche den ersten und zweiten Factor aus dem Staat hinauswarfen und mit dem dritten allein eine Republik gründeten. Aber auch diese wurden wieder verdrängt durch den rohesten und schmutzigsten Pöbel, der den Staat in solche Anarchie stürzte, daß nur noch ein glücklicher General mit unerbittlicher Säbelherrschaft dem Greuel des verthierten Pöbels ein Ende machen konnte.

Das Volk bleibt sich in bewegten Zeiten niemals gleich.

In ruhigen Zeiten wird es durch den gebildeten und wohlhabenden Mittelstand repräsentirt, der auf Anstand hält, gemäßigt denkt, sich vor allen seines ruhigen Besitzes erfreut und durch seine Wahlen honette Männer ins Parlament bringt. Wie aber die Zeiten unruhig werden, sucht Parteileidenschaft die Wahlen zu beherrschen. Man schüchtert die gemäßigten Bürger ein oder erringt den niedern Classen Wahlrechte, welche sie früher noch nicht besaßen, und bringt dadurch Männer ins Parlament, die statt mit Licht nur mit Feuer umgehen. Die Wahlumtriebe sind ein beschämendes Zeugniß für fast alle Völker. Sie beweisen nämlich, wie leicht es den schlechtesten Charakteren und mittelmäßigen Intelligenzen wird, durch bloße Frechheit sich zu Leithämmeln des Pöbels aufzuwerfen und die conservativen Bürger in Angst zu jagen und zu terrorisiren.

Es braucht dazu nicht einmal einer Revolution, wir erleben es auch schon in gewöhnlichen Zeiten, seitdem das Sichwählenlassen und politische Krakelen Modesache und Erwerbsquelle geworden ist. Daher auch in friedlichen Zeiten immer neue Abänderungen der Gesetze im revolutionären Sinne, Erniedrigungen dessen, was hoch, und Hinaufschrauben dessen, was niedrig bleiben sollte. Beeinträchtigung des Adels und Klerus, der bürgerlichen Genossenschaften, des conservativen Bauernstandes zu Gunsten der nomadisirenden und vagabundirenden Volkselemente. Verkümmerung des Gewinns von solider Arbeit durch Begünstigung des kaufmännischen und industriellen Schwindels, des Raubbaues und raschesten Besitzwechsels, des Güterschachers, der Speculation mit fremder Arbeit, das Exploitiren fleißiger Christen durch abgefeimte Juden. Dazu die systematische Zurücksetzung der Altbürger gegen die Eindringlinge, der Dienst-

herrn gegen die Dienſtboten, der Lehrer gegen die Schüler, ſogar der Eltern gegen die Kinder. Von einer natur- und ſittenwidrigen Emancipation der Weiber war in früheren Zeiten niemals die Rede; jetzt kommt ſie wiederholt an die Tagesordnung.

Die moderne Rechtstheorie hat der ganzen alten Geſellſchaft, wie ſie unter der Herrſchaft des chriſtlich-germaniſchen Prinzipes beſtanden hat, den Krieg erklärt, nicht nur im öffentlichen, ſondern auch im Privatleben. Wie ſie die Gliederung des Volks in natürliche Stände bereits nicht mehr duldet, ſo will ſie auch noch die Gliederung der Familie, die natürlichſte von der Welt, auseinanderreißen. Daher die Civilehe, die leichte Eheſcheidung, die immer größer werdende Toleranz gegen den Concubinat, die Angriffe der Communiſten gegen die Ehe überhaupt, das Trachten nach Emancipation des Fleiſches. Noch iſt der Abfall vom chriſtlich-germaniſchen Prinzipe nicht ſo weit gediehen, daß dieſe Beſtrebungen, die Familie aufzulöſen, ſchon hätten durchdringen können, aber der Anfang dazu iſt gemacht, und wenn die moderne Rechtstheorie, die dem Individuum abſolute Freiheit vindicirt, wie bisher das Terrain ihrer Eroberungen beſtändig erweitert, ſo wird auch die ehefeindliche Unſittlichkeit zuletzt noch geſetzkräftig werden.

Die ältere Juſtiz ſchützte nicht blos die Regierung gegen etwaige Mißachtung oder Aufruhr und nicht blos das öffentliche und Privateigenthum gegen Diebſtahl, die Perſon gegen Verbal- und Realinjurien ꝛc., ſondern ſie nahm auch Bedacht, die Ehrenhaftigkeit des Mannes, die Keuſchheit des Weibes, den Adel der Race zu erhalten. Sie ſtrafte den Dieb nicht wegen des Geldeswerthes deſſen, was er geſtohlen hatte, ſondern wegen ſeiner Ehrloſigkeit. Wer ſo nieder-

trächtig handeln konnte, war nicht mehr werth in einer achtbaren Gemeinde zu leben, er wurde wie ein Schmutzflecken weggetilgt. Mit derselben Strenge wurde jedes Keuschheitsvergehen geahndet, nicht wegen der Alimentationskosten, sondern wegen der Schande, welche die Lüderlichkeit ihrer Genossen der Familie und Gemeinde zuzog. Das Gesetz wahrte den Adel der Race. Eben deshalb war es auch strenger gegen jede Entheiligung der Religion und Verachtung der göttlichen Autorität; strenger in der Wahrung einer öffentlichen guten Sitte, in der Bestrafung des nur Eitelkeit, Verschwendung und Laster begünstigenden Luxus; strenger in der Bestrafung der Fälschung, der lüderlichen Pfuscherei, des Schwindels in Gewerb und Handel, womit das Publikum betrogen wird. Die ältere Justiz sicherte den ehrbaren Hausvätern ihr natürliches Vorrecht vor den Weibern, der Jugend, dem Gesinde und Gesindel. Jetzt steht jeder Lump und Vagabunde auf gleicher Höhe mit dem achtbarsten Bürger, jeder Bube mit dem Meister, jede Hure mit der würdigsten Matrone.

Nach dem älteren christlich germanischen Prinzipe ging die Pflicht dem Recht vorher. Die Erfüllung einer Pflicht war die Bedingung jedweden Rechtes. Nach der christlichen Grundansicht besitzt der Mensch alles, was er hat und was er kann, nur durch die Gnade Gottes, seines himmlischen Vaters, und hat das Recht, sein irdisches Gut zu genießen und seine verhältnißmäßige Macht auszuüben nur als ein von Gott damit für die irdische Zeit Belehnter, wogegen er die Pflicht übernimmt, sich des Besitzes und der Macht würdig zu zeigen und bei Verwaltung seines Gutes und bei Ausübung seiner Macht immer Gott vor Augen zu haben. Es ist außerordentlich interessant, daß die deutsche

Nation ihre Wahlverwandtſchaft mit dem Chriſtenthum ſchon lange, bevor ſie daſſelbe kennen lernte und als ſie noch tief im Heidenthum befangen war, in ihrer Grundanſchauung von Pflicht und Recht beurkundete. Noch leben im germaniſchen Volk von den Gebirgen Norwegens bis zu den Alpen zahlreiche aus dem Heidenthum ſtammende Sagen von der ſtrengen Gerechtigkeit, die in der Natur walte. Nach altem Heidenglauben waren Erde und Meer ſchon lange vor den Menſchen von Dämonen oder Genien der Elemente, Rieſen, Zwergen, Elben und Nixen bewohnt und gehörten dieſen allein zu. Als nun die Menſchen kamen und ſich die Herrſchaft über Erde und Meer anmaßten, trafen ſie nach dem heidniſchen Volksglauben ein rechtliches Abkommen mit den früheren Beſitzern nicht blos durch Opfer, die ſie ihnen brachten, ſondern auch durch das Gelöbniß, die Güter der Erde und des Meeres würdig zu gebrauchen. Würden ſie das nicht thun, ſo ſey der Kaufvertrag gebrochen, die Elemente erhielten ihr altes Recht wieder und dürften die unwürdigen Menſchen vertreiben, ihren Anbau zerſtören. Daher in allen deutſchen Alpengegenden die Sagen von wilden Steinhalden und Gletſchern, die da entſtanden ſeyen, wo einſt reiche Matten gegrünt hätten; weil aber die üppigen Sennen mit dem frommen Vieh, mit der Milch, dem Käſe und dem Brode bübiſchen Mißbrauch getrieben hätten, ſey ihr ſchönes Beſitzthum plötzlich verſchwunden und unter einen Bergſturz begraben worden. Ganz ebenſo die vielen Volksſagen von fruchtbaren Inſeln und reichen Ortſchaften an der Nord- und Oſtſee, die wegen Mißbrauch des Wohlſtandes im Meer verſunken ſeyen. Man darf an ſolche alte Dinge erinnern, um die zu beſchämen, die ſich heutzutage Chriſten und hochgebildet nennen und doch für das heilige

Recht so viel weniger Sinn haben, als es jene blinden Heiden hatten.

Was geschieht in neuerer Zeit, um Jugend und Volk die Pflichten einzuschärfen, ohne deren Erfüllung es kein Recht gibt? Gottes Gebote und die alte gute Sitte werden verlacht. Die Gesetze schützen das Eigenthum gegen Raub, aber nicht die Unschuld gegen Verführung und moralische Befleckung. Die schlechte Presse, das schlechte Beispiel lüderlicher Gesellen, die sich überall vordrängen, das Renommiren in den Wirthshäusern übt mächtigen Einfluß auf die heranreifende, unerfahrene Jugend. Wer im niedern Stande geboren in die Welt eintritt, lernt, wenn er nicht schon von schlechten Eltern verdorben ist, unter seinen neuen Kameraden immer zuerst saufen, spielen, schamlose Uebertretung des sechsten Gebotes, Gotteslästerung, Verhöhnung der Moral, und das alles unter dem Namen der Emancipation, des Freiwerdens von alten Vorurtheilen und Dummheiten. Die jungen Leute sollen sich wohl gar entrüsten, daß fromme Eltern und der Pfarrer sie früher belogen und betrogen hätten. Die demokratischen Parteien bedienen sich der frechsten Wirthshausrenommisten im Arbeiterstande als Agenten, um diesen Stand aufzuwühlen, und colportiren durch sie, nicht nur revolutionäre, sondern auch irreligiöse Schriften. Ein mir bekannter Arzt fand eine Uebersetzung von Renan im Spitale.

15.

Von der Preßfreiheit.

Unter allen Freiheiten, welche die Neuzeit für das ganze Menschengeschlecht reclamirt, ist die Preßfreiheit eine der vornehmsten. Das Wort, das durch Schrift, noch mehr das

durch den Druck vervielfältigte, übt eine ungeheure Macht aus, und in den Besitz dieser Macht zu gelangen, trachtet daher jeder, der die Menschen beherrschen, oder sich von einer verhaßten Herrschaft befreien will. Die Mittheilung, sagt man, sey ein Recht, das man sich nie verkümmern lassen dürfe, ein angebornes Recht aller Menschen. Andere aber machen die Erfahrung geltend, daß sie auch mißbraucht werden könne.

Unstreitig steht auch hier dem Recht eine Pflicht zur Seite. Weil aber der dermalige Zeitgeist nur von Rechten und nichts von Pflichten wissen will, so verlangt er unbedingte Preßfreiheit oder gestattet eine Bestrafung des Mißbrauchs erst, wenn derselbe vollendet ist, und eigentlich nicht um des Rechts willen, sondern aus Parteiinteresse. Die herrschende Partei behält sich nämlich immer das Recht vor, sich an der Presse der Gegenpartei zu rächen. Will man dagegen ein ganz und gar gerechtes, unparteiisches Preßgesetz haben, welches jeden Mißbrauch verhindert oder bestraft, ohne den rechten Gebrauch einzuschränken, so kommt man in Verlegenheit. Die herrschende Partei ist entweder als Partei eo ipso nicht unparteiisch, oder wird doch gewiß nicht dafür gehalten. Die Staatsgewalten, welche früher die Censur übten, thaten es in ihrem politischen Nutzen und straften oder verhüteten nur, was ihrem politischen Interesse schädlich war, duldeten aber alles, was gegen die Religion oder auch zur Untergrabung reiner und strenger Sitten geschrieben wurde, und sahen es sogar gern, wenn die Opposition sich von der politischen Seite hinweg gegen jene wendete.

Da nun aber die Presse durch Ueberredung zum Bösen, Lästerung des Guten, Verführung, Lüge ꝛc. die Leser bethören und großes Unheil stiften kann, erscheint eine Ver-

hütung dieſes Mißbrauchs ſehr vernünftig. Schon der große Plato meinte, die Menſchen wären vielleicht beſſer und glücklicher, wenn die Schrift nie erfunden worden wäre. Wie oft in den aufgeregten Zeiten begegneten mir liberale Philiſter, die eben eine ſtürmiſche Adreſſe um Preßfreiheit unterzeichnet oder in einer Bügerverſammlung pathetiſch für ſie declamirt hatten und doch außer ſich vor Wuth geriethen, als ſie zum erſtenmal ihren Namen im Blatte der Gegenpartei gedruckt laſen und ſich in hämiſcher Weiſe geſchmäht und vor dem Publikum lächerlich gemacht ſahen.

Wir dürfen wohl geſtehen, daß die gegenwärtige Generation, die Cenſur zu ertragen, nicht mehr geneigt, aber die Preßfreiheit zu ertragen, noch nicht fähig iſt.

Wie die Preßfreiheit gegenwärtig vom herrſchenden Zeitgeiſt aufgefaßt wird, gehört ſie zum Syſtem aller übrigen Freiheiten, iſt eine natürliche Conſequenz derſelben und ſo allgemein und bedingungslos wie alle andern. Von einer Pflicht gegen Gott und die Menſchen iſt überall nicht die Rede. Nur vom Recht. Der Grundgedanke iſt: Alle dürfen Alles. Die Mittheilung aber, welche durch die Schrift oder Preſſe vermittelt wird, geht jetzt nicht mehr von oben, ſondern von unten aus. Früher empfing die Menge die Belehrung von oben, von der Kirche, von der Staatsgewalt, von den Univerſitäten, vorragenden Gelehrten, Denkern und Dichtern. Die Menge ſelbſt verhielt ſich ruhig dazu. Jetzt iſt das Verhältniß ſchon beinahe umgekehrt. Die Menge ſelbſt iſt es, welche ſchreibt oder ſchreiben läßt. Die Abonnenten beſtimmen den Autor, Mehrheiten beherrſchen mit ihren Vorurtheilen und Parteiintereſſen die ihnen dienſtbare Preſſe. Selbſt die akademiſchen Größen laſſen ſich, um noch etwas zu gelten, zu den Vorurtheilen der liberalen Philiſter, ja

ſogar des demokratiſchen Pöbels herab, mittelſt ſog. populärer Lehrbücher. Die einſt den Höfen ſchmeichelten, huldigen jetzt dem ſog. Volke, d. h. der Fortſchrittspartei.

Im Dienſte der herrſchenden Parteien hat die Literatur ſich zerblättert. Sie muß den Parteigenoſſen täglich etwas Neues bringen, ſie beſtändig in Athem erhalten. Sie muß ſich daher großentheils in Tagespreſſe, in Zeitungen zerblättern. Eine Zeitung concurrirt mit der andern. Sie müſſen ſich daher überbieten, dem Publikum intereſſant zu bleiben. Daher, um täglich etwas Neues zu bringen, die täglichen Lügen, die Zeitungsenten, die verfälſchten Telegramme. Daher auch die Bosheit, Grobheit, die beleidigenden Perſönlichkeiten, der Scandal. Man bemerkt, daß die Linie des Anſtändigen, welche die großen Blätter noch einhalten, von den kleinern immer ungenirter überſchritten wird, beſonders, wo die politiſche Aufregung zunimmt. So hat die Wiener Judenpreſſe ſchon mit allen Unverſchämtheiten der Yankeepreſſe gewetteifert. Ja ſie hat ſich ſolcher Dinge erfrecht, die nicht einmal in Nordamerika möglich wären. Am heiligen Chriſttag las man in einem Wiener Judenblatte die ſchändlichſte Verhöhnung des Chriſtkindes. Dagegen hat Nordamerika etwas zu bieten, was bis jetzt in Europa unerhört iſt. Man las im Spätherbſte 1868 in Correſpondenzen aus Nordamerika, daß in einer Stadt daſelbſt alle Lehrbücher aus der Schule entfernt und durch Zeitungen erſetzt worden ſeyen, weil die jungen Republikaner nichts Beſſeres lernen könnten, als ſich frühzeitig in der Behandlung öffentlicher und politiſcher Fragen zu üben.

In Deutſchland ſpeculiren noch die Buchhändler auf ein paſſives Publikum, dem ſie ſchlecht fabricirte Bücher anempfehlen und aufdrängen, die irgend einer Neigung und Vor-

liebe des Publikums, oder der Mode schmeicheln, und zwar wird dabei auf alle Schattirungen des Publikums Rücksicht genommen. Als Maßstab für diese Industrie können die Stunden der Andacht dienen, die in verschiedenen Ausgaben für Protestanten, Katholiken und Juden abgeändert, allen Confessionen in wohlassortirtem Waarenlager feilgeboten wurden. Die Industrie hat keinen Glauben und kein Gewissen. Sie fabricirt die Bücher nur für die Käufer und nur um des Gewinns willen, den sie vom Kaufpreise zieht. Protestanten, sogar Juden machen in katholischer Literatur. Katholiken machen in Religionsspöttereien. Die buchhändlerische Industrie beherrscht den deutschen Markt und hat einen weit größern Spielraum, als der französische, englische und nordamerikanische. In Deutschland nämlich gibt es noch ein großes Publikum, welches noch nach alter Weise literarische Autoritäten verehren will. Daneben ein Publikum, welches vorzugsweise von den politischen oder kirchlichen Parteien beherrscht ist, wie in Frankreich. Aber das eigentliche Yankeepublikum, dessen Keime in der Fortschrittspartei liegen, ist noch nicht genug fertig. Das ist das Publikum der Abonnenten, die den Autor oder Redakteur nicht mehr als eine selbständige Größe, sondern als ihren bezahlten Knecht betrachten, nicht mehr über sich, sondern unter sich sehen.

So weit ist es nun in Deutschland noch nicht gekommen, aber wir sind auf dem Wege dazu. Jedenfalls erkennt das größere Publikum keine Autorität von oben her mehr an, sondern verehrt nur noch Götzen des Tages, der Mode, der Partei. Unbekümmert darum, daß droben noch die ewigen Gestirne strahlen, folgen seine Augen einzig noch dem Glanze des Schaums, den ewig wechselnde Wellen von unten her

aufwerfen. Alles gesunde Urtheil fehlt. Wenn ein Name nur Mode geworden ist, so jauchzt man ihm zu, wie unwürdig auch sein Träger seyn mag. Mit dem nämlichen Blödsinn, wie man sich die häßlichste und unzweckmäßigste Kleidermode aneignet und bewundert, wenn sie nur die neueste ist.

Da nun die Presse täglich eine ungeheure Macht wenigstens über das s. g. gebildete und halbgebildete Publikum ausübt und kein gesundes Urtheil sie controlirt, noch eine Autorität in ihr gilt, die nicht beständig schwankte und vom Parteiurtheil oder der Mode des Tages abhinge, so sieht man auch nicht ab, wo das alles zuletzt hinaus will und was die allgebärende Gäa der Presse noch für Ungeheuerlichkeiten hervorbringen wird. Die Masse der Bücher ist nicht mehr zu übersehen. In Deutschland allein wird sie jährlich durch eine Myriade neuer Bücher vermehrt. Da muß der Horizont des lesenden Publikums sich in dem Maaße einengen, wie der Ocean der Literatur sich ausdehnt, und immer mehr auf die Lectüre der örtlichen Tagespresse sich beschränken. Eine Orientirung im Großen ist auch dem nicht mehr möglich, der sein ganzes Leben der Literatur allein widmet.

16.

Von der Todesstrafe.

Man ist in der Verhätschelung und Beschmeichelung des Menschen so weit gekommen, daß man ihm blos deswegen, weil er Mensch ist, eine unantastbare Majestät zuerkennt und nicht mehr gestatten will, ihn körperlich zu züchtigen, oder gar an ihm die Todesstrafe zu vollziehen, wenn er

auch noch so arg gefrevelt und sich auf die eclatanteste Weise des Rechts, ein Mensch zu seyn und mit andern Menschen zu leben, unwürdig gemacht hat. Man hat die Humanität dermaßen übertrieben, daß man an die Menschenwürde gar keine sittliche Bedingung mehr knüpft. Wenn er sich auch wie ein Tiger, wie ein Schwein aufführt, so genießt er doch in seiner Menschenhaut die Ehre des Menschen. „Es ist das erste Menschenrecht, zu leben", sagt der gute Mittermaier, einer unserer größten Juristen, „der Güter höchstes ist das Leben. Die Menschen haben kein Recht, einem Mitmenschen dieses köstlichste Gut zu rauben. Besonders sollte es den Christen einleuchten, daß sie nicht befugt sind, einen Mitmenschen zum Tode zu verdammen, weil ihre übereilte Justiz damit in die göttliche Justiz eingreifen würde. Denn nur Gott, der den Menschen geschaffen hat, darf ihm auch sein Ende bestimmen." Andere haben gesagt, die Sünde sey überhaupt nur eine Krankheit oder eine Verirrung des Verstandes, der Verbrecher gehöre also vor den Arzt und nicht vor den Richter. Wieder Andere haben gemeint, weil Gott die ewige Liebe sey, könne er auch nur verzeihen; der Mensch aber solle nicht strenger urtheilen wollen als Gott, folglich auch keine Todesstrafe verfügen. Da man nun doch aber den Verbrecher unschädlich machen müsse, damit er seine Verbrechen nicht wiederhole oder Andere ihm nicht nachahmen, so dürfe man ihn einsperren und müsse ihn in diesem Zustand zu bessern suchen. Weiter habe kein Mensch über einen andern ein Recht, also auch nicht der Staat, der im Namen aller Staatsgenossen handelt.

Diese Ansicht hat in den letzten Jahrzehnten eine überraschende Ausbreitung gefunden. Eine Menge von Schriften verwerfen die Todesstrafe, wie auch die körperlichen

Züchtigungen aus Humanitätsgründen. Fast in allen Parlamenten Europas sind gegen die Todesstrafe Reden gehalten und in mehreren ist sie wirklich abgeschafft worden. Vor wenigen Jahren erklärte sich auch der große deutsche Juristentag gegen die Todesstrafe, und in der liberalen Philisterwelt von ganz Europa und ihrer tausendstimmigen Tagespresse wird die gänzliche Abschaffung der Todesstrafe gegenwärtig nur noch als eine Frage der Zeit behandelt, und man verachtet ihre Vertheidiger schon zu sehr, um nur noch von ihnen Notiz zu nehmen.

Diese Marotte der Zeit hängt wieder genau mit dem Grundzuge des jetzt herrschenden Zeitgeistes zusammen, ist eine natürliche Consequenz desselben und konnte nicht ausbleiben. Sie folgte nothwendig aus dem großen Abfall von Gott und aus der mehr oder weniger durchdachten, doch allgemein durchfühlten und bei den Massen oft sogar naiv und unbewußt in Uebung gekommenen Selbstvergötterung. Es ist wahr, die ersten Stimmen gegen die Todesstrafe wurden nach der Restauration im liberalen Lager laut, als dasselbe in der größten Bedrängniß war. Man wollte den Hinrichtungen politischer Gegner Einhalt thun. Man fand es unmenschlich, daß Ehrenmänner blos wegen ihrer politischen Meinungen hingerichtet oder mit den schwersten gemeinen Verbrechern als Galeerensclaven zusammengekettet werden sollten. Als aber der Liberalismus die Oberhand erhalten hatte, wurde die Humanität alsbald von den Demokraten weiter ausgedehnt und durfte nicht bei den politischen Ehrenmännern stehen bleiben. Die demokratische Gleichheit machte sich geltend. Allen Menschen wurde die gleiche Würde zugeschrieben.

Die Juristen blieben nicht hinter dem Zeitgeist zurück.

Sie haben das nie gethan. Als im 17. Jahrhundert der grasseste Aberglaube Mode war, wetteiferten die Juristen, demselben ihre Dienste anzubieten. Es ist bekannt, daß die Juristenfacultäten im Eifer des Hexenwahns die theologischen noch übertrafen. Die gräßlichsten Hexenprocesse fallen fast ausschließlich den Juristenfacultäten zur Last. Als diese scheußliche Mode längst aufgehört hatte und die liberale aufkam, boten die Juristen auch wieder dieser eifrig ihre Dienste an, und so kam es, daß der deutsche Juristentag im 19. Jahrhundert sich für das Gegentheil von dem begeisterte, wofür sich die Juristen vor zweihundert Jahren begeistert hatten. Damals konnten sie nicht genug Folterwerkzeuge erfinden, um die Unschuld zu martern; jetzt sollte auch dem ruchlosesten Verbrecher kein Haar mehr gekrümmt werden dürfen. Es ist wirklich recht interessant, jetzt in einer Menge von juridischen Werken, Broschüren und Zeitungsartikeln zu lesen, wie viele Juristen alle erdenkliche Sorgfalt für den Verbrecher haben und um dessen kostbares Leben zu schonen, alles aufbieten, während ihnen das Verbrechen ganz gleichgültig ist, sie mit dem Mißhandelten, Bestohlenen, Verwundeten, Geschändeten, Ermordeten nicht das geringste Mitleid haben und sie nur auf raffinirte Entschuldigungsgründe des Verbrechens sinnen.

Wie unnatürlich das alles ist, die liberale Welt merkt es nicht, denn die Unnatur ist ihr zur andern Natur geworden und sie existirt nur noch in Widersprüchen. Ich äußerte mich darüber im Sturmjahr 1849 (in meinem Literaturblatt Nr. 21): „In derselben Zeit, in welcher die rothen Republikaner stürmisch die Abschaffung der Todesstrafe verlangen und der Gesammtheit nicht mehr das Recht zugestehen, etwa einen Struve zum Tode zu verurtheilen

erfreuen sie sich des Lynchgesetzes, durch welches Lichnowsky und Auerswald fielen, und brauchen das Wort ‚latourisiren' sprichwörtlich mit lachender Schadenfreude. Indem sie dem Staat verwehren wollen, noch die Todesstrafe auszusprechen, sprechen sie selbst sie als Individuen ohne alle Rücksicht aus und jubeln Heinzen zu, der zum Morde en masse auffordert, so unersättlich in Blutdurst, wie einst Marat.

Doch sind es neben den Rothen und Wilden auch sehr weiße und zahme Leute, welche die Todesstrafe von Staatswegen wollen abgeschafft wissen. Wunderbar! Je bestialischer, je dämonischer die Menschen geworden sind, um so lebhafter glauben sich die Liberalen von der gutmüthigen und sanften Race überzeugt zu haben, die menschliche Natur sey durchaus vortrefflich und die Bildung schon so allgemein gediehen, daß die letzten Flecken, welche dieser menschlichen Natur durch das finstere Mittelalter angekünstelt worden seyen, demnächst vollends würden abgewaschen werden. Ihr Optimismus sieht das goldene Zeitalter einer allgemeinen Unschuld, bedingt durch allgemeine Freiheit, ganz nahe. Nachdem im vorigen Jahrhundert die sentimentale Erziehungskunst aus den Kindern lauter Engel machte, alle Strafen aus der Schule verbannte und lediglich durch Liebe und Lob mit ihnen zum Ziel kommen wollte, hat in unserm Jahrhundert die sentimentale Jurisprudenz den Wahn wieder aufgenommen und, während er in Bezug auf die Kinder noch verzeihlich war, ihn auf die Bevölkerung der Zuchthäuser angewendet. Der Verbrecher, heißt es da, ist ein Mensch, ein unglücklicher Mensch. Man muß ihn schonen, trösten, erheben, wieder zum Bewußtseyn seiner Menschenwürde bringen. Seine Sache ist die der Menschlichkeit.

Also muß man, wenn ihm der Prozeß gemacht wird, unbekümmert um die Leiden derer, die er gemordet, gemartert, bestohlen, betrogen ꝛc., für ihn, den Verbrecher, Partei ergreifen. Man muß sorgen, daß ihm nichts geschehe, daß ihm kein Haar gekrümmt werde, daß ihn weder eine Todes- noch Prügelstrafe treffen könne, daß er besser gebettet und gespeist werde, als unzählige rechtschaffene Proletarier. Man muß ihn gleichsam in Baumwolle wickeln, ihn liebkosen, und mit der Vorliebe, die man ihm schenkt, sich brüsten. Man muß die Stimmung, die natürlicherweise bei einem Morde dem Ermordeten günstig und dem Mörder ungünstig ist, unnatürlicherweise umkehren, daß kein Mensch sich um den Ermordeten bekümmert, aber alles staunt und entzückt dem Mörder als dem mit bunten Bändern geschmückten Schooßkind der sentimentalen Jurisprudenz nachläuft. Man muß die Hinterbliebenen, die Jammernden, die Kläger und vor allem den Staatsanwalt mit Hohn und Schmach überhäufen und nur den Advokaten, der den Verbrecher rechtfertigt, mit Lorbeern bekränzen.

Diese Sentimentalität gibt sich zuweilen sogar für christlich aus, sofern man das Christenthum ausschließlich für die Religion der Liebe gehalten wissen will und gänzlich vergißt, daß der Liebe die Gerechtigkeit beigesellt ist, und daß die christliche Liebe gar nicht begriffen werden kann, außer in der vollen Anerkennung der Gerechtigkeit, denn

Die ewige Gerechtigkeit zu sühnen
Starb an dem Holze Gottes Sohn.

Nichts ist so lächerlich, als wenn sich eine sonst nichts weniger als christliche Jurisprudenz den Mantel der Liebe umhängt und sogar pietistische und quietistische Ausdrücke wählt, um den Wolf ins Schafkleid zu vermummen. Weit

entfernt, aus dem Christenthum irgend ein Argument für sich schöpfen zu können, stehen die Gegner der Todesstrafe vielmehr auf einem entschieden unchristlichen Standpunkt, und die ganze Bewegung gegen die Todesstrafe hängt mit der gleichzeitigen gegen das Christenthum zusammen, wenn sich auch nicht jeder Betheiligte dessen bewußt ist.

So lange die Woge der Negation noch im Steigen ist, dürfte alles, was man etwa zur Vertheidigung der Todesstrafe sagt, umsonst seyn. So lange, abgesehen von der religiösen, auch die Staatsautorität selber wie in einem Erdbeben wankt, läßt sich mit denen, welche sie vollends stürzen wollen, nicht disputiren. Gerade weil das Schwert der Gerechtigkeit dem Staat so großes Ansehen verleiht, will man es ihm entreißen, denn man haßt den Staat. Triumphirte die Revolution und hätte sie ihre neue Staatsgewalt gegründet, so würde sie trotz aller Argumente, deren sie sich gegen den heute noch bestehenden Staat bedient, das Schwert der Gerechtigkeit selbst in die Hände nehmen. Denn dieses Schwert ist das unzertrennliche Attribut jeder Regierung. Kann eine dieses Schwert nicht mehr führen, so ist sie verloren und muß einer andern Platz machen, die es wieder zu führen versteht."

Das Christenthum lehrt, es kann keine Gnade geben ohne Gerechtigkeit, jede That findet ihre Vergeltung. Die Vernunft und der gesunde Instinkt im Volk sagt dasselbe. Die Freiheit ist eine zu köstliche Gabe, als daß nicht auf ihren rechten Gebrauch oder Mißbrauch der höchste sittliche Werth gelegt werden müßte. Dieser Ernst der Gerechtigkeit, welche die h. Schrift und die Vernunft lehren, ist auch die Basis jeder vernünftigen Staatsgewalt. Ihr ist es aber nicht blos um die Vollziehung der Gerechtigkeit, sondern

auch um die Abschreckung zu thun. Wenn sie straft, geschieht es nicht blos, um Recht zu üben, sondern auch, um ein warnendes Exempel zu statuiren. Das alles findet man jetzt zu hart, zu grausam. Man will der Staatsgewalt nur noch das Recht zugestehen, einen Verbrecher durch Einsperrung in Zukunft unschädlich zu machen und ihn im Zustande der Gefangenschaft zu belehren und zu bessern. Das ist löblich, damit erreicht man aber nicht den Zweck. Nur wenige Verbrecher sind der Belehrung und Bekehrung zugänglich, die meisten bleiben verstockt oder heucheln nur, zumal wenn sie sich dadurch die Strafe erleichtern oder abkürzen können.

Die moderne Aufklärung hat fast alle andern Strafarten abhanden kommen lassen, dagegen die Gefängnißstrafen in unerhörtem Maaße ausgedehnt. Das viele und lange Einsperren ist eine Unnatur und Uebertreibung aus falscher Humanität unter dem Einfluß einer falschen Philosophie, welche den Menschen lächerlich verhätschelt und im bösesten Buben immer noch die Menschenwürde geehrt wissen will. In der modernen Humanität, die den frechsten Gauner bekomplimentirt, waltet genau die nämliche Unvernunft, wie in dem gräßlichen Pöbelhaß, der nichts Großherziges und geistig Vornehmes ertragen kann und einem Sokrates den Giftbecher reicht. In der Maske der Humanität richtet der sich aufblähende Unverstand nicht weniger Unheil an, als mit dem offnen Gesicht, aus dem die Brutalität grinst.

Das natürliche Gefühl im Volk verlangt andere Strafen, als die Einsperrung. Es ist gegen die Einsperrung bei geringeren Vergehen, weil es den Straffälligen nicht seinem Beruf und seiner Arbeit entziehen will, und in schweren Fällen, weil ihm das bloße Einsperren eine zu

gelinde Strafe ſcheint. Dem ruchloſeſten vorbedachten Mörder, Brandſtifter, Nothzüchter ꝛc. gehört der Tod, auf böſe Bubenſtreiche gehören Prügel, auf niederträchtigen Betrug gehört der Pranger. In vielen Fällen, beſonders wo die Habgier dem Gemeinweſen Abbruch gethan, ſind hohe Geldſtrafen praktiſch. Dagegen iſt es unvernünftig, politiſche Verbrecher, deren Straffälligkeit vielleicht aus dem ehrenhafteſten Charakter entſprungen iſt, mit gemeinen Dieben zuſammenzuſperren. Es ſind keine gemeinen Verbrecher, ſondern nur Feinde der Staatsgewalt, die man daher auch nur wie Kriegsgefangene anſtändig behandeln oder erſchießen laſſen ſoll. Es gibt aber auch noch andere Verbrecher heroiſcher Art, auf die einſperren und beſſern wollen nicht anwendbar ſind. Es iſt nicht inhuman, einen politiſchen Feind, einen edlen Schwärmer für eine zeitweilig verbotene Sache, z. B. einen Polen, der gegen das ruſſiſche Joch ankämpft, einen Verbrecher aus Ehrgeiz, aus Liebe ꝛc., zu erſchießen oder zu enthaupten, aber es iſt inhuman, ihn in ein Zuchthaus zu ſchicken, kahl zu ſcheeren und Strümpfe ſtricken zu laſſen.

Wenn mit den Todesſtrafen, körperlichen Züchtigungen, Ehren- und Geldſtrafen kein Mißbrauch getrieben wird, ſo ſind ſie offenbar in einer großen Menge von Fällen, in denen ſie nach der neuern Praxis durch Gefängnißſtrafen erſetzt werden, dieſen letztern bei weitem vorzuziehen. Einer ſchleicht ſich bei ſeinem langjährigen Wohlthäter ein und erſchlägt den ergrauten Mann, um ihn beſtehlen zu können. Man ſetzt ihn auf Lebenszeit ins Gefängniß. Wäre es nicht vernünftiger, einem ſolchen Niederträchtigen den Kopf vor die Füße zu legen? Ein Lehrburſche, auf das Geſetz trotzend, das ihn körperlich zu züchtigen nicht geſtattet, inſultirt ſeinen

Lehrherrn; er wird auf einen Monat oder ein paar eingesperrt. Wäre es nicht vernünftiger, ihm Fünfundzwanzig aufzuzählen und ihn dann sein gewohntes Tagewerk ruhig und bescheiden fortsetzen zu lassen? Ein böser Bube bestiehlt die Gärten, ruinirt die mühsamsten Anpflanzungen. Man sperrt ihn auf mehrere Wochen ein. Wäre es nicht vernünftiger, ihm einen derben Schilling zu verabreichen? Ein Wirth, ein Weinhändler ꝛc. vergiftet das Getränk, ein Bäcker bestiehlt die Armuth durch falsches Gewicht ꝛc., man sperrt sie ein, Niemand erfährt etwas davon. Wäre es nicht weit vernünftiger, alle dem Gemeinwesen so gefährliche Betrüger an den Pranger zu stellen?

Wem sollen denn die Zeitstrafen nutzen? Etwa dem Publikum? Das Publikum erfährt nichts weder von der Verhaftung noch von der Entlassung, und die Regierungsblätter, worin dergleichen steht, werden nicht vom Publikum gelesen. Hin und wieder liest man in den Zeitungen, es sehen im Staate so und so viele tausend Individuen verhaftet. Man erschrickt über die Zahl, aber da man von den Verbrechen nur in der nächsten Nähe, wenn sie geschehen, etwas erfährt, und von den Verurtheilungen, die in der Regel erst ein oder mehrere Jahre später erfolgen, nichts, so ist man gegen die ganze Classe der Gefangenen gleichgültig, als ob es sich von einem fremden Volke handle. Von einer Warnung, von einem Eindruck der Strafen auf das Publikum ist vollends gar keine Rede.

Oder soll dieser Luxus der Zeitstrafen dem Staate dienen? Der Staat hat nur ungeheure Unkosten davon. Wenn man jetzt wegen jeder Buberei, die man ehedem mit ein paar Hieben zweckdienlich abfertigte, Individuen Monate und Jahre lang logiren, beköstigen und beschäftigen muß,

können die Gefängnisse freilich nie leer werden und für die Menge der Verhaftungen kaum ausreichen. Oder gewinnt die Autorität des Staates dadurch, und wäre desfalls das Opfer nicht zu scheuen? Im Gegentheil. Alle schlechten Subjekte werden übermüthig und verlieren den Respekt, wenn sie wissen, sie werden auch beim gröbsten Frevel nicht mehr körperlich gezüchtigt. Sie trotzen dem Richter ins Angesicht. Sie ermuntern sich wechselweise zu Schurkenstreichen und lachen über die vermeintliche Strafe. Von Haus aus Tagdiebe sind sie für den Zeitverlust vollkommen gleichgültig, und im Gefängniß behandelt und beköstigt man sie ja zärtlicher, als außerhalb. Wenn der freche Geist, den dieses Sicherheitsgefühl und diese Verspottung der Gesetze rohen Menschen einpflanzt, noch einige Zeit in der bisherigen Progression um sich greift, wird der Staat Gelegenheit haben, den Fehler einzusehen, den er aus unzeitiger Sentimentalität begangen hat.

Soll endlich die Zeitstrafe dem betheiligten Verbrecher selber nützen? Gewiß kann sie das, wenn sie im rechten Fall und im rechten Maaß angewendet wird. Aber überall Zeitstrafen und nichts als Zeitstrafen sind eine reine Unvernunft. Sie sind zu hart für den leichten Verbrecher aus Leidenschaft, den sie in seinem Gewerbe stören und dessen Familie sie unverschuldet in den Ruin ziehen. Sie sind zu gelind für den schweren Verbrecher, der den Tod verdient hätte. Sie sind zweckmäßig für die Besserung, wenn sie aber zu lange ausgedehnt werden, nutzt die Besserung nichts, weil der Gebesserte doch nicht ins Leben zurücktreten kann, und die natürliche Folge ist Verstockung.

Der Luxus der Zeitstrafen scheint uns aber hauptsächlich deshalb verwerflich, weil er aus einer Politik herfließt, die entweder nicht das Herz hat, der Wahrheit offen ins Ge-

ſicht zu ſehen, oder die es ihrem Intereſſe gemäß erachtet, die Wahrheit wenigſtens dem Publikum zu verbergen. Man will keine Todesſtrafe mehr, weil ein Eclat damit verbunden iſt. Man will keinen Pranger mehr, weil die Sache einen unangenehmen Eindruck macht. Man will keine Prügel mehr, weil das Schreien dem Ohr weh thut. Man ſperrt alles ein, was eine Störung veranlaßt hat, damit es verſchwinde, und man verfährt dabei ſtill und geheim, weil viel Lärm und Aufhebens davon nur von Neuem ſtören würde. Verbrechen dürfen immerhin begangen werden, es iſt ganz gleichgültig, wenn man es nur nicht erfährt oder gleich wieder vergißt. Ob ſie Entſchuldigung verdienen oder nicht, ob ſie ein Werk des Irrthums, der Leidenſchaft, der Unerfahrenheit oder ruchloſer Bosheit ſind, gleichviel; es kommt blos darauf an, ſie vergeſſen zu machen, und deswegen werden ſie alle gleich mit Einſperrung, d. h. mit Beſeitigung beſtraft.

Wir kommen auf die chriſtliche Grundanſchauung zurück, welche die allein vernünftige iſt. Die bibliſche Lehre von der Todesſtrafe erhellt aufs deutlichſte aus den Vorgängen am Kreuz. Drei haben den Tod verdient, zwei leiden ihn wirklich, der Dritte wird ungerechter Weiſe vom Volk freigeſprochen. Statt ſeiner leidet ihn ein Unſchuldiger, aber er leidet ihn freiwillig, um damit die Schuld der ganzen Menſchheit zu ſühnen. In allen vier Fällen verlangte die heil. Schrift unumgänglich den Tod, dem nur Barrabas durch Schuld eines ungerechten Volksgerichts entrinnen durfte. Wie aber dieſer Elende mit ſeiner unverdienten Befreiung dem gekreuzigten Heiland gegenüberſteht, ſo wieder der unbußfertige Schächer dem bußfertigen, der zeitlich und ewige Verdammte dem, welcher ewig begnadet wird, nachdem die Gerechtigkeit innerhalb der Zeitlichkeit an ihm erfüllt

ist. In dieser Doppelcontrastirung um das heil. Kreuz her ist der ganze Inhalt der christlichen Criminalrechtslehre eingeschlossen.

17.

Vom unnatürlichen Hinaufschrauben der Gesellschaft.

Wenn der Zeitgeist keine Ueber- und Unterordnung, sondern nur noch Nebenordnung oder allgemeines Nivellement der Stände gelten läßt, so sollte er vernünftigerweise wenigstens ein natürliches Niveau, die rechte Mitte zwischen zu tief und zu hoch, empfehlen und einhalten wollen. Es ließe sich wohl ein solches einfaches mittleres Bürgerthum denken, von der Vornehmthuerei und Genußsucht eben so weit entfernt, als von pöbelhafter Rohheit und bettelhaftem Elend. Allein was wir erleben, ist ein allgemeines künstliches Hinaufschrauben der niederen Classen und Bildungsgrade zu der Anmaßung und zu dem Schein der Vornehmigkeit. Von den alten Volkstrachten sieht man nur noch spärliche Reste beim Landvolk, in den Städten gar nicht mehr. Alles kleidet sich nach der Pariser Mode und merkwürdigerweise in Deutschland viel mehr als in Frankreich selbst.

Einiges gereicht diesen Eitelkeiten zur Entschuldigung. Früher hatte jeder Stand seine Ehre, war bis auf ganz wenige Ausnahmen bewaffnet und nahm als Stand Theil am städtischen Regiment. Kein Handwerker durfte sich schämen, öffentlich in der kleidsamen Tracht seines Standes zu erscheinen. Sie ehrte ihn. Jetzt ist diese Ehre dahin. Wer nicht Uniform oder einen Orden trägt, kann nur durch die Eleganz seiner Modekleidung beurkunden, wie hoch er über dem Pöbel steht. Das beleidigt die niedere Classe.

Sie ſucht daher, wenigſtens des Sonntags ſo elegant als möglich gekleidet zu ſeyn. Es kommt dem Lehrburſchen, der Sonntags in einem ſchwarzen Frack mit glatt gebürſtetem Hute und einem lackirten Stöckchen, die Cigarre im Munde, ſpazieren geht und in einem öffentlichen Garten Wein oder Bier trinkt, weniger auf den Genuß, als auf die Befriedigung ſeines Stolzes an. Ebenſo der armen Magd, die mit Hut, Shawl und Sonnenſchirm einherſchwänzelt wie eine Dame. Der Ehrgeiz, für etwas Beſſeres angeſehen zu werden, iſt entſchuldbar; wenn aber unnöthiger Luxus damit verbunden iſt und der Menſch die Beſcheidenheit ſeines Berufes vergißt, erſcheint er gefährlich und jedenfalls unnatürlich.

Das Hinaufſchrauben, die Sucht, vornehmer zu ſcheinen, als man iſt, findet ſich ſchon überall. Der Bauer will Oekonom, der Vogt Wirthſchaftsrath ſeyn; der Schneider wenigſtens Kleiderkünſtler oder Hofſchneider oder Kleidermagazin-Inhaber; der Kaufmann Rath und Geheimerrath. Der Schulmeiſter will Präceptor, der Präceptor Profeſſor, der Profeſſor Hofrath ꝛc. ſeyn. Auf mehr als einer Univerſität iſt die Gelehrſamkeit ſchon völlig in die Stufenleiter des Hofdienſtes einrangirt und der Profeſſor ſteigt von einem Jahrzehnt, oder auch wohl Luſtrum zum andern regelmäßig zum Hofrath, Geheimenhofrath, Geheimenrath auf. Ja innerhalb des Staatsdienſtes ſelbſt avancirt man bereits viel früher im Titel als im Amte ſelbſt. Dieſe Narrheit iſt ſo allgemein, daß man ſie keinem einzelnen Stand mehr zum Vorwurf machen kann. Das Uebel aber iſt, daß beinahe jeder, indem er mehr ſcheinen will, als er iſt, es ſich auch mehr koſten laſſen muß, worüber viele moraliſch und ökonomiſch zu Grunde gehen.

Zu dieſem Hinaufſchwindeln gehört nun auch der Luxus in den Wirthshäuſern, der in den letzten Jahrzehnten auf eine wirklich fabelhafte Art zugenommen hat. Die meiſten Reiſenden haben heute noch, wie aus ökonomiſchen, ſo aus diätetiſchen und Gewohnheitsgründen das Bedürfniß, auf der Reiſe wie zu Hauſe einfach zu leben. Zu dieſem Zweck fanden ſie früher überall Gaſthöfe zweiten und dritten Rangs, wo ſie mit Hausmannskoſt einfach, aber gut und wohlfeil bewirthet wurden und in der Regel einen guten Trank fanden. Dieſe Gattung von bürgerlichen Gaſthöfen hat zum Erſchrecken abgenommen. Ueberall ſind daraus große Hotels geworden oder auch nur kleine, aber mit den Anſprüchen der großen. Statt eine einfache gute Hausmannskoſt zu finden, muß man an einer Table d'hôte ſitzen und eine Menge nur dem Namen nach ausgezeichneter Speiſen zu ſich nehmen oder an ſich vorbeigehen laſſen, und einen ſauren oder gefälſchten Wein trinken und dafür tüchtig zahlen. In den Zimmern findet man auch mehr unnützen Luxus, den man bezahlen muß, als Bequemlichkeit, die einem zu Gute käme, und nur zu oft muß man das Talglicht, mit dem einem zu Bette geleuchtet wird, als Wachslicht bezahlen.

Das iſt nun fehlerhaft, daß die minder bemittelte Honoratiorenclaſſe, wenn ſie nicht wie der Handwerksburſch auf der Streu ſchlafen will, faſt nur noch den Weg der Reichen und Vornehmen zu wandeln gezwungen iſt und mit Schmerz in den Beutel greift, um Ausgaben für einen ſ. g. Reiſecomfort zu beſtreiten, der ihr im Grunde nicht comfortabel, ſondern oft ſehr gênant iſt. Denn bunte Glasfenſter über der Hausthür, weiche Teppiche auf den Treppen, Parquetboden, Fauteuils, Sophas von Sammt, Spiegel in Goldrahmen, mehrfach angezündete Stearinkerzen und —

eine kolossale Rechnung mit obligaten Trinkgeldern gehören gewiß nicht zu den Dingen, die der arme Beamte, Landpfarrer, Schulmann, der mittlere Gewerbsmann aufsuchen würde, wenn er sie vermeiden könnte. Man bemerkt in dieser Beziehung ein ganz unnatürliches und unvernünftiges Hinaufschrauben des Luxus da, wo er mehr belästigt als erfreut und wegen der Kostspieligkeit nur mißbehagliche Empfindungen bei dem Reisenden zurückläßt.

Die schlimmste Ausartung dieses modernen Luxus ist die Waarenverfälschung. Das echte Gold, die echten Edelsteine, welche vornehme Damen an sich tragen, die echten Fremdweine, die echten Havanna-Cigarren, ohne welche reiche Herrn nicht mehr leben können, sind zu theuer, als daß die ärmere Classe sie kaufen könnte. Nun wird aber die Eitelkeit der letztern dennoch befriedigt durch Surrogate, durch vergoldete Waare, durch falsche Edelsteine und Perlen, durch gefälschte Weine und schlechte Cigarren unter dem Namen der echten. Genug wenn nur die Etikette da ist, wenn man sich nur rühmen kann, man habe so gut Champagner oder Burgunder getrunken, wie der Graf X. Sind auch diese Surrogate bedeutend wohlfeiler als die echte Waare, so bleibt ihr Werth doch immer tief unter dem Preise und die Eitelkeit und Renommage wird damit betrogen.

Auch in diesem modernen Treiben liegt ein innerer Widerspruch. Indem man eine Vornehmigkeit oder einen Wohlstand zur Schau trägt, die nur erlogen sind, drückt man aristokratische Verachtung gegen den Beruf aus, dem man wirklich angehört. Diese Lüge ruinirt den Mann ökonomisch, indem sie lediglich eine Zeitlang seine Eitelkeit befriedigt. Zugleich liegt darin die vollste Anerkennung der höheren Stände, die er andrerseits haßt und denen er ihre

Vorzüge beneidet. Der Demokrat, der bei harter Arbeit und ſchwarzem Brod den Ariſtokraten bis auf den Tod haßt, kann achtbar ſeyn, niemals aber einer, der die Menge gegen die Ariſtokratie aufhetzt und ſelber gern den Baron ſpielt.

18.

Von der Auflöſung des Bauernſtandes.

Der Bauernſtand war ehemals der Kern des deutſchen Volkes und zwar ein ſehr geſunder Kern, den aber der moderne Zeitgeiſt wie ein böſer Wurm annagt. Keller, das beredte Mitglied der franzöſiſchen Kammer, hat unlängſt im kleinen Güterbeſitz und deſſen Erhaltung auch für das franzöſiſche Volk die Grundbedingung ſeines Wohlſtandes erkannt und tief bedauert, daß in Frankreich die Landwirthſchaft ſchon ſeit der Revolution immer mehr in Geldwirthſchaft verwandelt worden iſt. Das Allod, das Erb und Eigen des freien Mannes, ſein Haus, Hof und Feld, welches die älteſten germaniſchen Geſetze als Familieneigenthum für unantaſtbar und unveräußerlich erklärten, ſicherte den Fortbeſtand freier, ehrenhafter, geſunder und ſtarker Familien, Nachbarſchaften, Gemeinden in ganz Deutſchland, und gerade dadurch wurde das deutſche Volk mächtig über alle andern, die keine ſo glücklichen Familien- und Gemeindeverfaſſungen beſaßen, ſondern bei denen überreicher Beſitz auf der einen und Beſitzloſigkeit und Sclaverei auf der andern Seite nur Corruption oder Barbarei befördert hatten.

Man muß es dem deutſchen Bauernſtande nachrühmen, daß er conſervativer geblieben iſt als die höheren Glieder im alten Organismus unſeres Reiches. Er hat ſein Erb und Eigen bewahrt, das Herkommen und die gute Sitte in

der Familie, und ist trotz seiner naiven Derbheit, die alle mit der Natur näher verkehrenden Menschen kennzeichnet, doch niemals innerlich kernfaul geworden wie die Fabrikbevölkerung. Gottes Gebote blieben ihm länger als allen andern Ständen heilig und er allein stützte noch die Kirche, sonst wäre sie von den höheren Ständen schon verlassen und abgebrochen.

Aber eben das ist dem Zeitgeist zuwider. Der geschlossene Bauernstand erscheint der Fortschrittspartei viel zu conservativ, dem liberalen Despotismus der Bureaukratie viel zu klerikal. Also wird systematisch und unaufhörlich darauf hingearbeitet, den Bauernstand als solchen in politischer wie in socialer Beziehung aufzulösen. Der Werth seines Grundbesitzes kommt ebenfalls dabei in Betracht. Der Güterschacher, der von städtischen Speculanten und insbesondere von Juden getrieben und durch die liberale Gesetzgebung legitimirt ist, hat sein Augenmerk vorzüglich auf dieses Objekt, also auf die Beraubung des Bauernstandes gerichtet. Man hat den Zehnten, man hat die Feudallasten abgelöst, allen Naturalleistungen des Landvolks ein Ende gemacht, es aber dafür zu Geldleistungen verpflichtet und, da der Bauer nicht immer baares Geld bei der Hand hat, ihn wie den geldarmen Staat selbst an den Juden verwiesen. Man hat ihn gezwungen, die Dorfgemeinden armen Eindringlingen, allerlei Gesindel zu öffnen, das ihnen nun wie Ungeziefer zur Last liegt. Man hat mit dem Besitzwechsel und dem Zerschlagen der Bauerngüter die Prozeßsucht genährt, kurz auf alle Weise die Einfalt und Unerfahrenheit des ehrbaren Bauernstandes ausgenutzt, um ihn auszusaugen, zu überlisten und ihn und seine Familie um ihren Erbbesitz zu prellen. Dabei hat man ihnen gesagt, wie viel

glücklicher sie jetzt seyen als früher. Jetzt sage man nicht mehr dummer Bauer, jetzt seyen sie Herren gleich den Städtern, Wähler, Geschworne, ja sogar wählbar in die Ständeversammlung. Jetzt müsse jedermann Sie zu ihnen sagen, jetzt müßten sie die altmodische Bauerntracht ablegen und wie Herrn sich kleiden, sie hätten das Recht dazu.

Zugleich bemüht man sich, die Bauern mit der Genußsucht und dem Luxus der Städte anzustecken. Verschwenderisch werden Wirthschaftsrechte an die Bauern vertheilt. Bauernhäuser, die noch vor fünfzig Jahren die Heimath des Fleißes, der Frömmigkeit und idyllischen Glückes waren, werden Branntweinschenken, Spelunken des Lasters, Spielhöllen.

In den monarchischen Staaten ist das Uebel weniger arg, wo noch der Adel und die patriarchalische Sitte geehrt wird, freilich nur in Oasen mitten in der großen socialen Wüste. Das Uebel steigt überall mit der Herrschaft des Liberalismus und der Demokratie. Wer kennt nicht die Bauernromane des Schweizer Bitzius, diesen treuen Spiegel des Volkslebens? Wie die städtischen Speculanten auf das Landvolk einwirken, davon erzählte auch das anonyme Buch „In den Voralpen" von 1864 einige lehrreiche Beispiele. Der Verfasser beobachtete ein Paar Städter unter dem Landvolk als Apostel des modernen Geistes. „Der eine hat eine Blumenfabrik, in welcher Mädchen um fünfzehn Kreuzer von früh bis spät arbeiten müssen; der andere ist ein Buchbinder, der seinen Namen nicht unterschreiben kann, indeß zehn Arbeiter zu Hause ihm das nöthige Geld erschwitzen müssen, um einen Weinkeller zu halten und Landpartieen machen zu können; der dritte kauft Häuser, steigert den Miethzins der Einwohner und verkauft sie mit zwanzig Procent Gewinn wieder an einen Andern; der vierte zer-

trümmert Landgüter und leiht Geld auf Wechsel, die er um grenzenlose Provisionen so lange prolongirt, als er durch das Vermögen seines Schuldners, den er dann in den Kerker werfen läßt, gedeckt ist. Alle vier sind aus der Stadt und rasende Fortschrittsmänner. Sie reden davon, daß die Welt nicht mehr so dumm sey wie früher. Heut zu Tage, behaupten sie, kann man das Volk von oben nicht mehr so bedrücken. Ja, die Leute lassen sich nicht alles gefallen. Aber es ist noch lange nicht genug geschehen. Mit allen Finsterlingen muß aufgeräumt werden."

Diese Sprache kann man fast überall in den Dorfwirthshäusern hören. Nichtswürdigen Renommisten, die hier orakeln, gelingt es fast immer, wenigstens den schon verarmten oder lüderlich gewordenen Theil des Landvolks und die maulaufsperrende Jugend, die sich leicht imponiren läßt, im s. g. Zeitbewußtseyn zu informiren. Nur die Alten, nur der noch ehrbare und wohlhabende Bauernstand will nichts davon wissen. Ich kenne ein Dorf, wo im Jahr 1849 die männliche Jugend durch Demagogen aus einer benachbarten Stadt zu wüstem Trinken, Schreien und Revolutioniren verführt wurde. Da verabredeten sich die älteren Bauern, umringten in einer dunklen Nacht die Lärmer im Wirthshaus, schleppten sie, die Väter ihre eignen Söhne, zum Hause hinaus und tauchten die ganze Gesellschaft, einen nach dem andern, in den kalten Bach unter, der durch das Dorf fließt, ohne eine Wort dabei zu reden. Von nun an war Ruhe im Dorf und kein Städter wagte sich mehr heraus. Aber solche Fälle blieben vereinzelt.

Das Landvolk hätte von selber nie daran gedacht, sich zu verschlimmern und von seinen patriarchalischen Tugenden zu lassen, wenn nicht die unvernünftige Aufklärung der Ge-

setzgeber es zwangsweise und durch künstliche Verführungen aller Art davon abgebracht hätte; der Bauer war höchst unzufrieden und fühlte sich unglücklich, als man die Gütertheilungen, den Güterschacher von Amtswegen begünstigte und einführte, das alte, seit Jahrhunderten geschonte Erbe zersplitterte und in die Krallen habsüchtiger Juden kommen ließ. Der Bauer sah unwillig drein, als man ihm „feuchtöhrige Buben" aus den Seminarien mit ungeheuren Ansprüchen und übel verdauter Halbwisserei als Schulmeister und Schulgehülfen aufdrängte, die der Jugend Unglauben lehrten und, mit ihren geringen Besoldungen unzufrieden, Prediger der Revolution wurden. Der Bauer war unzufrieden, als die Minister der Aufklärung ihm die Einimpfung der Pocken gleichsam bei Todesstrafe zur Pflicht machten, ohne ihn vor Einimpfung ganz andrer Dinge zu schützen. Es wäre besser gewesen, man hätte Tausende an den natürlichen Blattern sterben lassen, als daß man Hunderttausenden und Millionen das Gift des Rationalismus einimpfen ließ. Der Bauer machte sogar immer ein ziemlich unbehagliches und dummes Gesicht dazu, wenn man ihm im modernen Advocatenstyl radicalen Unsinn vorschwatzte, angeblich um ihm zu dienen und zu helfen. Er ließ sich wohl täuschen durch die Versprechung, man werde es dahin bringen, daß er weniger Steuern zu zahlen habe; aber von dem ganzen Lexikon der Revolutionspartei verstand er eigentlich kein Wort. Auch blieb der wahre Bauer, der noch etwas besaß, den Verführungskünsten des Socialismus unzugänglich. Es läßt sich durch alle Phasen der modernen Aufklärung, ging dieselbe nun von den Regierungen oder von der Opposition aus, nachweisen, daß der deutsche Bauer nie etwas von ihr hat wissen wollen, daß sie ihm in der

Natur zuwider war und daß er instinktartig ihre Schädlichkeit spürte, auch wenn sie ihn mit Wohlthaten zu überhäufen schien. An jeder Verschlimmerung des Volksgeistes, die wir auf dem Lande zu beklagen haben, sind einzig die Regierungen selbst und die städtischen Agitatoren Schuld.

So insbesondere an der zunehmenden Corruption der Dienstboten. Hätte die Staatsweisheit die alte patriarchalische Zucht bestehen lassen, so würde es den Knechten und Mägden nirgends eingefallen seyn, sich emancipiren oder der Herrschaft gegenüber freche Ansprüche machen zu wollen. Aber die Staatsweisheit war es selbst, die den Dienstboten zuchtlos gemacht hat, indem sie alle jene Gesetze und Gewohnheiten zerstörte, auf denen die alte gute Zucht beruhte. Ich kenne ein ehemals wohlhabendes durch seine Kernmenschen ausgezeichnetes Dorf, in welchem seit Jahrhunderten durch strenge alte Sitten auch der alte Wohlstand erhalten worden war. Da kam die neue Gesetzgebung. Ein junger Mann aus der Stadt verführte ein Mädchen jenes Dorfes und heirathete sie nachher. Bei der Hochzeit wurde ihr der Brautkranz von den andern Mädchen des Dorfes abgerissen, weil sie nach uralter Sitte als eine Gefallene keinen tragen dürfe. Es kam deshalb zu einer Schlägerei. Die Staatsweisheit entschied zu Gunsten der Braut und verwies den Bewohnern jenes Dorfes ihren „dummen Aberglauben" hinsichtlich der Jungfernkrone. Die Betheiligten wurden hart bestraft und bald setzte ein zweites Mädchen ohne Gefahr den unverdienten Brautkranz auf; mit dieser alten Sitte kamen auch andere abhanden, das Dorf wurde lüderlich und steht jetzt in eben so schlechtem Ruf, als es früher in gutem Rufe stand. — Alle gute alte Sitte ist von der modernen Aufklärung verspottet und ver-

höhnt worden. Die ländliche Unschuld ist und wird, wo sie irgend noch vorhanden ist, nicht geachtet, sondern lediglich mißbraucht. Durch die revolutionär gesinnten Schulmeister wird auch die Dorfjugend schon vom zartesten Alter an systematisch verdorben. Diese Schulmeister werden aber von Staatswegen abgerichtet und eingesetzt. Der Rationalismus ist in den Schullehrerseminarien noch immer die Regel, und man lehrt den künftigen Schulmeistern noch immer Zeug, was sie auf dem Lande nicht brauchen können und was sie nur zu ewig nicht zu befriedigenden Ansprüchen reizt. Eine so verzogene Dorfjugend, durch keine alte fromme Sitte mehr vom Laster zurückgehalten, empfängt durch die Staatsweisheit auch noch volle Befreiung von der Prügelstrafe und weiß nun, daß sie treiben kann, was sie will, ohne daß man ihr die Haut anrühren wird. Daher das Tabackrauchen, Trinken und Lüderlichen oft schon vor dem Confirmationsjahr und eine Frechheit der Conversationssprache auf manchen Dörfern, vor der man zurückschaudert. Daher die immer wachsende Zahl der Criminalverbrechen auf dem Lande. Und daher auch die Verdorbenheit so vieler Dienstboten vom Lande schon in dem Zeitpunkt, in welchem sie erst in den Dienst treten.

Sind sie in den Dienst eingetreten, so begünstigt die Staatsweisheit abermals alle ihre Unarten und bösen Gelüste. Die Staatsweisheit allein ist es, die das schöne Familienband innerhalb der geschlossenen Güter zerrissen hat. Wer möchte noch als patriarchalischer Knecht dem Bruder oder Vetter dienen, wenn er gleichberechtigt sein Stück vom Gut sich abschneiden und es verkaufen kann! Der Dienstherr kann also nicht mehr auf Blutsfreundschaft bei den Knechten zählten, er muß Fremde anstellen, denen die Staats-

weisheit gestattet, bei größeren Ansprüchen weit weniger zu leisten. Denn alle Gesetze sind in ihrer vermeintlichen Humanität darauf berechnet, die Autorität des Patrons zu schwächen und dem Kinde, Lehrburschen und Gesellen, Dienstboten und Gehülfen um so viel mehr Rechte zu gewähren, als den Eltern, Meistern und Prinzipalen entzogen werden. Man hat eine unmündige Masse mit politischen und Ehrenrechten aller Art bedacht, von denen sie einen rechten Gebrauch zu machen nicht versteht, so wenig wie vom allgemeinen Wahlrechte. Es würde viel weiser gewesen seyn, im Sinne der ältern Gesetzgebung eine gewisse gemeinschaftlich von der Kirche, vom Staat und von der Tradition in der Gemeinde selbst ausgeübte Vormundschaft beizubehalten. Indem die Regierenden möglichst alles der Vernunft des Volks überließen, haben sie sich häßlich verrechnet und die mancherlei Züchtigungen wohl verdient, die ihnen durch den Mißbrauch der gesetzlichen Emancipationen zu Theil geworden sind.

19.

Von der Auflösung des Bürgerstandes.

Nächst dem Bauernstande bildete der Bürgerstand den Kern des Volks. Er stand um eine Stufe höher als das gemeine Landvolk, die Grundlage seiner Existenz war aber auch bei ihm die Arbeit. Niemals war die Arbeit besser organisirt, als im Bürgerstande des deutschen Mittelalters. Sie hatte etwas Freudiges und etwas Ehrenhaftes. Der Meister selbst arbeitete mit seinen Gesellen und Lehrlingen und konnte nicht Meister werden, ohne durch ein Meister-

ſtück bewieſen zu haben, wie gut er arbeiten könne. Sein Handwerkszeug war ein Ehrenzeichen. Der Ertrag ſeiner Arbeit, ſeine ökonomiſche Exiſtenz war ihm geſichert als Mitglied ſeiner Zunft oder Innung, in welcher Einer für Alle und Alle für Einen ſtanden und für jeden mit Weib und Kind auch im Unglück geſorgt war, wenn er nicht gegen Zucht und Sitte und die Ehre der Zunft ſich verfehlte. Dieſe Ehre beſtand in der Solidität der Arbeit, denn keine Pfuſcherei, keine Fälſchung wurde geduldet, und in der Ehrbarkeit, denn die Sitte wurde ſo ſtreng gewahrt, daß ein unehelich Geborner niemals Meiſter werden konnte. Die Zunft nahm Theil an der Geſetzgebung und Verwaltung der Städte, an deren Vertheidigung, an der Waffenehre. Jede Zunft hatte ihre heitern Jahresfeſte, an welchen ſie ſtolz und in vollem Putz ſich zeigte. Die Heiterkeit und Gemüthlichkeit des Lebens wurde durch das patriarchaliſche Verhältniß genährt, in welchem der Meiſter zu ſeinen Geſellen und Lehrlingen ſtand, die bei ihm wohnten und an ſeinem Tiſche aßen.

Das iſt jetzt alles anders geworden. Irgend ein Kapitaliſt, der nichts vom Gewerbe verſteht, bezahlt einen Faktor, der es verſteht, läßt ihn das Geſchäft eröffnen, mit Geſellen und Lehrlingen arbeiten, fährt unterdeß ſpazieren, ſchreibt die Rechnungen und ſtreicht den Gewinn ein. Alles Patriarchaliſche iſt verſchwunden, die Arbeiter eſſen und ſchlafen, wo ſie wollen, zur Miethe. Nicht der Familientiſch des Meiſters vereinigt ſie, ſondern ſie kneipen in den Wirthshäuſern herum. Der kleine Handwerker kann kaum mehr exiſtiren, denn die Zünfte ſind aufgehoben, er hat keinen Halt, keinen Schutz mehr in der Genoſſenſchaft. Die Geſellen gehorchen ihm nicht mehr und ſteigern ihn im Lohn.

Fremdes Volk, besonders Juden öffnen Magazine mit Pfuscherarbeit, die wohlfeiler ist und ihm die Kunden raubt. Die Concurrenz des größeren Kapitals läßt ihn nicht mehr aufkommen, er muß Lohnarbeiter des reichen Fabrikanten werden. Die Noth zieht in seine Familie ein und die Ehrbarkeit aus, wenn das Einkommen nicht hinreicht, den weiblichen Familiengliedern das Mitmachen der Mode zu ermöglichen.

Die ehemalige Zunft von zahlreichen ehrbaren und wenigstens mäßig wohlhabenden Meistern verwandelt sich in eine kleine Zahl reicher Fabrikanten und in eine Mehrheit von heruntergekommenen Handwerkern, die mit der gesicherten ökonomischen Existenz meist auch den sittlichen Werth verlieren und endlich im Proletariat der Fabrikarbeit verschwinden.

Unter den reichen Fabrikanten, wie unter den reichen Börsenmännern, gibt es ohne Zweifel sehr ehrenwerthe Charaktere und auch solche, die sich um das gemeine Wohl bemühen. Aber sie sind nicht die Regel. Diese modernen Reichen aus dem Bürgerstande haben im Allgemeinen die Fehler des alten Adels an sich ohne dessen Tugenden. Sie thun vornehm, aber sie sind gemein. Sie treiben ungeheuern Luxus, ihre Bälle wetteifern mit den Hofbällen; aber das eigentlich Noble wird vermißt. Sie prahlen mit ihrem Gelde viel plumper, als je der stiftsfähige Adel mit seinen Ahnen. Sie lieben den Sport, gehen auf die Jagd, reiten und fahren in den elegantesten Equipagen, aber es steht ihnen nicht. Der Kutscher sieht nicht selten nobler als der Herr aus. Sie protegiren Sänger, Tänzer, Gaukler, gelegentlich auch Poeten, wenn sie gerade Mode sind, aber alles mit der geschmacklosen Affectation und Ostentation, wie die

Glückspilze in der verderbteſten römiſchen Kaiſerzeit, wie ſie uns Juvenal, Martial und Petronius geſchildert haben. Für echte Kunſt oder gar für Wiſſenſchaft thun ſie nichts, trotz ihrem vielen Gelde. In großen ſehr einträglichen Gewerben hat das Kapital den intimſten Bund mit der Infamie eingegangen, die zur Zeit der ehrbaren zünftigen Gewerbe gebrandmarkt war als Pfuſcherwerk. Das ſind die maſſenhaften Verfälſchungen gerade ſolcher Fabrikate, die das größte Publikum von Abnehmern finden und durch die der Fabrikant am ſchnellſten reich zu werden pflegt.

Der Bürgerſtand wurde, ſo lange noch Klerus und Adel das Uebergewicht im Staate hatten, im Kampf gegen dieſe Mächte liberal und es bildete ſich eine liberale Doctrin aus, welche die Rechte des Bürgerſtandes geiſtvoll verfochten und zuletzt geſiegt hat. Kaum war die Bourgeoiſie aber ihrerſeits an's Ruder gekommen, ſo ging auch wieder ſie in der Beraubung und Unterdrückung der Kirche und Ariſtokratie zu weit und dehnte ihre Habgier und Tyrannei bald auch auf den vierten Stand, den der armen Arbeiter, aus. Die Regierungen ſelbſt ſöhnten ſich mit der mächtig gewordenen liberalen Bourgeoiſie aus und machten ihr immer größere Conceſſionen, um ihre Oppoſition zu beſchwichtigen. Die modernen Verfaſſungen begünſtigten durchgängig ein Wahlſyſtem nicht nach Köpfen, ſondern nach dem Cenſus, ſo daß eine Minderheit von reichen Bürgern die Wahlen beeinflußten und in den zweiten Kammern die Mehrheit erhielten. Als Geſetzgeber bedachten ſie ſich mit allen neuen Geſetzen nun immer zunächſt ſelbſt auf Koſten, theils des Klerus und Adels, theils der ärmeren Claſſen. In unverhältnißmäßiger und ungerechter Weiſe wurde den Reichen die Steuerlaſt erleichtert, den Armen erſchwert.

Das Ideal der liberalen Bourgeoisie wurde der Parlamentarismus unter dem Bürgerkönig Ludwig Philipp. Die ganz von der liberalen Kammermehrheit abhängige Regierung bildete damals schon mit den einflußreichsten Kammermitgliedern eine Conforteria, ein Complott zur Bereicherung der Mitwissenden auf Kosten des Staats und der Nation. Sie allein besorgten die Staatsanleihen, verfügten über die Eisenbahnen und andere Regalien, über die Anstellungen, über die Lieferungen ꝛc. und machten die Gesetze, welche die Kapitalisten zum Nachtheil aller andern Classen allein begünstigen, vor allen die Börse und die hohe Industrie. Zweimal wagten unter Ludwig Philipp die armen Seidenarbeiter in Lyon, weil sie bei dem allzu niedrig gesetzten Arbeitslohn nahe am Verhungern waren, die Arbeit einzustellen. Ludwig Philipp und sein berühmter Minister Kasimir Perier ergriffen sogleich Partei für die reichen Kapitalisten, überschwemmten Lyon mit Truppen und ließen die unglücklichen Arbeiter zu Hunderten niederschießen.

Es hat nicht an Menschenfreunden gefehlt, welche in genauen statistischen Tabellen die ungeheure Verwahrlosung der arbeitenden Classen durch die reiche Bourgeoisie, durch das Kapital nachgewiesen haben. So hat Pfau in seiner Schrift über die sociale Frage im Jahr 1866 von dem fabrikreichen Mühlhausen im Elsaß berichtet, daß die Sterblichkeit in der arbeitenden Classe die der Fabrikherrn um mehr als das Doppelte übertreffe. Von hundert Fabrikherrn wurden zweiunddreißig über fünfzig Jahre alt, von hundert Webern aber nur acht, von hundert Spinnern gar nur drei. Andere haben mit derselben statistischen Genauigkeit dargelegt, daß die Kapitalisten, während ihnen unter dem Schutz der Gesetze das Maximum vom Nationalver-

mögen zufließt an Steuern verhältnißmäßig nur das Minimum leisten.

Diese Wahrheiten aber will man nicht hören. Die Bureaukratie, obgleich selbst oft ein wenig hungerleidend, ist doch stolz auf die Industrie, die unter ihrem Schutze gedeiht. Die liberalen Kammern schwärmen für die Industrie. Der Wohlstand eines Landes wird nur noch nach der Zahl seiner Dampfkessel und Kamine berechnet. Aber daran denkt man nicht, daß die Race verdirbt. Man macht die Menschen zu Sclaven der Industrie und diese Sclaverei ist die härteste, die es jemals gegeben hat. Dabei rühmt man sich, die letzte Spur ländlicher Hörigkeit vertilgt und alle Menschen frei und gleich gemacht zu haben. Wenn man dem Fabrikarbeiter, der mit Weib und Kindern hungert, den Wahlzettel in die Hand drückt, wird er davon satt? Die vielgerühmten Rechte und Freiheiten, welche der moderne Kammerliberalismus dem Volke in überschwänglicher Fülle zuerkennt, haben in Deutschland wie in Frankreich überall nur das Kapital privilegirt. Sie gingen von der reichen Bourgeoisie, den Kapitalisten aus und von den Advocaten, die im Solde derselben schwelgten. Das ganze Bürgerkönigthum in Frankreich, in welchem dieser Liberalismus culminirte, war eine Lüge, mit der man das arme Volk betrog. Jedem gewährte die völlig freie Concurrenz das gleiche Recht, aber nur der Reiche konnte davon Gebrauch machen, dem Armen half es nichts.

In neuerer Zeit hat das Kapital in Deutschland seinen unermüdlichsten Advocaten an Schulze-Delitzsch gefunden. Derselbe muthet den Kapitalisten nicht zu, den Arbeitern ein Opfer zu bringen. Sie sollen fort und fort ungeschmälert ihre Beutel füllen und die Arbeiter sich mit ihrem ge-

ringen Lohne begnügen. Die letzteren aber sollen sich selber helfen durch Sparen und durch Bildung. Die Ermahnung zum Sparen ist wohl angebracht gegenüber von solchen Arbeitern, welche bei größerer Geschicklichkeit in feinerer Fabrikation täglich mehr verdienen, aber den Verdienst auch wieder durch die Gurgel jagen; dieselbe Mahnung zu sparen ist aber ein Hohn gegenüber armen Spinnern, Webern, Bergleuten, welche nur wenig verdienen und mit ihren Familien täglich vor dem Hungertode stehen. Und die Bildung? Gott im Himmel! Die Leute hungern und ihr wollt sie mit Bildung füttern. Ihr schreibt Journale für sie, ihr haltet ihnen Vorlesungen über Shakespeare, über Schiller, über Uhland und seine Bedeutung als Dichter, über Lessing und seinen christusfeindlichen Nathan, sogar über Ben Johnson und Macaulay ꝛc. Ist das nicht Hohn? Gesetzt auch, es wäre möglich, den Arbeitern in Nebenstunden den ganzen süßen Brei moderner ästhetischer und literarischer Bildung einzulöffeln, er könnte sie ja nicht sättigen. Die armen Leute brauchen Brod.

Arbeiter schon reiferen Alters können nicht mehr lernen, wozu man allenfalls die Jugend abrichten könnte, und würden, wenn man ihnen etwas praktisch Brauchbares lehrte, sogleich die Fabrik verlassen und ihren Beruf mit einem besseren vertauschen.

Das Hauptübel ist, daß die s. g. Bildung, die man den Arbeitern unentgeltlich anbietet, in der Regel nur den Zweck hat, sie anzuwerben zu Werkzeugen der liberalen Partei bei Wahlen ꝛc. Hierin läuft ihnen aber die demokratische Partei den Rang ab, welche viel drastischere Mittel anwendet, um dem Arbeitervolk Hoffnungen zu erwecken, welche nach dem Rezept Lasalles weit über die armseligen Trö-

stungen der liberalen Bourgeoisie hinausgehen. Beide Parteien aber, die Demokraten wie die Liberalen, huldigen dem antichristlichen Zeitbewußtseyn. Die Demokraten kolportiren unter den Arbeitern Schriften und Uebersetzungen Renans und der Materialisten und rauben ihnen systematisch den Trost der Religion, um ihre Unzufriedenheit bis zur revolutionären Fieberhitze zu steigern.

Kolping hat sich das große Verdienst erworben, allen diesen bösartigen Agitationen durch Gründung religiös gesinnter katholischer Gesellenvereine entgegenzuwirken, und dieses Beispiel ist auch von frommen Protestanten mehrseitig nachgeahmt worden. Andrerseits hat auch der s. g. deutsche Handwerkertag, der das Interesse des kleinen Gewerbes der Tyrannei des Kapitals gegenüber vertritt, an den Segen erinnert, der auf den älteren gewerblichen Genossenschaften ruhte. Aber die große liberale und demokratische Strömung der Zeit und die Verführung der Arbeiter zur Genußsucht und revolutionären Hoffnungen hat jene edlen Bestrebungen noch nicht so weit aufkommen und gedeihen lassen, daß man erwarten könnte, sie würden in nächster Zeit den Sieg erringen.

20.

Von den liberalen Philistern.

Die Signatur des deutschen Philisters bleibt immer die classisch geschulte Spießbürgerlichkeit, welche übrig blieb, als nach Auflösung und Trennung der Kirche und des Reichs der deutsche Bürgerstand seine Selbständigkeit verlor, aber durch desto größern Stolz auf den Kleinstaat, dem er ange-

hörte, und durch die Aufklärung getröstet wurde. Der Name ist auf den Universitäten in Gebrauch gekommen, um den ängstlich berechnenden Spießbürger gegenüber der frischen, freien und muthwilligen Jugend zu kennzeichnen. Als zur Zeit der Fremdherrschaft unter Napoleon die romantische Schule in Deutschland eine neue religiöse und patriotische Begeisterung weckte, faßte sie den Philister als den bürgerlichen Repräsentanten des vorigen Jahrhunderts mit seinem classischen Schulzopfe, mit seiner kosmopolitischen Aufklärung, seiner particularistischen und rheinbündischen Vaterlandsvergessenheit auf. So namentlich die Romantiker in Heidelberg im Jahre 1807, Görres und Arnim gegen Voß. Die große Zeit von 1813 aber konnte dem Philisterthum kein Ende bereiten, denn die Metternich'sche Politik sorgte dafür, es dem erwachten Nationalgeist, dem christlich deutschen Programm der Burschenschaft mit neuen Stützen als unübersteiglichen Damm entgegenzustellen. Kleinstaaterei und Philisterei behielten die Oberhand und deckten sich gegen jeden Vorwurf mit der Aufklärung, an deren Faden sie fortspannen, und welche sie als die köstlichste Errungenschaft der Neuzeit mit erkünstelter Begeisterung trieben und mittelst der Schulmeisterei auch dem Landvolk mitzutheilen beflissen waren. Die Politik des Auslands, Oesterreichs und der Mittelstaaten, weder für das Christenthum, noch für die deutsche Nationaleinheit eine Begeisterung aufkommen zu lassen, eine Politik, bei der nach der Restauration leider auch Preußen sich betheiligte, fand ihre vollste Zustimmung und Unterstützung beim deutschen Philisterium, so daß die eifrigen Christen, die sich in das Nivellement der Aufklärung und des Cäsaropapismus nicht ergeben wollten, wie auf katholischer Seite der Kölner Erzbischof und seine Getreuen

und auf protestantischer die Lutheraner in Schlesien, als Staatsverbrecher behandelt werden konnten und nicht einmal auf Popularität rechnen durften.

Am Faden der Aufklärung weiter spinnend wurde aber der deutsche Philister allmälig liberal und zwar in dem Maaße, in welchem die alten Bourbons in Frankreich den verachteten Klerus wieder zu erheben suchten, England die Katholiken emancipirte, Oesterreich vom Josephinismus mehr zur Concordatspolitik überging und in Preußen seit 1840 die Verfolgung der Kirche aufhörte. Der deutsche Philister würde sich der Nachahmung des französischen Liberalismus nicht so besinnungslos hingegeben haben, wenn er nicht kopfscheu geworden wäre durch die mancherlei Symptome einer beginnenden christlichen Reaction gegen die bisherige seichte Aufklärerei. Wie feig der Philister nun auch immer den Regierungen gegenüber gewesen war, so tapfer bisher immer gegen die Kirche, und als nun unter Ludwig Philipp der Liberalismus in Frankreich zur Herrschaft gelangte, erhöhte das auch die Zuversicht des deutschen Philisters. Bald fing er an zu lärmen und zu renommiren, da er es ohne Gefahr thun zu dürfen glaubte. Machte doch das Verfassungswesen allmälig in Deutschland immer mehr Fortschritte und damit das Kammergeschwätz, ging ein großer Theil der Bureaukratie selber zum Liberalismus über und gaben diesem die Regierungen immer mehr nach.

Indem die sog. Fortschrittspartei in den Kammern und in der Presse immer mehr Boden und auch Zeit gewann, sich zu organisiren, bemeisterte sie sich des Philisteriums hauptsächlich mittelst der Vereine. Als Mitglied eines politischen oder auch nur halb politischen Vereins, wie die der Schützen, Turner, Sänger, fühlte der Philister sich

unendlich glücklich und stolz. Bogumil Golz sagt in seinen Feigenblättern von 1864 sehr wahr: „Vor Zeiten gab es nur für die Schaafheerden sogenannte Leithammel, und heute überlassen sich die gebildetsten Honoratioren den Leitartikelschreibern, den publizistischen Leithammeln, und fühlen sich in ihrer kastrirten Persönlichkeit (nämlich im unpersönlichen rein objectiven Geiste) so lustig und leicht, wie sich nie zuvor ein altmodischer Mensch mit dem Bewußtseyn seiner vollen, auf sich selbst gestellten Manneskraft gefühlt hat. Ach, es geht nichts über die Erleichterung, sein altmodisches Eingeweide mit allem, was drum und dran baumelt, z. B. mit Glaube, Liebe, Romantik, Idealismus und Humor losgeworden zu seyn! Was brauchte sonst ein Mann alles, um ein Mann und ein vollständiger Mensch, um eine Person, ein Charakter zu seyn; und wie wohlfeil hat er es heute, sobald sein Geist gehämmelt, d. h. schematisirt, uniformirt, zur Vereinsmünze ausgeprägt, mit einem Wort: zum socialen Dummkopf gemacht worden ist. Es geht nichts in der Weltgeschichte über diesen geistigen Communismus, über diese Erfindung, über diese russische Uniformität der Seelen, über dieses auf die Geister in Anwendung gebrachte Exercierreglement. — Verglichen mit ihm, ist die Soldatendisciplin, das Commisleben und die Commisbildung eine romantische freie Naturwucherung! Das Fühlen war schon lange abgeschafft; das eigne Denken besorgt der Verein. Der Vereinsgestempelte hat nichts weiter zu thun, als zuzuhören, zu unterzeichnen, zu zahlen, zu turnen, zu singen, in Massen zu fahren, zu essen, zu trinken, zu toasten, die Parolen zu lernen, die vorgeschriebenen Zeitungen zu lesen und alles in Gedanken anzuspeien, was nicht zu dem Verein gehört."

In der überschwänglichen Selbstüberschätzung des Philisters mischen sich verschiedene Gefühle. Bald reißt sie ihn fort, sich für einen Helden zu halten, wenn er die fortschrittlichen Phrasen alle anhört und bei Zweckessen selber in solchen Phrasen redet; bald wird er gerührt. Er glaubt nämlich, wenn er ein wenig angetrunken ist, er arbeite am großen Bau der Menschheit, an der wunderbaren Verwandlung der Menschheit in die Gottheit durch das aide toi. Durch das ganze Philisterium geht ein sentimentaler Zug, wie er seit Rousseau durch die Freimaurerei, durch die gesammte schöne Literatur, durch die Schwärmerei für die junge Republik in Amerika und für Freiheit und Gleichheit in Frankreich hindurchgegangen ist, und wie er sich noch in jüngster Zeit in den pädagogischen Schwärmereien Diesterwegs und der Fröbel'schen Kindergärten wiederholt hat. Der selbstgerechte Philister kann, wie prosaisch er auch sonst seyn mag, doch unendlich gerührt werden, wenn er in sich selbst die Gottheit spürt, an die zu glauben, wie man ihm einredet, die erste Menschenpflicht seyn soll. Das verleiht dann seiner Photographie jenes bürgermeisterliche Air unendlicher Selbstschätzung, wie es jetzt gäng und gäbe ist. Daneben aber macht sich die weniger hoffärtige und nur lebenslustige Gemeinheit der jüngeren Generation breit, die am liebsten an Gott gar nicht denkt, sich an Pflichten gar nicht erinnern lassen will, in den Tag hineinlebt und dabei schlechte Witze macht, in jedem frommen Christen einen Mucker oder Jesuiten sieht und dem kleinen Juden Heine die Affenmiene ablernt, mit der man die Kirche angrinsen soll. In unzähligen Gesellschaften, in die man auf deutschem Boden kommt, wird man solche alte Philister und junge Libertins zu Haufen beisammen sitzen sehen, und unter

ihnen ist es dann freilich leicht, Parteigenossen gegen alles Kirchliche zu finden.

Wo es aber hinführen wird, darum kümmert sich der Philister nicht. Welche Dämonen unter dem Felsengrund der Kirche gebändigt liegen und wie sie alle wieder erwachen und mächtig würden, wenn jener Felsen bräche, davon ahnen sie nichts.

Das politische Bramarbasiren der Philister hat keine Bedeutung, denn man weiß schon, wie sie sich verkriechen, wenn es zum Ernst kommt. Aber ihr Religionshaß ist nachhaltiger, weil eingewurzelt und aufrichtig. Im gebildeten deutschen Publikum und bei einem sehr großen Theil der Bureaukratie ist eine Abneigung gegen alles specifisch Christliche (in protestantischen wie katholischen Formen) fast allgemein, und das Vorurtheil, man könne auch ohne Kirche mit bloßer Humanität und Moral auskommen, herrscht durchgängig vor. Im Namen des Protestantismus eifert man sich in einen glühenden Haß gegen die katholische Kirche hinein. Im Namen der Bildung glaubt man ebenso das specifisch Christliche im Protestantismus selbst perhorresciren zu müssen. Es ist das nicht nur die üble Gewohnheit einer im Rationalismus aufgewachsenen Generation, die aus Bequemlichkeit nicht tiefer über die Sache nachdenken will. Viele sind so verständig, einzusehen, der gemeine Mann bedürfe noch der Kirche, wenn er nicht gänzlich verwildern solle, und nur die gebildeten Klassen seyen berechtigt, sich von allem Kirchlichen zu emancipiren. Andere aber wollen immer die Hoffnung noch nicht aufgeben, auch den gemeinen Mann durch Volksunterricht noch bis auf die Höhe des gebildeten Publikums schrauben zu können. Diese Stimmung kommt den destructiven Tendenzen ungemein zu statten und

ist der Revolution bisher noch in jeder Ruheperiode förderlicher als alles andere gewesen. Mit offener oder geheimer Zustimmung des gebildeten Publikums wird nämlich der Unglaube fort und fort in den tiefern Schichten der Gesellschaft verbreitet, theils durch den Volksunterricht (wurzelnd in den meist vom unchristlichen Geist durchdrungenen Schullehrerseminarien), theils durch die Presse, besonders durch die nichtswürdigsten Lokalblätter. Die Zahl derer, die nichts mehr glauben, wächst im Volk und namentlich in der Jugend immer ungeheuerlicher an, und ihr Unglaube äußert sich, wie es nicht anders möglich ist, in den rohesten und brutalsten Formen. Was katholische und protestantische Gläubige dagegen wirken, wird vom Philisterium nicht weniger als von der destructiven Partei verdächtigt. Wirkt die Kirche allein, ohne Zustimmung des Staats, so glaubt man die fürchterlichste Hierarchie im Anzug. Wird die Kirche vom Staate unterstützt, so schreit das ganze Philisterium unisono mit der Demokratie über Reaction und Gewissenszwang. Unter diesen Umständen erklärt sich, wie nicht nur in der vormärzlichen Zeit Dr. Strauß, Ruge, Bruno Bauer das Christenthum bereits in Abgang dekretiren, sondern auch noch in der nachmärzlichen Zeit Männer wie Diesterweg ꝛc. ihre Utopien nochmals zur Schau stellen konnten. Das Philisterium, welches solchen Richtungen fort und fort seinen Beifall schenkt, weiß selber nicht, was es thut, denn es will selber keine Revolution und arbeitet ihr doch in die Hände. Es gleicht der armseligen Grasmücke, die vor dem riesenhaften Kuckuckskind in ihrem Neste beständig zittert und es doch in dummer Liebe groß und immer größer füttert.

Von einem höheren Gesichtspunkt erscheint dieses Trei-

ben ganz troſtlos und wie ein Wahnſinn. Man wird dabei an die Schilderungen erinnert, welche uns die Propheten vom Volke Gottes hinterlaſſen haben. Dieſelbe Verſtocktheit und Blindheit, derſelbe Trotz, dieſelbe Bequemlichkeit, dieſelbe ſich klug dünkende Thorheit, derſelbe falſche Eifer kehrt in unſern Tagen wieder. Ueberall dient man fremden Götzen und hofirt falſchen Propheten. Daß eine große Zukunft bevorſtehe, glaubt Jeder, und man ſucht den Meſſias, nur nicht da, wo er iſt. Man rechnet ſich die Sünde als Tugend, die Gottloſigkeit als Religion an. Die Sünden gegen den heiligen Geiſt waren noch in keiner Zeit der Weltgeſchichte ſo frech, als in der heutigen. Noch aber hat jede Gottloſigkeit der Völker ihre furchtbare Strafe gefunden, und wird ſie wieder finden. Der Taumelkelch der Völker birgt in ſeiner Hefe den bittern Tod. Man wird ſehen, wie man ohne Gott und ohne Kirche auskommt, wenn die Revolution ihre letzten plutoniſchen Hebungen unter den Füßen der ſelbſtgerechten Philiſter beginnen wird.

21.

Von der beginnenden Auflöſung der Familie.

Der moderne Zeitgeiſt verlangt principiell die Emancipation des Individuums von jeglichem Bande, von jeglicher Schranke. Es ſoll nicht mehr gebunden ſeyn an Gott und ſeine Gebote; darum wird Gott ſelbſt und die Autorität der Bibel geleugnet, auch kein Kirchengebot mehr als verbindlich erachtet. Auch der Staat ſoll ſich mit einem Minimum von Pflichten, die er ihm auflegt, begnügen und jedenfalls nicht über dieſes verfügen dürfen, außer durch

Vermittlung der von allen Individuen gewählten Gesetzgebung. Ebensowenig soll die Gemeinde das Individuum einschränken dürfen, und die Corporationen, die Genossenschaften sind ohnehin verschwunden. Es bleibt nur noch übrig, das Individuum auch noch von den Familienbanden loszumachen.

Noch halten diese Bande als die letzten den größern Theil der Menschheit mit einer gewissen Gewohnheitszähigkeit fest, während eine Minderheit sich schon von ihnen losgerissen hat und die Veranlassungen zum Losreißen sich auf allen Seiten vermehren. Vor allem werden diese Bande nicht mehr im Ernst für heilig gehalten, wie man überhaupt nichts mehr für heilig hält, was den Menschen im gegebenen Falle genirt. Wer sich gewöhnt hat, unbedingte Freiheit im Staat und in der Gemeinde anzusprechen, läßt sich auch nicht mehr gern durch eine zarte Rücksicht auf Frau und Kinder binden, und wenn man ihm von Heiligkeit seiner Verpflichtung vorredet und moralischen Zwang anthun will, so wird er nur noch widerspenstiger. Luxus und Genußsucht, das schlechte Beispiel der Theater und Romane tragen zur Verführung bei. Ehebrüche, leichtsinniges Verlassen von Weib und Kind und heimliche Flucht nach Amerika sind etwas ganz Gewöhnliches unter den Männern; desgleichen Ehebrüche, Prostitution, sogar käufliche mit Wissen des Mannes, unter den Frauen. Deshalb hat die Gesetzgebung selbst und zwar ganz im Geist der Zeit es vorgezogen, anstatt dem Verbrechen zu steuern, es nicht mehr in einem so hohen Grade wie früher als Verbrechen anzusehen, um wenigstens den Schein zu retten und damit die Sache nicht mehr so viel Aufsehen mache. Durch die äußerste Erleichterung der Ehescheidung kommt man nun allerdings

in manchen Fällen dem Ehebruch zuvor, vergißt aber, daß man damit das ganze Institut der Ehe offiziell entheiligt und discreditirt. Das Gesetz erlaubt Dinge, die in christlichen Ländern bisher unerhört waren, wenn auch Aehnliches in den verworfensten Zeiten des altrömischen Kaiserthums vorgekommen ist. Man möge darüber das Werk von Parent-Duchatelet über die Prostitution in Paris nachlesen. Einen Beitrag dazu liefern auch die s. g. Louisheirathen in Berlin.

Doch wir wollen uns auf die Corruption in den großen Städten nicht einlassen, die von jeher ein schwarzer Fleck in der Weltgeschichte war und bleiben wird. Auch die Corruption der höheren Stände, die von jeher aus dem Uebermuth des Wohlseyns entsprang und die im höhern oder geringern Grade immer wiederkehrt, lassen wir als unvermeidliches Uebel bei Seite liegen und fassen nur die große Masse der mittlern Classen ins Auge, die der Corruption weniger zugänglich waren, ehe der moderne Zeitgeist der Verführung alle Thore öffnete. Das Schlimmste dabei ist, daß künstliche Nothstände herbeigeführt worden sind, welche die frühere Zufriedenheit der Mittelclassen grausam gestört haben. Wäre man aufrichtig, so würde man es eingestehen und würde darüber klagen. Aber man schämt sich aus Hochmuth und nimmt lieber den Schein der Befriedigung an. In wie vielen Wohnungen der Mittelclassen, der s. g. Honoratioren, ist ein Salon mit schönen Möbeln zu finden und sind die Damen des Hauses kostspielig nach der neuesten Mode gekleidet, wird mittelmäßig Musik getrieben, wird unnützer Tand gestickt und gehäkelt, während die Familie, um diesen Aufwand zu bestreiten, sich oft kaum satt zu essen wagt. Die Anstellungen im Staate gewähren nur eine

kleine Jahreseinnahme, während alle Lebensbedürfnisse theurer werden und der Anstand verlangt, daß man alle Moden mitmache. Das kleine Gewerbe, die kleine Kaufmannschaft können je länger je weniger die Concurrenz aushalten. Daher die massenhafte Auswanderung junger Männer aus den Mittelclassen in die großen Städte des Auslands oder nach Amerika, wo sie mit ihrem Fleiß mehr zu verdienen hoffen. Die im Vaterland zurückbleibenden jungen Männer müssen lange in einem Amte dienen, ehe sie eine Familie ernähren können. Ebenso können viele junge Geschäftsmänner nicht heirathen, wenn sie nicht eine reiche Frau finden. Diese werden aber immer seltener. Daher bleiben so erstaunlich viele Mädchen und vorzugsweise aus dem gebildeten Mittelstande sitzen und bekommen keinen Mann. Den Mädchen selbst geschieht dadurch ein Unrecht, denn sie verfehlen ihren natürlichen Beruf, während Umgang, Bildung, Lectüre und Kunst ihre Sinne reizen. Den jungen Männern geschieht ein Unrecht, die ihr Geschlecht nicht fortpflanzen oder zu spät heirathen, oder sich der Liederlichkeit ergeben, weil sie die Mittel nicht hatten, zur rechten Zeit zu heirathen. Der Nation selbst geschieht dadurch Unrecht, denn durch die Kinderlosigkeit starker und gesunder Männer, starker und gesunder Mädchen von schöner Race, von besserer Erziehung und Bildung geht der Nation ein höchst werthvoller Bestandtheil verloren, während ihr durch die zahlreichen Kinder des Proletariats, der entnervten Fabrikbevölkerung und der Juden ein ungleich minder werthvoller Bestandtheil zuwächst. Auch durch die Geldheirathen wird die Race selten verschönert, die Sitte veredelt. Nicht zu reden von der Ueberzahl unehelicher Kinder, die so häufig von Geburt an für die Corruption bestimmt scheinen, weil

derſelbe Nothſtand, oder dieſelbe Gewiſſenloſigkeit, welche ihre Eltern zur Eheloſigkeit verdammte, ſie auch hindert, für die Baſtarde zu ſorgen.

Würde man die Statiſtik der europäiſchen Länder in Bezug auf dieſe Fragen vergleichen, ſo würde man auf überraſchende Ergebniſſe ſtoßen. Eine Dame, die ſich für den Stammbaum ihrer Familie beſonders intereſſirt, wies mir vor ungefähr zehn Jahren einmal nach, daß in ihrer allerdings durch ganz Deutſchland in einer gräflichen und freiherrlichen Branche ausgebreiteten Familie, damals nicht weniger als 72 Comteſſen und Baroneſſen lebten, die aus Mangel an Vermögen keine Männer gefunden hätten. Staatsrath von Rümelin wies vor wenigen Jahren in den würtembergiſchen Jahrbüchern nach, daß in dem kleinen Königreich Würtemberg 90,000 heirathsfähige Mädchen mehr als heirathsfähige junge Männer exiſtirten. Das iſt unter den vielen Unnatürlichkeiten unſeres ſocialen Lebens eine der größten und doch fährt der raſſelnde Triumphwagen der Staatsweisheit des liberalen und des induſtriellen Fortſchritts achtlos und unbarmherzig über ſo viele gebrochene Herzen hin.

Die Verheiratheten mit ihren Familien bleiben von den Raubgriffen des Zeitgeiſts nicht verſchont, denn er will ihnen den eigenen Herd und die Heimat entreißen. Es liegt in der Zeit, die Bevölkerung nicht mehr in ihren feſten heimatlichen Erbſitzen zu leiden, ſondern fortzutreiben und in immer größern Dimenſionen zu einer Art von Nomadenleben zu verurtheilen. Dazu wird nicht etwa blos die Armuth gezwungen, die Unruhe hat ſich auch der Wohlhabenden bemächtigt. Vor fünfzig Jahren war das Umherziehen, der Wohnungswechſel, die Kaſernirung vieler Familien in einem großen, zu dieſem Zweck auf Speculation gebauten Hauſe,

noch bei weitem seltener als jetzt. Damals galt noch das Sprüchwort: eigner Herd ist goldeswerth. Der Mensch hatte noch eine Heimat, das Kind ein Vaterhaus. Jetzt wohnt fast alles zur Miethe, und Häuserbesitz ist nur noch eine Sache der Speculation, weil der unaufhörliche Zufluß der Bevölkerung vom Lande her in den Städten den Häuserwerth erhöht.

Das ganze Familienleben war vor fünfzig Jahren einfacher als heute, in Bezug auf die Kinderzucht noch etwas strenger, in Bezug auf unbefangenen gesellschaftlichen Verkehr aber bei weitem liberaler. Insbesondere war für die weiblichen Mitglieder der Familie ungleich besser gesorgt. Zwar hatte das leidige Clavierklimpern damals schon angefangen, war aber noch lange nicht so allgemein verbreitet wie jetzt und zog die Mädchen noch nicht von nützlicher Hausarbeit ab. Arme Kinder brauchten noch nicht in Kleinkinderschulen, wohlhabende in Pensionen untergebracht zu werden. Die Eltern hatten noch Zeit und Raum übrig, um ihre Kinder unter den Augen zu behalten. Es ist nicht Noth oder Geschäftsdrang allein, was die Eltern aus dem Hause treibt, es ist Vergnügungssucht. Man will sich zerstreuen, die Saison in Bädern zubringen. Sogar in den weniger bemittelten Classen sind die Hochzeitsreisen Mode geworden. Diese leidigen Hochzeitsreisen drücken am besten die Rücksichtslosigkeit aus, mit welcher der moderne Zeitgeist alles Gemüthliche der Heimat und des Familienfriedens flieht. Der Mensch sollte von den Zugvögeln lernen, wenn es Zeit ist zum Nestbauen und wenn es Zeit ist zum Reisen. Aber das Natürliche gilt nicht mehr.

Die Hauptsache ist, daß noch vor fünfzig Jahren jungen Leuten das Heirathen sehr erleichtert war. Man sah damals nur sehr selten alte Junggesellen und alte Jungfrauen. Jetzt

wimmelt es davon. Ein Freund von mir kannte in einer Stadt von 18,000 Einwohnern vor fünfzig Jahren nur zwei notable Junggesellen und im ganzen Kreise seiner Verwandten und Bekannten nur eine alte Jungfer. Man heirathete leichter, weil der Luxus noch nicht so hoch gesteigert war, weil das Einkommen noch für die Ausgaben reichte und weil die jungen Leute leichter Gelegenheit fanden, einander kennen zu lernen. Referent lebte damals vier Jahre lang in einer kleinen Stadt, wo folgende Sitte seit lange eingeführt war. Alle Jünglinge und Jungfrauen des Honoratiorenstandes vereinigten sich Sonntags zu kleinen Landpartien, zum Tanz auf einer Wiese, zum Spielen im Freien, im Winter zu geselliger Unterhaltung in einem Saal, zu einem Ball oder Concert. Davon waren alle Verheiratheten ausdrücklich ausgeschlossen. Man überließ die jungen Leute ganz sich selbst und traute ihrem Schicklichkeitsgefühl. Zugleich controlirten die Mitglieder sich gegenseitig und jeder hütete sich, die gemüthliche Harmonie zu stören. Da hatte jeder Jüngling Gelegenheit zu wählen und die Gewählte näher kennen zu lernen. Mit welcher peinlichen Aengstlichkeit werden dagegen jetzt die beiden Geschlechter von einander abgesperrt und erhebt sich Geklatsch, wo irgend ein freundlicher Blick fällt. Oder nehmen die Mädchen eigensinnige Manieren an, weil sie an vielseitigen Umgang nicht gewöhnt werden.

Der Besuch von öffentlichen Gärten in gewähltem Putz ersetzt heutzutage keineswegs, was Jugendgesellschaften, wie die oben erwähnte, und der freiere Zutritt zu den Familien leistete. Man nähert sich nicht mehr unbefangen und im Hauskleide, sondern man spielt eine Rolle, man will imponiren oder locken. Die armen Mädchen in ihren Luxuskleidern, die häufig nicht einmal zu ihrem geringen Vermö-

gen paſſen, gleichen, wenn ſie ſich auch zu lächeln befleißigen, doch mehr oder weniger jenen Unglücklichen, die der Sclavenhändler auf dem Bazar gern an den Mann bringen möchte.

In den Städten bildeten die haushäblichen Meiſter ſämmtlicher Handwerke den ſehr achtbaren Kern der Bürgerſchaft. Sie waren noch in Innungen vereinigt. Sie hielten noch auf Ehre des Handwerks, auf ſolide Arbeit, auf häusliche Zucht und Sitte. Die Geſellen ſaßen noch an des Meiſters Tiſche. Es waren noch patriarchaliſche gemüthliche Zuſtände. Ein mäßiger Wohlſtand war über die ganze Bürgerſchaft verbreitet. Es gab wenig Nahrungsloſe. Auch der ärmere Meiſter konnte ſich noch fortbringen. Damals durften noch keine fremden Juden mit Kleidermagazinen in die Städte einbrechen und durch Verſchleiß etwas wohlfeilerer, aber auch viel ſchlechterer Waare dem einheimiſchen Gewerbe die Kunden abführen.

Früher tendirte alles einer Heimat, einer bleibenden Stätte zu, jetzt tendirt alles hinaus. Die große Auswanderung nach Amerika übt gleichſam ihren Rückſchlag auf Deutſchland, daß auch bei uns im eigenen Lande immer gewandert, die Wohnung gewechſelt wird, auch die Stände und Berufsarten keine Heimat und keine beſtimmte Grenze mehr haben. Kurz wir nordamerikaniſiren immer mehr.

Am beklagenswertheſten und zugleich für die Zukunft der Völker am, verhängnißvollſten iſt der Verluſt der Heimat und die Auflöſung der Familien für die ärmere, insbeſondere für die in den Fabriken arbeitende Claſſe. Dieſe Armen ſind verurtheilt, entweder in Kellern und den engſten und unreinlichſten Winkeln alter Häuſer oder in Arbeiterkaſernen zu wohnen. In den erſtern gehen die Kinder mehr phyſiſch, in den andern mehr moraliſch zu Grunde. Das

extremſte Elend dieſer Art kommt bis jetzt nur in England vor; da jedoch das Fabrikweſen in fabelhafter Progreſſion im übrigen Europa um ſich greift, wird bald überall auch das Elend den Grad des engliſchen erreichen. Wo hat das kleine Handwerk, wo hat der Fabrikarbeiterſtand ſeine Heimat? Leon Faucher erzählt in ſeinem Werk über die ſocialen Zuſtände Englands von einer Wohnung in London, die in einem der ſchmutzigſten Winkel der Stadt (in White Chapel) gelegen aus einem engen Zimmer beſtand. Hier ſchliefen in einem Bett Vater und Mutter, ein ſchwindſüchtiger Sohn von zwanzig, ein ſcrophulöſes Mädchen von ſiebzehn Jahren und noch ein kleines Kind. In demſelben Zimmer arbeiteten den Tag über noch drei Schneidergeſellen. Ein anderes kleines Zimmer war von mehreren Familien zugleich bewohnt. Ganz Aehnliches kommt auch in Deutſchland vor. Ich ſelbſt beſuchte einmal einen armen jungen Mann, welcher krank geworden war. Ich fand ihn in einem alten baufälligen Hauſe in einer dunkeln und engen Gaſſe, in einem kleinen Zimmer, welches faſt ganz mit einem uralten, aber nichts weniger als glänzenden Himmelbett ausgefüllt war. Darin lag der arme todkranke Jüngling und jede Nacht legten ſich ſeine alte Mutter und ſein unfreundlicher Stiefvater zu ihm in dasſelbe Bett, denn die Familie hatte keinen weitern Raum. In wenigen Tagen wurde der Stiefvater von dem läſtigen Sohn befreit, deſſen dankbaren Blick, als ich ihn unmittelbar vor dem Tode noch einmal beſuchte, ich niemals vergeſſen werde..

Nun denke man ſich die große Zahl der kleinen unmündigen Kinder, die in der ungeſunden Luft ſolcher engen Wohnungen aufwachſen, häufig unter Eltern, die das Elend gottlos gemacht hat. Faucher berichtet aus der Statiſtik

Londons, daß daselbst binnen acht Jahren 2700 syphilitische Kinder in drei der größten Krankenhäuser aufgenommen worden seyen. Die Sterblichkeit der Kinder in den Fabrikstädten hat von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zugenommen, wie wenigstens in England statistisch beurkundet ist, und man darf sagen zum Glück, denn in diesen Kreisen ist Sterben besser als Leben. Venedey berichtet uns im dritten Band seines Werks über England, in der großen Fabrikstadt Manchester seyen binnen neun Tagen elf Kinder durch Vernachlässigung theils verbrannt, theils ertrunken. Der schon genannte Faucher berichtet von Wolverhampton: „In den Steinkohlengruben fangen die Kinder oft mit dem vierten oder fünften Jahre an zu arbeiten. Man stellt sie als Trapper an. Hinter einem Pförtchen oder hinter einer Fallthür kauernd ist ihr Amt sie zu öffnen, um die Steinkohlenwagen hindurch zu lassen und die Thür sogleich wieder zu schließen. Wenn das Kind das Schließen vergißt, so erhitzt sich das Gas, welches der Steinkohle entströmt und kann eine Explosion verursachen. Das Kind steigt um 3 oder 4 Uhr Morgens in den Schacht, um ihn erst um 5 oder 6 Uhr Abends wieder zu verlassen. Die ganze Woche bleibt es in Dunkelheit und Feuchtigkeit allein." Noch weit mehr andere Kinder, die in den Fabriken oder Bergwerken nicht verwendet werden können, müssen zu Hause bleiben, während Vater, Mutter und ältere Geschwister den ganzen Tag über in der Fabrik zubringen. Man schläfert sie ein; früher that man das mit Branntwein, jetzt mit Opium. Venedey sagt: „Uebermaaß der Arbeit, schlechte Kost und Hunger, schlechte Kleidung und Wohnung, besonders die schlechte Luft in den Werkstätten, der Dunst der Maschinen, dann der Branntwein, womit die Eltern, wenn

ſie zur Arbeit gehen, unterdeß ihre Kinder daheim — einſchläfern, haben in einer ungeheuern Ausdehnung die engliſche Bevölkerung degenerirt und entnervt, die Geſtalt verkleinert und mit ſcrophulöſen Uebeln und Schwindſucht heimgeſucht, die Entſittlichung hat dabei den furchtbarſten Grad erreicht."

Der Vater arbeitet in dieſer, die Mutter in einer andern Fabrik, ſehen ſich den ganzen Tag nicht und kommen des Nachts zuſammen, häufig trunken, zanken ſich und trennen ſich, was man ſprichwortlich neglect of family nennt. Immer noch beſſer als Mißhandlung und Mord vor den Augen der Kinder, was auch vorkommt. In vielen Fabriken werden blos Weiber gebraucht, je fünfzig unter einem männlichen Aufſeher. Dieſe bilden ihm eine Art Serail, da Erhöhung des Lohns und Beförderung von ſeiner Gunſt abhängt. Während Frau, Schwägerin, erwachſene Töchter in der Fabrik arbeiten, muß nicht ſelten der Mann, wenn er ſchwächlich iſt und weniger verdienen kann, daheim die kleinen Kinder warten, kochen, waſchen ꝛc., bis Abends die Amazonen ins Haus zurückkehren.

In den Fabriken ſelbſt werden auch urſprünglich Geſunde allmälig ſiech und noch viel mehr moraliſch verdorben. Faucher ſagt von Mancheſter, die Arbeitshitze in den Werkſtätten wirke wie die Sonne unter den Tropen. „Das Zuſammenhäufen ſo vieler Männer, Frauen und Kinder ohne ein anderes Band als die Arbeit läßt Leidenſchaften aufkeimen und gedeihen, die man nicht verſucht zu bändigen und die zuletzt ungehemmten Lauf finden. Die Vermiſchung der Geſchlechter und die heiße Atmoſphäre der Fabriken wirken auf den menſchlichen Organismus wie die Gluth der Sonne in den ſüdlichen Ländern; die geſchlechtliche Reife

tritt ein, ehe Alter und Erziehung das moralische Gefühl zur Entwicklung bringen können." Aber die Ofenhitze modificirt den Organismus noch anders als die Sonnenhitze. Sie bringt etwas Dämonisches in den Menschen hinein, während die Sonnenhitze ihn nur einfach verthiert. Die Verwilderung der Fabrikarbeiter ist eine andere und schlimmere, als die ursprüngliche Wildheit roher Naturvölker.

Man hat das Industriesystem nicht nur überhaupt übertrieben, sondern auch mit Mitteln durchgesetzt, welche schlechthin gottlos und unmoralisch und selbst nationalökonomisch nicht zu rechtfertigen sind. Denn während man die Nation durch Production von Werthen zu bereichern vermeint, bereichert man nur eine Classe von Glückspilzen und ruinirt die Masse der Nation an Leib und Seele. Was man auch dem alten Ackerbausystem mit seinem patriarchalischen Landadel vorwerfen mag, das Volk blieb doch bei diesem System gesund und kräftig. Derselbe Baum, von dem zuweilen ein Zweig abgeschnitten wurde, um einen unbotmäßigen oder lüderlichen Knecht zu prügeln, bot doch ringsum Schatten und Schutz und hinreichende Früchte, wobei das Landvolk durch viele Jahrhunderte an Leib und Seele gedieh. Die moderne Fabrik dagegen gleicht dem fabelhaften Upasbaume, in dessen giftiger Nähe alles hinwelkt, siecht und stirbt.

Man begreift, daß in den Fabriken natürlich werden kann, was in der ganzen übrigen Welt unnatürlich wäre. Das communistische Ideal Fouriers, so unsinnig es denen erscheint, die etwas besitzen und in einer wohlgeordneten Familie leben, muß doch den unglücklichen Fabrikarbeitern als etwas Natürliches und Erwünschtes erscheinen. Sogar bis auf die Weibergemeinschaft und die Ueberlassung aller

Kinder an den Staat. Denn der arme Vater, der selber für sein Kind nicht mehr sorgen kann, muß vorziehen, es dem Staate anzuvertrauen, anstatt es ganz zu Grunde gehen zu lassen. Der Gatte, der mit dem ihm angetrauten Weibe doch nicht mehr zusammen leben kann, dem sie untreu wird, der er untreu wird, kann das Band der Ehe nur noch als eine lästige Fessel ansehen. Unter solchen Umständen wird das Natürliche in der That zum Unnatürlichen und das Unnatürliche zum Natürlichen.

22.

Von der Volkswirthschaft.

Niemals ist über Nationalvermögen, Nationalökonomie, Volkswirthschaft mehr geredet und geschrieben worden als jetzt, und doch hat man niemals schlechter gewirthschaftet als gerade jetzt.

Seit der Renaissance kamen alle Uebel des alten Heidenthums, von denen die Menschheit durch das Christenthum geheilt worden war, von neuem über die sündige Welt und auch eins der allerschlimmsten Uebel, die Geldwirthschaft. An dieser Geldwirthschaft hauptsächlich ist das altrömische Kaiserthum im Stadium seiner tiefsten Corruption zu Grunde gegangen. Die Habgier der Großen, der Günstlinge, der Reichen hatte die ganze Gesellschaft desorganisirt und in Jauche aufgelöst. Es gab keinen Bürgerstand und keinen Bauernstand mehr. Es gab nur noch eine Minderzahl von unermeßlich reichen Glückspilzen mitten unter den Sclaven. Die Reichen wohnten gewöhnlich in den großen Städten, deren Bevölkerung entweder ihre Sclaven oder ein von ihnen gefütterter und mit Circusspielen unterhaltener Pöbel

war, Banditenhaufen, die ihnen zu jeder Gewaltthat dienstfertig waren. Ihren ungeheuern Landbesitz in den Provinzen ließen die Reichen ausschließlich von Sclaven unter der Aufsicht von Freigelassenen bebauen, und diese Sclavenbevölkerung war wegen harter Behandlung stets zu Empörungen geneigt, wenn sie nicht in den Stumpfsinn fiel, den die unter ihnen absichtlich geduldete Sittenverderbniß zu erzeugen pflegt. Alle Geschichtschreiber der späteren römischen Kaiserzeit und der Völkerwanderung, heidnische und christliche, stimmen in der grauenhaften Schilderung der sittlichen Fäulniß und Verkommenheit im ganzen damaligen römischen Reiche überein.

Es war daher sehr natürlich, daß die Christen grade im Gegensatz gegen die bisher herrschende heiße Gier nach Reichthum und Sinnengenuß vorzugsweise die Armuth und die Keuschheit priesen und heiligten. Man darf annehmen, daß das Entsetzen vor den Sünden der Reichen und der Ekel der Uebersättigung selbst dazu beitrugen, viele Heiden der christlichen Kirche zuzuführen. Vor allem mußte das Christenthum den unglücklichen, noch nicht ganz verthierten Sclaven ein Trost seyn. Die Verachtung des Geldes war ein charakteristischer Zug bei den ersten Christen und blieb es bei der Klostergeistlichkeit, die einerseits das Gelübde ewiger Armuth ablegte, andererseits, was ihr geschenkt wurde, nur zu Werken der Barmherzigkeit an Armen und Kranken anwandte. Zugleich heiligte das Christenthum auch die Arbeit, die zur heidnischen Zeit nur als erzwungene Pflicht der Sclaven in Verachtung gefallen war. Die Mönche arbeiteten.

Dieser christlichen Tendenz kam der Germanismus zu Hülfe. Sobald die Deutschen das römische Reich eroberten,

machten sie den Latifundien der reichen Römer ein Ende, theilten den Boden unter sich in Allode nach uralt deutscher Sitte, d. h. in Güter, die der Familie des ersten Besitzers Erb und Eigen blieben und groß genug waren, um Haus und Hof, Garten, Acker und Waide darauf zu haben und von deren Ertrag mit der Familie anständig leben zu können. Somit wurden die weiten Länder übersäet mit den Höfen freier, gesunder, sittenreiner deutscher Familien. Die römische Bevölkerung verschwand größtentheils in den verheerenden Kriegen durch Hunger und Seuche, der Rest kam in die Knechtschaft der Deutschen. Da nun aber diese Deutschen alle Christen wurden, so befestigten Christenthum und Germanismus gemeinschaftlich ein den Umständen angemessenes, natürliches, praktisches und dauerhaftes System der Volkswirthschaft, gegründet auf den Ackerbau und kleinen Güterbesitz. Das Handwerk war durch Weiber und Knechte, die Kunst durch Mönche vertreten; der Handel war noch wenig ausgedehnt und befaßten sich damit damals schon, wie auch mit dem Geldwechsel, Geldleihen und Wucher, vorzugsweise die Juden. Inzwischen waren die Juden tief verachtet, wurden, wenn sie es mit dem Wucher zu arg trieben, tüchtig gemaßregelt und blieben auf eine Thätigkeit im finstern Winkel angewiesen. Die altrömische Geldwirthschaft konnte nicht wieder aufkommen. Weder die Kirche, noch die germanische Gewohnheit duldeten es. Als die Industrie, namentlich nach dem Beispiel der fleißigen und kunstreichen Muhamedaner in Spanien und im heil. Lande, zur Zeit der Kreuzzüge auch in Deutschland mehr in Aufnahme kam, wurde sie noch nicht Beute der Speculation und Geldwirthschaft, sondern in echt germanischer Weise das Monopol freier bürgerlicher Genossenschaften in der Art

daß das Meisterrecht in der Stadt so viel werth war, als das Allod auf dem Lande, weil es der freien und ehrbaren Familie eine sichere ökonomische Existenz, Waffenehre und politisches Ansehen gewährte. Ein Proletariat gab es damals nicht. Wer arbeiten konnte, kam als Knecht auf dem Lande oder Gesell in der Stadt wohl an. Für die Armen auf dem Lande sorgte der Gutsherr, in der Stadt die Innung, zu der sie gehörten, oder die Kirche.

Das alles hat aufgehört, die Kirche ist ihrer Macht und ihres Besitzthums beraubt, die Genossenschaften sind aufgelöst, die bäuerlichen Erb und Eigen werden immer mehr durch Güterschacher zertrümmert. Die Geldwirthschaft florirt wieder.

Diese schlimme Wendung der Dinge trat gleich unzähligen andern Uebeln am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts mit der Renaissance ein. Dieselben Mediceer in Florenz, welche die klassischen Studien und den heidnischen Geschmack einführten, brachten auch die altrömische Geldwirthschaft zuerst wieder auf. Ein Mediceer war der erste Heide und zugleich der erste Mann der Börse. Kaum hatte der Zeitgeist wieder am Golde geleckt, so griff die Ansteckung um sich. Die Geldwirthschaft wanderte von Florenz nach Augsburg und hat seitdem Deutschland nie wieder verlassen.

War im christlichen Mittelalter die Landwirthschaft vielleicht zu einseitig begünstigt und der Mensch zu sehr an die Scholle gefesselt, so waren doch die ökonomischen Existenzen besser gesichert. In unserer Zeit ist auch der Landbesitz nicht mehr gesichert, er wird dem Besitzer mit Leichtigkeit unter den Füßen weggezogen. Alles und jedes Eigenthum ist jetzt beweglich, flüssig geworden, kann in Geld verwandelt werden. Alles ist käuflich, und eben deshalb kann

man durch Kauf und Verkauf, wenn man die Umstände und die Einfalt der Menschen benutzt, in kurzer Zeit viel mehr gewinnen, als ehedem sein Lebenlang mit Arbeit. Daher kann sich der Reichthum auf einem Punkt in einer ungeheuren Masse häufen, während er ringsumher gänzlich fehlt. Seitdem alles Vermögen beweglich geworden ist, gleicht es dem Sand in der Wüste, den schon ein schwacher Wind hier wegweht und dort zu Haufen wirft. In London sterben jährlich 300 Menschen aus Armuth den Hungertod, in den Fabrik- und Bergwerksbezirken ist die Sterblichkeit in Folge des Elends in einer früher unbekannten Weise ausgedehnt und ein Trost, weil der Tod die Armen doch vom äußersten Elend erlöst. Auf dem Lande wie in den Städten wächst die Armuth und das Proletariat, und Hunderttausende, die früher eine bescheidene, doch gesicherte Existenz hatten, haben jetzt keine mehr und wissen nicht, wie sie denn das nächste Jahr durchbringen, ja oft nicht einmal, wo sie am nächsten Tage Brod hernehmen sollen. Mitten in diesem Meer von Nahrungssorgen sitzen Rothschilde mit Milliarden im Vermögen und können fragen, ob nicht Königreiche feil sind? Sie haben Geld genug, um ein solches, wie ein Landgut, zu kaufen. Ein Jude, mit dem ich einmal reiste, versuchte mit sichtlichem Behagen den Geldwerth der ganzen Erde zu taxiren.

Die moderne Geldwirthschaft ist zuerst durch leichtsinnige und verschwenderische Monarchen und Minister, nachher auch durch die falsche Doctrin des Liberalismus gefördert und gesetzlich sanktionirt worden. Die Gesetze gewähren denen, welche sich rasch bereichern wollen, alle Mittel dazu, während sie nicht zugleich die Unerfahrenheit und Einfalt und die schüchtern concurrirende Armuth in den Stand setzen oder

auch nur belehren, wie sie sich vor Ueberlistung und Uebervortheilung zu schützen habe.

Die Gesetze erlaubten Lotterien und Spielhöllen. Die letztern waren nur selten der Armuth zugänglich und ruinirten in der Regel nur Reiche, die ihr Glück nicht zu schätzen wußten, oder Müßiggänger, die ohne Arbeit schnell reich werden wollten. Die Lotterien wirkten schon verderblicher, weil sie unzählige Arme verlockten, ihren schmalen Verdienst hinzuopfern für die Wenigen, die wirklich etwas gewinnen konnten. Am allerverderblichsten aber haben in neuerer Zeit die gesetzlich geduldeten Actienzeichnungen gewirkt, welche großen Gewinn versprachen, aber nur Verluste brachten und nur die Unternehmer bereicherten, die sich häufig mit ihrem Gewinn aus dem Staube machten. Auch viele Staatsanleihen haben den Charakter dieses Schwindels und öffentlichen Betrugs an sich getragen, indem die Menschen verlockt wurden, die Ersparnisse ihres Fleißes für Staatspapiere dahinzugeben, die doch werthlos werden mußten.

Also hat es die vermeintliche Weisheit der neueren Zeit dahin gebracht, daß die Menschen anstatt ehrlicher Arbeit in einer gesetzlich gesicherten, wenn auch bescheidenen Existenz und Vertrauen zu Gott, das Rennen und Jagen nach einem unverdienten Glück vorziehen, alles stehen und liegen lassen und den natürlichsten Pflichten gegen die Familie entsagen, um jener heidnischen Göttin Fortuna nachzulaufen, von der schon die Heiden selber wußten, daß sie nur täusche und betrüge, denn von Tausenden wird kaum Einer wirklich vom Glück beschenkt. Diese Gier nach raschem Gewinn ohne Arbeit demoralisirt die Gesellschaft mehr als alles andere. Der Cultus des goldnen Kalbes unterdrückt den Fleiß, die Genügsamkeit, das Wohlwollen gegen Andere,

das Pflichtgefühl. Die vom Christenthum gebotene Liebe des Nächsten wird in ihr Gegentheil verkehrt.

Gewissenlos vor allem ist die Concurrenz derer, welche Lebensmittel bereiten und verkaufen, dieselben aber aus Gewinnsucht verfälschen und sehr häufig Stoffe hinzuthun, welche der Gesundheit schädlich sind. Das kommt jetzt alltäglich vor. So wird Butter mit Kreide oder Gyps, mit Kartoffeln oder Mehl, auch mit allerlei gelben Farbstoffen und mit Salzen vermengt. Der Essig ist häufig durch Schwefelsäure, Salzsäure, scharfe Pflanzenstoffe, selbst mit Metallen angesetzt. Den Honig vermischen viele Händler mit Mehl, Wasser, Leim, Stärkesyrup. Käseverfälschungen bestehen in Zusätzen von Kartoffeln oder von erdigen Bestandtheilen; junger Käse wird, um ihm das Ansehen von altem zu verschaffen, öfter mit Grünspan bedeckt. Selbst das Mehl entgeht nicht der betrüglichen Vermischung mit Kleie, gemahlenen Kartoffeln, Kartoffelstärke, Gersten-, Erbsen- und Bohnenmehl, Stärkemehl, Leinsamen, Welschkorn, schlechtem Reis, ja sogar mit Gyps, Sand, Kreide, Bittererde, Knochenmehl. Ebenso das Brod, in welchem sich auch manchmal Mutterkorn (erkennbar an der violett-fleckigen Beschaffenheit des Brodes) und Sommerlolchsamen (welcher sich durch schwarz-blaue Färbung anzeigt) mit vergiftender Wirkung findet. — Dem Kochsalz werden zu betrügerischer Gewichtsvermehrung erdige Bestandtheile, auch Kupfer- und Bleitheile beigegeben. Die Milch wird, außer der üblichen Verdünnung mit Wasser, vermischt mit Mehl, Stärke, Reis, Kleie und Gummiwasser. — Der Thee findet sich gefärbt durch Indigo oder Kupfer, auch vermischt mit Weißdorn- und Schlehenblättern. — Unter den zahlreichen Verfälschungen des Weines sind hervorzuheben die Vermischungen

mit Alaun, Blei, Arsenik, Schwefel und verschiedenen Farbstoffen. Ebenso wird bekanntlich der Kaffee verfälscht. Das Register ließe sich noch lang fortsetzen. Die Fortschritte der Chemie haben nicht wenig dazu beigetragen, die Betrügereien dieser Art zu vermehren und die Giftstoffe, welche Speisen und Getränken beigemischt werden, zu verschärfen.

Unbarmherzig stößt einer den Andern weg, um sich selbst vorzudrängen. Gleichgültig, wo nicht schadenfroh, sieht er seine Mitbürger verarmen, wenn er nur selber sich bereichern kann. Heimtückisch stellt er Fallen, worin sich Unschuld und Einfalt fangen, die er dann beraubt. Mancher wäre nie ein Schurke geworden, wenn ihm die Jagd nach dem Glück, die allgemein Mode geworden ist, wenn ihn das böse Beispiel nicht verlockt hätte.

Die legislatorische Weisheit des liberalen Despotismus und despotischen Liberalismus kümmert sich im geringsten nicht um diese Demoralisirung der Gesellschaft. Sie hält sich für berechtigt und spricht Ruhm und Dank an, obgleich die Thatsachen sie ins Gesicht schlagen. Ein wenig Vernunft und Erfahrung müßte diesen Gesetzgebern sagen, zum Wohl der Nation komme es nicht sowohl auf die Größe des Nationalvermögens, als auf eine möglichst gleichmäßige Vertheilung desselben an, wie bei jeder Aussaat und bei jeder Wiesenbewässerung. Aber es scheint sie gar nicht anzufechten, wenn sie auch sehen, daß auf dieser Seite viel zu viel Reichthum eigentlich unnütz zusammengehäuft ist, während dort im weiten Umkreis bittre Noth herrscht und es am Unentbehrlichsten fehlt.

Wiederum stoßen wir hier auf den durch das ganze Zeitbewußtseyn hindurchgehenden Widerspruch. Gleichheit aller und Freiheit aller, lautet das Programm, und doch war

die Ungleichheit des Besitzes außer in den letzten Zeiten des altrömischen Kaiserthums niemals größer als jetzt. Und wie sollen sich die armen Fabrikarbeiter der Freiheit rühmen können, sie, die als Sclaven des Capitals übler daran sind, als es jemals Sclaven waren; denn ehemals übten die Herrn gegenüber ihren Sclaven nicht blos ein Recht, sondern auch eine Pflicht aus, während jetzt die Capitalisten nur ihr gesetzliches Recht festhalten und keinerlei Pflicht anerkennen.

Die Gesellschaft war niemals ganz frei von Uebel, aber weder Priesterstaaten, Theokratien, noch Monarchien und Aristokratien waren so durchaus schlecht und unwürdig, für die menschliche Gesellschaft zugleich so verderblich und infamirend, als die Plutokratie der neueren Zeit. Sie ist die Regierung nicht der Besten, sondern der Schlechtesten im Volk, die eigentliche Kakokratie.

23.

Vom Staatsschuldenwesen.

Alles in der neueren Zeit des Abfalls von der christlichen Wahrheit steht in einem inneren Zusammenhange, den die Menschen nur in ihrer Verblendung nicht begreifen. Auch das moderne Staatsschuldenwesen, eine durchaus neue Erscheinung, wurzelt lediglich in dem System, welches sich von Pflichten losgesagt hat und nur noch Rechte in Anspruch nimmt. Als der Staat christianisirt wurde und in inniger Gemeinschaft mit der Kirche im Namen Gottes und nach Gottes Geboten die Völker regieren und behüten wollte, stand ihm die Pflicht oben an. Seine vollkommenste Ausbildung erhielt der christliche Staat in der Theokratie des

Mittelalters, im harmonischen Dualismus von Christenthum und Germanismus, Kirche und Reich in deren organischer Gliederung, worin alles auf Erhaltung, Forterben des sicheren Besitzes und harmonisches Zusammenwirken der willigen Organe berechnet war, in welcher freiwilligen Neben- und Unterordnung jedem Gliede des Ganzen wieder Freiheit und Recht, Wohlstand und Ehre in reichem Maaße gesichert waren.

Seitdem diese organische Gliederung der Kirche und des Reichs aufgelöst ist, haben sich weltliche Staaten mit absoluter Souveränetät ausgebildet und diese Souveränetät ist für sie die einzige Rechtsquelle. Pflichten existiren für sie nur, soweit sie ihnen die eigene Klugheit auflegt, oder ihnen eine Verfassung und die Controle durch ein Parlament aufgedrungen ist. Eine Pflicht des Conservatismus ist dem jeweiligen Inhaber der Souveränetät nicht vorgeschrieben. Wenn es ihm also Nutzen bringt und er nur sicher ist, daß ihn die Strafe nicht noch bei Lebzeiten ereilt, so kann er die Zukunft des Staats unbedenklich auf das Spiel setzen. Ja die lebende Generation der Staatsbürger oder Unterthanen wird in den meisten Fällen diesen Leichtsinn mit ihm theilen, ihm sogar danken, daß er mit einer Last, die er der Zukunft auflabet, sie selbst verschont.

So ist das Schuldenmachen der Staaten entstanden. Man befriedigt ein Bedürfniß, oder auch nur ein Gelüsten der Gegenwart, indem man Geld aufnimmt, das erst die Nachkommen wiederzubezahlen haben, und man verlangt von der lebenden Generation nur, daß sie die Zinsen bezahle. Die lebende Generation ist damit zufrieden, weil sie sonst am Ende das ganze Capital, das der Staat brauchte, ihm hätte steuern müssen. Man befriedigt ein Interesse der

Gegenwart, ohne alle Rückſicht auf die Zukunft. Man ſündigt gegen dieſe Zukunft, gegen die nachkommenden Generationen. Man gleicht lüderlichen Eltern, die ihre Pflicht gegen die Kinder verſäumen und den noch Ungeborenen die Erfüllung von Pflichten zuwälzen, welche ſie ſich ſelbſt vom Halſe ſchütteln.

Das alles liegt im modernen Zeitgeiſt und iſt nur eine von den vielen Conſequenzen, die ihm die Weltgeſchichte zieht, einer von den vielen Irrwegen, auf die er nothwendig gerathen muß, nachdem er den rechten Weg verlaſſen hat.

Wie die Renaiſſance ihre Schule trotzig neben die Kirche gebaut hat, ſo entſtand auch die Börſe neben dem Palaſt der regierenden Häupter. Als man vom Chriſtenthum abfiel oder es nur noch zum Schein beibehielt, mußten folgerecht Heidenthum und Judenthum wieder zur Herrſchaft gelangen; jenes geſchah in der Schule, dieſes in der Börſe. Es iſt nicht zufällig, daß die Börſe in den Händen der Juden iſt.

Im Orient nahm zuweilen ein Sultan oder Schah den Juden, wenn ſie ſich durch Betrügerei, Wucher und ſchlaue Ueberliſtung der Gläubigen bereichert hatten, den Raub wieder ab und ließ ſie ſtranguliren. Die armen Unterthanen bekamen zwar nichts zurück, denn er allein behielt den Raub; aber es war doch natürlicher und begreiflicher, daß der Sultan ſich den Beutel voll pumpte, den des Juden leer ließ und ihm auch nichts ſchuldig blieb, als wenn nur der Judenbeutel voll, der des Sultan leer und der Sultan noch dazu den ganzen Werth dem Juden ſchuldig geblieben wäre.

Das Phänomen der ungeheuern und immer noch ſich mehrenden Staatsſchulden, wie es vor unſern Augen vor-

geht, ist unerhört in der Weltgeschichte und ein Zeugniß der verkehrten Denk- und Handlungsweise der heutigen gottentfremdeten Menschheit.

Der Staat borgt das Geld, erhält aber weniger als die Summe, für die er sich verschreibt. Er läßt sich eine hohe Provision abziehen und bewilligt hohe Zinsen. Er gibt dem Gläubiger sichere Mittel, das geliehene Geld aus den Taschen der Unterthanen durch wechselnde Hausse und Baisse wieder an sich zu ziehen, und verpfändet ihm Regalien, Domänen und geraubtes Kirchengut. Das alles sind Vortheile, die es erklären, daß sich ein ganzer Stand von Staatsgläubigern gebildet hat, welche die Staatsanleihen gewerbsmäßig treiben und auf nichts anderes sinnen, als die Staatsverwaltung immer mehr in Unordnung, Leichtsinn und Lüderlichkeit zu stürzen, damit sie sich ihnen immer mehr verschreibe. Der Staat kommt dadurch in die nämliche Lage, wie ein lüderlicher Student oder Lieutenant, der sich dem Juden nach und nach um eine zehnmal so hohe Summe verschreibt als er von ihm bekommt, die dann der Papa zahlt, wenn er die Ehre des Sohnes retten will. Wenn auch der Staat zuletzt Bankerott macht, so thut das dem Gläubiger nicht mehr weh, denn er hat, was er dem Staat gegeben, im Handel von Staatspapieren an der Börse längst wieder erhalten, oder besitzt noch die Pfänder, Eisenbahnen, Bergwerke ꝛc. Auch der Staat kann ohne große Beschwerde Bankerott machen, denn er wälzt ja nur eine Last ab, an welcher der gegenwärtige Regent keine Schuld trägt, weil schon die frühern Regierungen den Staat damit beladen haben, und er hat am Ende ein Recht, eine solche Ueberbürdung von Pflichten von sich zu werfen. Wenn der Großvater den unschuldigen Enkel damit belud, ohne ihn zu

fragen, weil er noch gar nicht geboren war, wie sollte der Enkel, wenn er endlich geboren ist und die Last ihn erdrücken will, aus Respect vor dem unnatürlichen Großvater sie noch forttragen wollen?

Wenn es noch natürlich in einem Staate zugeht, so kommt der Erwerb durch die unermeßliche Volksarbeit theils dem Staate, theils dem Volke selbst zu Gute, keinem Dritten. Dank der Unnatur der modernen Denkweise und der gänzlichen Pflichtvergessenheit gegen das Volk, welches allein alles zu leisten hat, durfte sich eine Menschenclasse zwischen Volk und Staatsregierung eindrängen, um mittelbar durch die Staatsregierung das Volk auszusaugen. Dem Volke wurde damit eine doppelte Leistung zugemuthet, ohne daß sie dem Staate irgend zu Gute käme. Die zwischen Staat und Volk eingeschobenen Börsenmänner oder Staatsgläubiger entziehen dem Staat und Volk zugleich die Lebenssäfte. Sie gleichen in jeder Beziehung einem Parasiten, einem Schwamm, der den saftvollen Baum aussaugt. Einen orientalischen Despoten trifft nicht soviel Vorwurf, wenn er auch sein Volk unvernünftig besteuert und beraubt; der Raub bleibt doch im Lande, der Nachfolger gibt ihn wieder aus. Viel unnatürlicher und verderblicher ist die systematische Ausplünderung des Volks durch Staatsgläubiger, die außerhalb des Landes wohnen oder, wenn sie irgend bedroht werden, mit ihrem Raube anderswohin gehen.

Es läßt sich kein unvernünftigeres und kolossaleres Exploitiren der Völker denken, als diese Judenwirthschaft in Europa, die sich allmälig fast durch alle Staatshaushaltungen verzweigt hat. Es ist nicht einmal ein unvermeidliches Uebel, sondern völlig unnöthig. Die Staatsschulden entstehen nur zum Theil aus Noth, aus wirklichem Bedürfniß

des Staates, und in einem geordneten und ehrlichen Staatshaushalt läßt sich die Mehrausgabe immer wieder ausgleichen. Das Schuldenmachen wurzelt in der Fahrlässigkeit, Pflichtvergessenheit oder wenigstens Unwissenheit des Staatsoberhaupts, welchem Räthe oder eine Camarilla zur Seite stehen, die sich auf Kosten des Staats bereichern wollen und denen sich auch in constitutionellen Staaten Parlamentsglieder als Mitschuldige beigesellen. So werden nun auch in Friedenszeiten leichtsinnig und ohne alle Noth Staatsanleihen gemacht, wobei Minister und Parlamente mit den Staatsgläubigern, von denen sie im Voraus bestochen sind, im Complott handeln und die Beute theilen. Früher thaten das schon einzelne allmächtige Minister oder Günstlinge; jetzt wollen viele daran Theil nehmen und ist die große Betrügerei in ein System gebracht. Consorteria ist der italienische Name dieser hochgestellten, betitelten und besternten oder in den Parlamenten durch ihren Einfluß glänzenden Bande von Staatsbetrügern, die den Staatsgläubigern immer und immer neue Anleihen zuschieben. Nur so begreift man, wie ein Staat binnen wenigen Jahren ein paar Milliarden Staatsschulden bekommen kann. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika geschieht übrigens ganz das Nämliche. Die Habgier frägt nicht, ob sie in der Monarchie oder Republik stiehlt, wenn sie nur etwas zu stehlen findet.

Wo das Staatsschuldenmachen in Flor ist, gewinnen nur die Staatsgläubiger und die Consorteria. Der Staat geht unvermeidlich dem Bankerott entgegen. Den ganzen Schaden aber hat das Volk zu tragen. Das Volk hat mit dem Ertrag seiner unermeßlichen Arbeit einzig den Beutel der Staatsgläubiger und der Consorteria zu füllen. Mit der

Hälfte von dem, was das Volk direkt und indirekt steuert, könnte der wirkliche Bedarf des Staatshaushalts bestritten werden; das Volk muß aber doppelt steuern, um die Zinsen der Staatsschuld abzutragen. Auch das Vermögen, was den Unterthanen noch übrig geblieben, besteht größtentheils in Staatspapieren. Das sind die Schuldscheine für das vom Staat geliehene Geld, und sowohl der Staat als die Staatsgläubiger sorgen dafür, daß diese Papiere in die Hände der Unterthanen oder Staatsbürger kommen. Der Staatsgläubiger, weil er sie dann los ist und er, sollte der Staat Bankerott machen müssen, oder auch schon bei der tiefsten Entwerthung der Papiere, nichts verliert. Der Staat, weil er es gern sieht, wenn seine Unterthanen durch den Besitz jener Papiere zugleich seine Gläubiger werden, denn es liegt dann in ihrem eigenen Interesse, den Staatsbankerott zu verschieben, mit äußerster Anstrengung und großen Opfern den Staatscredit aufrecht zu erhalten und mithin auch der jeweiligen Staatsgewalt gefügig zu seyn.

24.

Von dem Herabkommen der Kirche im Abendlande.

Der größte Beweis dafür, daß auch die unmittelbare Erscheinung des Messias auf Erden die Freiheit des Menschen nicht im Geringsten hat einschränken wollen, ist offen dargelegt in der Thatsache, daß des Menschen freier Wille sich auch vom Erlöser abgewandt und sein heiliges Werk selbst wieder nur zu entheiligen gesucht hat. Wäre die Kirche von Anfang an eine Zwangsanstalt gewesen, wofür sie heute

noch bei vielen Leuten gilt, so würde der Stifter der Kirche ihr auch die Mittel gewährt haben, den Zwang durchzuführen. Der Messias aber verlangte von den absolut freien Menschenkindern nur eine freiwillige Anerkennung seiner heiligen Mission und eine freiwillige Unterwerfung unter Gottes Gebote.

In seinem freien Willen hatte nun der Mensch eine Festung, in der er sich gegen alle Mahnungen Gottes des Vaters, Sohnes und h. Geistes vertheidigen konnte, und das böse Princip frohlockte von diesen sichern Zinnen aus. Den Feinden Gottes mußte alles daran gelegen seyn, dem freien Willen des Menschen eine von der Kirche abgewandte Richtung zu geben und die Kirche selbst mit Elementen zu erfüllen, die ihrem Princip entgegengesetzt und geeignet waren, sie zu schänden und ihre Macht zu schwächen. Keinen größern Triumph konnten die Feinde Gottes erleben, als wenn sie den historischen Beweis führten, die Kirche sey gar nicht heilig, es werde in ihr gefrevelt, wie außer ihr, und die Heuchelei der Heiligkeit mache den Frevel nur noch ärger.

So kam Entartung in die christliche Kirche. Die Feinde Gottes aber, die am eifrigsten mitwirkten, waren einerseits die weltlichen Machthaber, welche am liebsten allein Götter auf Erden seyn und sich im Namen Gottes nirgends auch nur einen moralischen Zwang anthun lassen wollten, oder in deren Interesse es lag, wenn sie das äußere Ansehen der Kirche auch nicht untergruben, doch dieses Ansehen nur ihrem eigenen Nutzen dienstbar zu machen, d. h. die höchsten geistlichen Würdenträger, Päpste, Patriarchen, Bischöfe zu bestechen und gegen reichen Lohn Heuchler aus ihnen zu machen. Da nun die Kirche durch den Glaubenseifer der Christen wie an Macht so an Gütern immer reicher wurde und man auch

die Andachten absichtlich übertrieb und den Gottesdienst immer luxuriöser einrichtete, der Priesterstand die höchste Ehre genoß und bei seinem Reichthum ganz sorgenfrei lebte, so drängten sich auch immer mehr Laien, die ohne innern Beruf zum geistlichen Stande nur eine bequeme Versorgung suchten, in die Welt- und Klostergeistlichkeit ein, Müßiggänger, faule Bäuche, nicht selten Satyrn. Nun hielt es nicht schwer, zwischen solchen Karikaturen des Heiligen und der wahren Kirche, wie sie seyn sollte, zu unterscheiden, an den bescheidenen Einzug des Heilandes auf einer Eselin zu erinnern, wenn der Papst zu Rom mit stolzen Rossen und ungeheuerm Pompe durch die Straßen zog, und in der Kirche, wie sie geworden war, ein der Menschheit unwürdiges Institut zu sehen.

Im Leben und in den Worten des Messias, wie auch in den Aufzeichnungen der h. Schrift, kommt nichts vor, was die Vernunft nicht billigen müßte. In der griechischen, wie in der römischen Kirche genirte man sich dagegen gar nicht, unvernünftig zu denken, zu lehren, zu handeln. Man mußte es thun, weil man sonst freiwillig den ungemessenen Vortheilen hätte entsagen müssen, welche die Machthaber und Privilegirten der Kirche grade nur durch ihre offizielle Unvernunft erlangten, indem sie die Einfalt und fromme Hingabe der Gemeinde mißbrauchten. Man denke nur an den Luxus der religiösen Feste und Andachten, der Reliquien, wunderthätigen Bilder, Abläße ꝛc.

An die Stelle der Vernunft trat nun hier innerhalb der Kirche selbst der nur kalt berechnende Verstand, der die Gemeinde nur zu dem Behufe hütete und waidete, um sie zu scheeren. Es galt nicht mehr die evangelische Wahrheit und christliche Tugendübung, sondern nur die äußere Macht und den Reichthum der Kirchenfürsten künstlich zu erhalten und zu

mehren. Dem Jeſuitenorden wurde dabei die Aufgabe zugetheilt, das Intereſſe der Kirche mit dem des weltlichen Deſpotismus möglichſt zu verbinden. Weil aber der weltliche Deſpotismus mehr reelle Macht beſaß, als die entartete Kirche, wurde es Hauptziel des Jeſuitismus, die moraliſchen Mittel der Kirche dem weltlichen Deſpotismus zur Verfügung zu ſtellen und dadurch deſſen Wohlwollen zu erkaufen. Dieſe Stellung der alten Kirche zum Staate nahm ihren Anfang in Spanien unter König Philipp II. und fand ihren Ausdruck in einem eben ſo charakteriſtiſchen Bauwerk, wie in der Peterskuppel zu Rom. Dieſe Kuppel hatte die Renaiſſance bedeutet, der ſich das Kreuz unterwerfen mußte. Der Palaſt des Escorial in Spanien, der im Innern eine Kirche einſchloß, bedeutete die Gefangenſchaft der Kirche in den Banden des weltlichen Königthums. Dies blieb auch die Lage der alten Kirche nach der Reformation in allen großen katholiſchen Reichen, unter den Bourbons wie unter den Habsburgern.

Indem die Kirche vom Staat abhängt, die Magd des Staates, eine Kriminal- und Polizeianſtalt im Dienſt des Staates wurde, hatte ſich ihre natürliche Stellung gänzlich verkehrt und leiſtete ſie das Gegentheil von dem, was der Stifter der Kirche ihr zur Pflicht gemacht hatte, denn er ſprach: mein Reich iſt nicht von dieſer Welt! und von nichts war er ſo weit entfernt, als davon, göttliche Mittel menſchlichem Unfug bereit halten zu wollen. Der Statthalter Chriſti auf Erden durfte niemals Deſpoten wie Philipp II. oder Ludwig XIV. die Schleppe tragen.

Die deutſche Reformation war durch die Verweltlichung der Kirche im vollſten Maaße berechtigt, nur hätte die junge Partei ſich nicht einbilden ſollen, die Wahrheit könne den böſen Willen der Menſchen überwinden. Nicht die von

reiner Begeisterung erfüllten Reformatoren sollten die Kirche frei machen dürfen von der Umstrickung der weltlichen Gewalt. Nur die Fürstenpolitik sollte auch hier wieder entscheiden und schmiedete den neuen Kirchen neue Ketten. Scheidungsgrund der Confessionen wurde die Staatsgrenze. Es kam nicht darauf an, welcher Glaube der bessere, evangelischere, vernünftigere war, sondern nur, was der Fürst glaubte, mußten auch seine Unterthanen glauben. So entstanden überall neue Staatskirchen mit eigenen Consistorien die immer vom weltlichen Hofe beeinflußt waren. Wenn aber die Fürsten mit ihrem Glauben wechselten, wie das fünfmal hintereinander in der Pfalz geschah, mußten auch die Unterthanen wechseln oder wurden aus dem Lande gejagt. Heute Katholiken, morgen Lutheraner, übermorgen Calvinisten und zur Abwechselung noch einmal die Reihe herum.

Diese unnatürliche Lage der neuen Kirche führte zu einer innerlichen Zersetzung derselben. Da nun einmal doch der Staat alles bemeisterte, verlor auch die Kirche als solche ihr Ansehen und kam mit weltlicher Gesinnung auch immer mehr religiöse Gleichgültigkeit, Vernachlässigung der göttlichen Gebote und die sog. Toleranz auf, die nach dem Glauben gar nicht mehr frug. Das war die Zeit der Freimaurerei und des Josephinismus, denen begreiflicherweise ein Versuch, das Christenthum ganz abzuschütteln, auf dem Fuße folgen mußte.

Diesen Versuch machte die französische Revolution. Wenn es auch nun wahr ist, daß die damals förmliche Abschaffung des Christenthums nur ein vorübergehender Wahnsinn war, so wolle man ihre Bedeutung doch ja nicht unterschätzen. Denn dieselben Ursachen haben dieselbe Wirkung und die Ursachen bestehen immer noch fort. Von dem Augenblick an,

in welchem die Renaissance der Menschheit andere Zwecke und Ziele unterschob, als die der christlichen Mission, mußte ihre große Partei auch die Vernichtung des Christenthums in Aussicht stellen und in Angriff nehmen. Das war die berühmte Parole Voltaires: écrasez l'infame!

In völliger Uebereinstimmung mit dem, was wir bisher als das der älteren christlichen Weltanschauung entgegengesetzte moderne heidnische Programm erkannt haben, decretirte der französische Convent die Abschaffung Gottes, nämlich des Gottes, den bisher die Christen und Juden angebetet hatten, und empfahl dagegen im Sinne des älteren Heidenthums wieder die Vergötterung der Natur, daneben auch die des Genius, des Vaterlands, der republikanischen Tugenden ꝛc., was man neben dem Cultus der Natur in Bausch und Bogen den Cultus der Vernunft nannte. Obgleich es nicht speciell vom Convent ausgesprochen wurde, war es doch eigentlich ein Cultus der Menschheit oder des Volkes. Cloots schlug vor, nur noch le Peuple-Dieu anzubeten, d. h. das französische, zunächst Pariser Volk. Man vermied jedoch dieses Extrem von Abgeschmacktheit und blieb beim Cultus der Natur, des Genius und der sog. Vernunft stehen. Man feierte Feste der göttlichen Menschheit, doch nur nach deren Offenbarung in Natur und Civilisation, in Körper und Geist. In der ersteren Beziehung wurde die göttliche Menschheit auf der Stufe des Kindesalters in einem besonderen Jahresfeste verehrt, in einer anderen auf der Stufe des Doppeldaseyns als Mutter mit dem noch ungebornen Kinde, und man sah eine ungeheure Prozession hier kleiner Kinder, dort schwangerer Frauen in Paris feierlich durch die Volksmassen ziehen. Wieder ein anderes Fest feierte das Greisenalter, und alte Männer und Weiber bildeten die Prozession.

Aehnliche Feste waren dem Geiste, den patriotischen und politischen Tugenden, der Wissenschaft und Kunst gewidmet. Auch die direkt feindliche Contrastirung mit dem Christenthum wurde damals nicht vermißt, denn geflissentlich hatten die Jakobiner die Heiligennamen im Kalender so verändert, daß je auf die heiligsten Tage der Christenheit die verächtlichsten Thiernamen fielen und z. B. der Tag der Geburt des Heilands mit dem Namen chien bezeichnet war. Die Kirche der heil. Genoveva, der Schutzheiligen von Paris, war damals in ein heidnisches Pantheon umgetauft und umgewandelt worden und man betete darin die Bilder des schmutzigen und bluttriefenden Marat, des Gott und alle Welt verspottenden Voltaire, des ersten antichristlichen Philosophen Descartes und anderer Koryphäen der Verneinung und Revolution an, denn nur solche wurden noch anerkannt.

Indessen kam dieser wüthende Ausbruch antichristlichen Wahnsinns dem Christenthum zu gute. Es war damals noch nicht möglich, alle Christen auszurotten. In Frankreich selbst gab es trotz der unchristlichen Regierung und höheren Gesellschaft, trotz der schon verjährten Corruption der höheren Stände, des großstädtischen Pöbels und der alles überfluthenden gottlosen Literatur noch gute Christen unter dem Landvolk, zumal in der Vendée, die ihren Glauben mit dem Märtyrertode besiegelten. In den Nachbarländern aber schauderte man vor dem Blutdurst und der Raubgier der französischen Jakobiner zurück. Somit konnte, als der ärgste Fieberparoxismus vorüber war, Bonaparte als erster Consul die christliche Kirche in Frankreich wiederherstellen.

Vom deutschen Volke ist zu rühmen, daß es in seinen niederen Schichten, zumal das Landvolk, im katholischen wie protestantischen Gebiete sich weder von der Corruption, noch

von dem Unglauben der höheren Stände anstecken ließ, mit bewundernswürdiger Geduld die lange Mißregierung ertrug und fromm blieb. Diese Erscheinung erklärt sich aus den Greueln der Religionskriege. Wenn man die frommen Lieder protestantischer Prediger aus dem dreißigjährigen Kriege liest, denen durchgängig das Thema „aus tiefster Noth schrei ich zu dir" zu Grunde liegt, so wird man an die Psalmen und an den Propheten Jeremias erinnert, an das Gottvertrauen bis in den Tod geängstigter Völker. Die Noth lehrt beten. Keine Andacht war aufrichtiger als die in jenen Schreckenszeiten. Auch blieben der frommen Heerde immer gute Hirten, weil sie die Noth des Volkes theilten. Was auch die Hofpfaffen in ihrem Uebermuth sündigten, wie auch unter den Theologen auf den Universitäten die crasseste Superstition des Hexenwahns in den eben so unvernünftigen Leichtsinn der Freigeisterei und des Rationalismus übersprang, auf dem Lande und in den kleinen Städten gab es immer noch fromme Geistliche, welche die Armuth, die Geduld und den guten Glauben des Volkes theilten und durch ihr Beispiel aufrecht erhielten. Daraus erklärt sich, warum auf katholischem Gebiet das Volk, namentlich in Westphalen und Tirol, aller Frivolität und Unzucht der geistlichen Höfe fernblieb und den alten Glauben treu bewahrte, wie andererseits auf protestantischem Gebiete das arme Landvolk mit seinen armen Pfarrern eben so wenig von der Corruption der Höfe und von der Freigeisterei der Universitäten angesteckt wurde.

Der Corruption und Freigeisterei traten auf protestantischem Gebiete, wie in England, so in Deutschland fromme Secten entgegen, welche sich nach und nach Duldung und die Rechte eines bürgerlichen Gemeinwesens erkämpften, Me-

thodiſten, Quäker, Mennoniten, Herrnhuter. Das Beiſpiel der Herrnhuter bewies, daß in der deutſchen Volksnatur doch ein Grundzug des Guten liegt, der das Uebermaaß des Böſen nicht mehr erträgt. Als der ſächſiſche Kurfürſt Friedrich Auguſt, der ſo viele uneheliche Kinder hatte, als das Jahr Tage zählt, das ihm ſtets getreue Sachſen durch ſeine Verſchwendungen auf's unerhörteſte ausſaugte und endlich katholiſch wurde, um zum König von Polen gewählt werden zu können, und ſeine Mißregierung den höchſten Grad erreicht hatte, bildeten in demſelben Sachſen die Herrnhuter unter ſchweren Verfolgungen eine chriſtliche Republik der demüthigen Nachfolge Chriſti und der Bruderliebe.

Die Secten fanden volle Freiheit in den nordamerikaniſchen Colonien, verloren aber hier zum Theil im Genuß ſchrankenloſer Freiheit die urſprüngliche Demuth.

In Deutſchland kamen die Secten in viel geringerem Maaße auf und behaupteten ſich die Staatskirchen. Der alte fromme Geiſt im Landvolk wirkte hier immer noch mächtig nach, ſo daß es allen Uebermuths der zuweilen von den Höfen allzuſehr begünſtigten Rationaliſten und Verkuppler der Theologie an die Philoſophie ungeachtet, doch nie gelang, die Gläubigen ganz in Schatten zu ſtellen. In den zwanziger bis vierziger Jahren des laufenden Jahrhunderts herrſchten zwar auf allen Univerſitäten die Rationaliſten dermaßen vor, daß ſie ohne Scheu in ihren theologiſchen Vorleſungen durch Religionsſpötterei ſich bei den Studenten beliebt zu machen hofften. Man leſe darüber die Denkwürdigkeiten von Eilers nach, die überhaupt über jene unglückſelige Periode der obligaten Chriſtusverachtung unter dem preußiſchen Cultusminiſter, Herrn von Altenſtein, den reichſten Aufſchluß gewähren. Die Sache wurde noch ſchlimmer, als man

in Berlin von Staatswegen die Hegel'sche Philosophie protegirte, um der damaligen, noch von den Kriegen her begeisterten studirenden Jugend ihr christlich deutsches Programm abzuschwindeln und sie mit der Selbstvergötterung über den Verlust des Christengottes und über die Schmach des Vaterlandes zu trösten. Das war die Zeit, in welcher die theologischen Fakultäten auf fast allen evangelischen Universitäten förmlich wetteiferten, auch die unbedeutendsten Geister, selbst wenn sie nicht einmal Theologen waren, sondern nur sonstwie ihren Haß gegen das Christenthum bezeugt hatten, zu Doctoren der Theologie zu ernennen. Diese Ehre widerfuhr der seichtesten Mittelmäßigkeit, wie der bubenhaftesten Gotteslästerung. Als Hengstenberg im Jahr 1830 in Berlin zum erstenmal dem herrschenden System der Entchristlichung entgegen trat, umheulte ihn die offizielle Wuth der begünstigten Heiden und Juden und der Cultusminister Altenstein besoldete den Oberconsistorialrath Bretschneider in Gotha, um gegen Hengstenberg zu schreiben. Wie es in jener Zeit den frommen Lutheranern in Schlesien erging, ist bekannt, Alles wurde verfolgt, was noch christlichen Glauben hatte.

Trotz alledem ging dieser Glaube nicht unter. Die evangelischen Gläubigen erhielten unerwartet eine Unterstützung durch die katholischen. Der ungerechte Angriff des Staats auf die Rechte der katholischen Kirche in den Kölner Wirren 1837 mißlang. Der Thron- und Ministerwechsel in Preußen kam der einen wie der andern Kirche zu gute. Das Recht der Lutheraner wurde geachtet, wie das der Katholiken. Die christusfeindliche Partei schäumte zwar vor Wuth und provocirte kleine Revolutionen im Kirchengebiet, des Deutsch-Katholicismus, der Lichtfreunde ꝛc., allein diese Aufregungen

legten sich bald wieder. Das große Publikum vertiefte sich in der Revolution von 1848 mehr in politische, als kirchliche Fragen. Die gläubige Partei erstarkte sichtlich, auf protestantischem Gebiet in Deutschland und England, auf katholischem in Frankreich. Der Norden zeichnete sich hierin aus, während im Süden, in Spanien, Italien und Oesterreich der Liberalismus die alten kirchlichen Sympathien immer mehr abschwächte und bereits das Ende der Statthalterschaft Christi in Rom nur noch für eine Frage der Zeit erklärte.

Gegenüber diesen schwankenden Erscheinungen im Westen hat unterdeß die russische Kirche im Osten in aller Stille an kolossalem Umfang immer zugenommen. Dort wird nicht geprebigt, dort wird nicht theologisch gestritten, dort wird nur befohlen und gehorcht. Fast unbemerkt werden Millionen Andersgläubiger als russische Unterthanen auch in die russische Kirche hinein commandirt und wehe ihnen, wenn sie nicht sogleich gehorchen oder auch nur Lärm machen wollten! Diese Erscheinung bildet den stärksten Gegensatz zu dem ewigen Streiten und Reformiren im europäischen Abendlande, wie zu dem immer zunehmenden Sectenwesen in Nordamerika. Der nur allzu lebhaften Unruhe und ewigen Meinungsverschiedenheit steht hier eine auffallend todte Ruhe gegenüber. Man ist im Abendlande geneigt, das Popenthum wegen seiner Geistlosigkeit zu verachten. Man sollte sich aber auf die Brust schlagen und sich fragen, ob es auch lauter reine und vor Gott demüthige Geister sind, die sich innerhalb der abendländischen Kirchen so übermüthig laut hören lassen und ingrimmig herumschlagen, und ob der in Rußland noch heimische Gehorsam nicht eine wünschenswerthe Sache seyn würde, wenn es dem Pöbel im

Abendlande wieder einmal einfallen ſollte, die Abſchaffung Gottes und das Niederreißen der chriſtlichen Kirchen zu decretiren.

25.

Vom Stocken der chriſtlichen Miſſion.

Das ganze Chriſtenthum iſt eine Miſſion, eine Sendung des ewigen Gottes vom Himmel, um es über die ganze Menſchheit auszubreiten. Es iſt wohl richtig, daß die Sendung nicht blos nach außen in die Weite, ſondern auch nach innen in die Tiefe der Seelen beſtimmt iſt, allein es wäre nicht mehr chriſtlich, ſondern jüdiſch, wenn man ſich mit ſeinem Heil abſondern wollte und es den übrigen Menſchen nicht gönnte. Deswegen gehört die Bekehrung, die Propaganda, das Proſelytenmachen und die Heidenbekehrung zu den älteſten Rechten und Pflichten der Chriſtenheit, nach dem Gebote: gehet hin und lehret alle Heiden!

Die Menſchen ſind aber noch weit im Chriſtenthum zurück. Die Chriſten bilden immer nur noch eine Minderheit in der großen Menſchenmenge und hindern ſich ſelber am Bekehren der andern durch Mangel an chriſtlicher Stärke und Tugend und durch ihre Uneinigkeit unter einander. Die Zeit der heiligen und wunderthätigen Apoſtel iſt nicht mehr. Die Chriſten, die in fernen Welttheilen zu den Heiden kommen, ſind in der Mehrheit das Gegentheil eines Apoſtels oder wahren Miſſionärs, rohe engliſche oder nordamerikaniſche Matroſen, lüderliche franzöſiſche Soldaten, habgierige und unbarmherzige Kaufleute und Eroberer, ſpaniſche Conquiſtadores mit ewig blutigen Händen, holländiſche Krämer-

seelen voll Grausamkeit,*) englische Egoisten, welche die Blätter des Evangeliums zu Etiketten des Opiumgiftes mißbrauchen. Wohin alle diese s. g. Christen kommen, schlachten sie die armen Heiden hin und rauben ihnen ihr Land (die Engländer heute noch in Neuseeland, wie einst die Spanier in S. Domingo), oder machen sie zu Sclaven (Neger und Kulis heute noch), oder bringen ihnen Laster und Krankheiten, die sie niemals vorher kannten, Trunkenheit, Spielwuth, Syphilis ꝛc. Wenn nun auch wahrhaft fromme Missionäre nachkommen und den Heiden die christliche Lehre predigen, so finden sie schwerlich Glauben, denn die Heiden sagen mit Recht: wenn ihr Weißen trotz eures Christenthums so voller Laster und Bosheit seyd, kann eure Lehre auch nichts werth seyn.

Dazu kommt nun noch die Glaubensverschiedenheit unter den Christen, der Hader der Missionäre unter einander, wenn sie auf demselben Missionsfelde arbeiten. Alle wollen Christen seyn, aber jeder sagt, der andere sey ein schlechter Christ, dem man nicht glauben dürfe. Protestantische Missionäre werden von katholischen, katholische von protestantischen vertrieben, z. B. auf Tahiti. Die Missionäre sind oft durch ihre Stellung zur Colonialregierung gezwungen, Ansprüche zu machen, welche der apostolischen Armuth und Demuth widersprechen. Im englischen Ostindien z. B. ist jeder Weiße als solcher ein vornehmer Herr und kann ohne großes Gefolge nicht reisen. Der verheirathete Missionär kann nur

*) In Japan wurden die Christen verfolgt, die vorher durch katholische Missionäre bekehrt worden waren. Um das Monopol des Handels dort zu bekommen, traten die Holländer dort das Kreuz mit den Füßen und schwuren: wir sind keine Christen, sondern Holländer.

aufziehen wie ein Lord mit seiner Lady. Mehr Glück machen daher die katholischen Bettelmönche aus Frankreich, die in ihrer barfüßigen Armuth beim gemeinen Volk unter den Heiden leichter Vertrauen finden.

Im Ganzen haben die Missionen in früheren katholischen Zeiten einen bessern und raschern Fortgang gehabt, als in neuerer Zeit die sämmtlichen protestantischen, die der Lutheraner und Calvinisten, der Deutschen, Engländer, Scandinavier und Nordamerikaner, der Herrnhuter, Quäker, Methodisten, Baptisten ꝛc. Den glänzendsten und erfreulichsten Erfolg hatten die katholischen Missionen in Südamerika, wo fromme Patres sich des armen Indianervolks annahmen, es gegen die grausamen Conquistadores schützten, es in den Urwäldern in Colonien vereinigten und väterlich regierten, so daß sie hier zwei Jahrhunderte hindurch in einem Paradiese lebten. Ein solches Paradies war namentlich Paraguay, welches, wie alle andern Colonien des Jesuitenordens, durch die weltliche Gewalt zerstört werden sollte. In neuerer Zeit ist fast überall der Segen jener Missionen, verschwunden. Aber auch die zahlreichen Missionen die vom protestantischen Europa und von Nordamerika ausgingen, haben verhältnißmäßig nur wenig ausgerichtet, aus den oben schon angeführten Gründen.

Mit Recht hat man den Engländern in Bezug auf die christliche Religion die schwersten Vorwürfe gemacht. Sie, die mit ihren Flotten die entferntesten Ufer des Meeres beherrschen, wären vorzugsweise geeignet, das Christenthum unter den fernen Heiden auszubreiten. Sie thun es auch, aber nur, wo es ihr Handelsinteresse fördern kann. Ihre Missionäre sondiren, wo etwa englische Niederlassungen zu etabliren wären, um dieses Handelsinteresse zu fördern. Sie

bekehren die Heiden zu Christen, um ergebene Diener aus ihnen zu machen. Wo es ihrem Interesse aber nicht entspricht, wo sie zahlreiche Heidenvölker um des Friedens willen in ihrem Götzendienst aus Klugheitsrücksichten lieber schonen, da schränken sie die Mission geflissentlich ein, und die Ausbreitung des Christenthums ist ihnen nicht nur gleichgültig, sondern sie hemmen sie auch geradezu und schmeicheln dem Heidenthum. Hier einige Beispiele aus Indien. Der Missionar Weitbrecht erzählt in seinem Werk über die indischen Missionen (1844): „Die Kaufleute in Birmingham machten vor einigen Jahren eine gute Speculation, indem sie tausende von messingenen Götzen verfertigten und nach Calcutta versandten, wo sie gute Abnahme fanden. Ich hörte es als eine traurige Thatsache in England erzählen, daß an Bord eines und desselben Schiffes zwei Missionäre und mehrere große Kisten voll von solchen Götzen nach Calcutta abgingen. Auch hat sich die englisch-ostindische Regierung die berühmten Wallfahrtsorte zu Nutze gemacht und den Besuch derselben besteuert. Jeder Pilgrim, der Juggernauth besuchte, mußte bei seinem Eintritt 18 Batzen zahlen; das Doppelte und Dreifache, wer in Gaya die Todtenfeier seiner Vorfahren beging. Man hat berechnet, daß die ostindische Regierung jährlich über eine halbe Million Gulden Einkünfte vom Götzendienst bezog. Dafür beschenkt sie das Riesenbild des Götzen jährlich mit mehreren hundert Ellen schönem Tuch zu seiner Bekleidung." In den Erinnerungen eines ostindischen Missionärs, welche 1865 anonym in Halle erschienen sind, wird erzählt, ein reicher Engländer in Calcutta habe auf dem Grabe seiner Maitresse, eines schönen Hindumädchens, einen heidnischen Tempel erbauen lassen, und zwei Missionäre, die öffentlich einen Tadel darüber aus-

gesprochen hatten, seyen deshalb verklagt und zu 300 Pfund Sterling Strafe verurtheilt worden. Der Missionsdirector Graul beklagt in seinem 1855 erschienenen Werk über Ostindien die erstaunliche Gleichgültigkeit der englischen Behörden in Sachen der Bekehrung zum Christenthum. Obgleich die Engländer schon lange auf Ceylon herrschen und noch viel länger vorher die Holländer Herrn der großen Insel waren und es hier von Missionären wimmelt, so fand Graul doch nur 1235 evangelische Christen unter den Eingeborenen, und sie waren noch dazu mit dem Spottnamen „Regierungschristen" gebrandmarkt, weil jedermann wußte, sie hätten sich nur bekehrt, um von der Regierung Anstellungen oder Unterstützungen zu erhalten. Anderwärts heißen solche Neubekehrte „Reischristen", weil Reis die Hauptnahrung ist und viele nur aus Armuth sich bekehren lassen.

Noch viel schwerere Vorwürfe treffen die Engländer in China. In diesem großen Reiche von 360 Millionen Einwohnern (mehr als in ganz Europa zusammengenommen) hat sich schon vor 300 Jahren und später immer wiederholt eine nicht geringe Empfänglichkeit für die christliche Wahrheit kund gegeben, denn trotz aller Wunderlichkeiten, die der chinesischen Civilisation ankleben, und trotz der Corruption, die sich überall dort in den von Menschen überfüllten Städten findet, liegt im Wesen der Chinesen ein Grundzug von Ernst und Verstand, wie bei keinem andern Volk in Asien. Wenn die europäischen Christen nun, die nach China kommen, nur wahre Christen wären, so hätte für die Bekehrung Chinas schon viel geschehen können. Aber welches Beispiel geben ihnen die Engländer? Da China mit einheimischer Industrie überfüllt ist, können die Engländer die ungeheuern Massen von Waaren, welche sie jährlich aus

China holen (besonders den kostbaren Thee), nicht gegen englische Fabrikate austauschen, sondern müssen sie baar bezahlen, wodurch England von baarem Gelde entblößt, China damit überfüllt wird. Um nun diesem Uebelstand zu steuern, hat England im Verlauf unseres Jahrhunderts in immer größeren Massen Opium, hauptsächlich in seinen Colonien in Ostindien produciren lassen und diesen berauschenden Mohnsaft in China eingeführt, wodurch es ihm endlich möglich geworden ist, den Preis des Thees mit dem des Opiums auszugleichen. Das Opium entnervt aber die Menschen, die sich an seinen Genuß gewöhnen, in schauderhafter Art, degenerirt die chinesische Bevölkerung und inficirt sie mit denselben Lastern, die in Europa die Trunksucht zu begleiten pflegen. Im Opium liegt ein viel schädlicheres Gift als im Alkohol. Da nun dieser Stoff von Jahr zu Jahr in immer kolossaleren Massen in China eingeschleppt wurde, bis 1833 zu einem jährlichen Werth von mehr als 80 Millionen, so hielt es der Kaiser von China in Uebereinstimmung mit den Großen seines Reichs für eine dringende Pflicht, diesen heillosen Gifthandel gänzlich zu verbieten. Elliot, der damals die britische Marine in den chinesischen Gewässern befehligte, erkannte, daß die chinesische Regierung hierin in ihrem vollen Rechte sey, und versprach derselben, seinerseits den schändlichen Handel nicht beschützen zu wollen. Nun ließ die chinesische Regierung alles Opium, soweit es nicht vor ihr versteckt werden konnte, mit Beschlag belegen und über 20,000 Kisten desselben vertilgen, 1838. Da nun aber der Giftverkauf für die Engländer so einträglich gewesen war und in England das Geldinteresse über alles geht, würdigte sich die englische Regierung herab, den Fortverkauf des Opium in China mit Gewalt durchzusetzen. Den

humane Elliot fiel in Ungnade und ſtatt ſeiner kam 1842 eine engliſche Dampfflotte unter Pottinger nach China, zerſtörte mit ihren furchtbaren Geſchützen alle Küſtenſtädte, die ſich widerſetzten, und ertrotzte die Nachgiebigkeit Chinas. Dieſes Reich mußte den Opiumhandel fernerhin erlauben, fünf Häfen ausſchließlich zu dieſem Zweck öffnen und 21 Millionen Dollars Kriegsentſchädigung zahlen. Vergebens bot der Kaiſer von China England einen jährlichen Tribut von 74½ Millionen an, wenn es nur kein Opium mehr nach China ſchicken wolle. England ſchlug es aus, weil es vom Verkauf dieſes verlockenden Giftes eine noch größere jährliche Summe zu gewinnen hoffte. So handelte das chriſtliche England und ſo handelt es noch jetzt.

Wenn nun auch durch die engliſchen Miſſionäre Bibeln in China verbreitet worden waren und das Leſen derſelben einen gewiſſen Tiente erweckt hatte, die chriſtliche Secte der Taiping zu ſtiften, und dieſe reißende Fortſchritte im Innern Chinas machte, ſo konnten dieſelben doch von den Engländern keine Unterſtützung erhalten, denn England half hier den Heiden gegen die Chriſten. Sobald nämlich der Kaiſer von China den engliſchen Forderungen hatte nachgeben müſſen und den Opiumhandel wieder geſtattete, half ihm England gegen die Taipings, weil dieſe den Opiumhandel nicht duldeten. Ein Engländer erzählt ſelbſt, mit welcher Beſchämung er habe anhören müſſen, wie die Taipings über die Engländer urtheilten, welche Chriſten zu ſeyn behaupteten und die Gebote chriſtlicher Liebe, wie die der Ehrenhaftigkeit, doch mit Füßen traten.

Auf den Südſeeinſeln gaben ſich engliſche Miſſionäre ehrlich Mühe, chriſtliche Geſittung unter den Wilden einzuführen. Aber auf der berühmten Inſel Otaheiti wirkten

ihnen die Franzoſen entgegen, die hier mit lachender Schadenfreude durch Soldaten und Matroſen die ſchändlichſte Corruption verbreiteten. Die große Inſel Neu-Seeland war faſt ganz bekehrt und in guter Ordnung unter der Regierung der Miſſionäre, als die Coloniſten, die in Maſſe aus England herbeikamen, das Werk der Miſſionäre wieder zerſtörten und die armen Wilden yankeeartig brutaliſirten. In Nordamerika haben die Yankees nie etwas gethan, um die noch zahlreichen wilden Ureinwohner zu civiliſiren. Nur die Laſter der Civiliſation haben ſie auf ſie übergetragen und ſie dadurch nur noch mehr verwildert, ſo daß in jüngſter Zeit von den Vereinigten Staaten von Nordamerika aus ein förmlicher Vertilgungskrieg gegen die Indianer geführt wird.

In Afrika iſt die uralte Sclaverei der ſchwarzen Race durch die Ankunft und Niederlaſſung von Chriſten nicht aufgehoben worden. Das Innere des Welttheils iſt noch voll von uraltem blutigen, ſchmutzigen und kindiſchen Götzendienſt. Heute noch herrſcht im Königreich Dahomey der Gebrauch, daß, wenn der neue König die Gräber ſeiner Väter beſucht, er durch ein Spalier von Menſchen geht, welche, ſo wie er ſich nähert, vor ſeinen Augen geköpft werden, ſo daß er ſeinen Fuß beſtändig in friſches Blut ſetzt. In vielen Städten im Innern Afrikas wird noch Menſchenfleiſch gegeſſen und öffentlich auf dem Markte verkauft. Nur die Muhamedaner haben hin und wieder die ärgſte Roheit und Beſtialität der Neger gemäßigt. Dagegen iſt Abeſſinien, ein uralter chriſtlicher Staat, in die Beſtialität zurückgefallen. Am Cap hatten die Holländer eine große Colonie gegründet, die ihnen die Engländer weggenommen haben. Allein auch von hier aus iſt wenig für die ſchwarze Race geſchehen. Die Hottentotten ſind durch die chriſtliche Berührung geknechtet, aber

nicht veredelt worden, und die Kaffern werden von den Engländern als Leute behandelt, die man wie das Wild ausrotten müſſe.

Alſo gibt es auf der Oberfläche unſeres Planeten noch viele Millionen Menſchen, denen das Licht der Offenbarung noch niemals geleuchtet hat, oder welche von den ſog. Chriſten nur Böſes, nur Krankheiten, nur Schändung, nur Laſter oder den Tod empfangen, die von den ſog. Chriſten nur zu Sclaven unchriſtlicher Begierden und Intereſſen gemacht, oder verächtlich in die Wüſte gejagt, oder wie Urwald, welcher die Leute am Anbau hindert, niedergeſchlagen werden. Das iſt die Art und Weiſe, wie die chriſtlichen Nationen Europas das apoſtoliſche Gebot des Menſchenſohnes erfüllen. Chriſtus, der ſeine Arme weit ausbreitete, um alle ſeine Menſchenbrüder zu ſich heranzuziehen, hat ſich unter dem Einfluß der modernen Bildung unvermerkt in das ſcheußliche Götzenbild der indiſchen Todesgöttin Kali verwandelt, die in jedem ihrer vielen Arme ein anderes Mordinſtrument trägt.

Drittes Buch.

Chriſtenthum und Vernunft im Einklang in Bezug auf den zeitlichen und ewigen Beruf des Menſchen.

1.

Der Unerforſchliche.

Wenn wir auch unſer Verhältniß zu Gott nicht mißverſtehen können und unſere Vernunft desfalls die klaren Worte der heiligen Schrift nur beſtätigt, ſo iſt doch damit nicht gemeint, daß menſchliche Weisheit jemals das Weſen Gottes ganz ergründen und begreifen könnte. Nicht einmal der ganze Umfang ſeiner Werke iſt dem Menſchen bekannt, noch viel weniger die Tiefe des göttlichen Geiſtes. Wir können nur hoffen, ſofern wir unſterblich ſind, in der Erkenntniß Gottes künftig fortzuſchreiten, wenn wir uns deſſen würdig machen, aber wir dürfen uns niemals einbilden, mit unſerm Horizont den des allmächtigen Gottes zu umſpannen. Dieſe Reſignation iſt ſelbſt der gottſuchenden Seele zu empfehlen, die nur vom Zug der Liebe getrieben wird, noch vielmehr aber jenen Denkern von Profeſſion, die ſich Philoſophen nennen und die in der Hoffahrt leben, ſie könnten mit dem Leiterchen ihres Verſtandes die Höhe Gottes erreichen. Die moderne Philoſophie hat in der That als Axiom hingeſtellt, es gebe nur *eine* Vernunft, die göttliche könne alſo auch keine andere ſeyn als die menſchliche; es gebe nur ein Object des Denkens und nur eine Methode des Denkens, welche daher für den Menſchen dieſelbe ſeyn müßte, wie für Gott. Andere gehen in der Hoffahrt noch weiter und leugnen Gott

überhaupt, ſetzen an deſſen Stelle als das Ewige nur die Materie und laſſen deren ſublimſte Entfaltung nur den Menſchen ſeyn. Dieſe laſſen wir als unzurechnungsfähig bei Seite.

Wichtiger iſt, wie ſich die Gläubigen zum unerforſchlichen Gott ſtellen. Man bemerkt in der neuern Zeit, namentlich ſeit dem 17. Jahrhundert, in den poetiſchen Spielereien der Jeſuiten und der proteſtantiſchen Pietiſten, insbeſondere der Herrnhuter, eine gewiſſe Familiarität, welche ſich Gott auf eine unerlaubte Weiſe zudringlich nähert und ſich mit Liebe entſchuldigt, indem ſie die Ehrfurcht verletzt. Dieſe Aufdringlichkeit der Ueberfrommen iſt nicht minder eine Sünde, wie das Leugnen Gottes und der Spott der Ungläubigen. Auch hat ein Extrem hier das andere hervorgerufen. Es iſt eine Ueberhebung des Menſchen ſo wie ſo, ob er Gott gleichgültig vorbeigehen zu können glaubt, oder ihn aus Liebe körperlich angreifen, herzen und küſſen will. Gottes Größe läßt das nicht zu, ein Schauer umgibt ſeine Heiligkeit, ein Geheimniß bleibt zwiſchen ihm und ſeinem feurigſten und innigſten Anbeter. Die Gottesfurcht darf keinen Augenblick aus dem menſchlichen Herzen weichen, oder er fühlt, denkt und handelt verkehrt, taktlos und die Vernunft in ihm iſt umnebelt. Als Moſes auf dem Berge Horeb dem Buſche, aus welchem Gott zu ihm ſprach, nahe kam, ſchlugen Flammen aus dem Buſche, und noli me tangere ſprach Chriſtus zu der Sünderin, die ihn am meiſten geliebt hatte.

Die Spötter alles Heiligen fühlen hier, was ſich ziemt, richtiger heraus, als manche Ueberfrommen, und in dieſem Punkte iſt der Spott berechtigt, und ſollten wahre Chriſten durch die täppiſche Art, wie ſie Gott lieben und dienen zu müſſen glauben, niemals den Spott herausfordern. Wenn

man einem ſo kindiſchen Volke, wie den Neapolitanern, die Poſſen, die ſie mit ihrem Bambino trieben, verzeihen mag, ſo ſollte doch unter beſonneneren Chriſten, insbeſondere unter Proteſtanten nichts vorkommen, was dieſem grobſinnlichen Anfaſſen des Heiligen ähnlich iſt.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen iſt nur ein Schritt. Das hätte nie außer Acht gelaſſen werden ſollen, als in der griechiſchen und römiſchen Kirche die Formen der Gottesverehrung feſtgeſtellt wurden. Die Nachfolge Chriſti z. B. beſteht in etwas Anderem als in der Tonſur. Den Dornenkranz des Heilands durch den auf dem kahlen Haupt ſtehengelaſſenen Kranz von Haaren wiedergeben zu wollen, war ein grober Mißgriff. Man ſoll für das Heilige kein Sinnbild wählen, was eine widerliche Entſtellung der von Gott geſchaffenen Wohlgeſtalt des Menſchen iſt. Man ſoll kein Leiden des Sohnes Gottes, welches ſich unſerer Einbildungskraft nur in der erhabenſten und rührendſten Schönheit darſtellt, durch eine lächerliche Verunſtaltung der menſchlichen Kopfbildung nachbilden wollen.

Eine der Gottheit unwürdige Vorſtellung iſt auch diejenige, welche den Leib und das Blut des Heilands allen möglichen Zufällen der Verunreinigung oder boshafter Mißhandlung preisgibt in einer Unzahl von ſog. Hoſtienwundern. Wenn die, welche ſich Chriſten nennen, nur nicht fort und fort mit ihren Sünden den Heiland kreuzigen hülfen, brauchten ſie um jene Hoſtien nicht ſo ängſtlich beſorgt zu ſeyn.

Die Liebe zum Heiland iſt die zarteſte, deren der Menſch fähig iſt. Wir bewundern Dante, der in ſeinem unſterblichen Gedicht vom Paradieſe in verſchiedenen Abſtufungen und Gruppen Heilige und Selige emporſchweben läßt zum Throne Gottes. Der Zug nach oben, die Sehnſucht gleicht nicht der

Motte, die dumm in die Flamme stürzt. In heiligem Schauer der Ehrfurcht mißt sie die Ferne von Gott nicht mit Schritten, sondern nur mit dem Blick ab. Man kann die Liebe nicht demüthiger denken, und so ist es natürlich, wenn der niedere Mensch zum hohen Gott aufblickt. Wie häßlich, roh ist dagegen das Abküssen der Zehen am Kruzifix (Abbeißen sagt das Volk) und das Waschen, Baden, Sichwiegen und Sichbetten in der Seitenwunde.

Die jungfräuliche Mutter soll uns heilig sehn, aber niemand soll sich unterstehen dürfen, sich ihr gleich dem Jesuskinde an die Brust legen zu wollen, wie man das auf Kirchenbildern sehen kann und wie es in den Legenden von mehreren namhaften Heiligen erzählt wird.

Die christliche Poesie und Kunst hat zweierlei streng zu vermeiden, nämlich außer der gerügten Aufdringlichkeit und pöbelhaften Vertraulichkeit mit den heiligen Personen hauptsächlich auch deren häßliche Darstellung. Zwischen der dummen Gier der Kinder und Wilden, die alles gleich anfassen und in den Mund stecken wollen, was sie interessirt, und dem Bedürfniß edler Seelen, im Heiligen zugleich das Ideal des Schönen zu sehen und in der bildlichen Darstellung der heiligen Personen wenigstens annähernd zu erreichen, was die Musik mit größerer Sicherheit erreicht, ist ein Unterschied, den man nicht ungestraft außer Acht lassen kann. Wir sind also nicht gegen die Bilder eingenommen, nur gegen gewisse, leider zahlreiche Bilder. Wir rechnen dahin nicht blos die fabrikmäßige Häßlichkeit, sondern auch das Studirte, wenn Künstler nicht demüthig vom heiligen Gegenstand erfüllt sind, vielmehr nur eitle Effekte machen wollen und sogar dem modernen Zeitgeist dabei huldigen. So hat man in Paris versucht, den Heiland mit auffallend jüdischen Gesichtszügen zu

malen und zugleich etwas von der Eleganz eines Pariſer Stutzers hineinzulegen.

Genug, es iſt in dieſem Gebiet viel und gröblich gefehlt worden. Plumpe Hände haben das unnahbar Heilige zu entweihen geſucht. Im Evangelium iſt nichts enthalten, was dazu berechtigte. Vielmehr iſt alles, was darin vom Heiland berichtet wird, von einer ſolchen wahren Heiligkeit und von einer Feinheit der Gefühlsweiſe und Denkart, von ſo ſittlicher Zartheit und zugleich ſo vernünftig und geſchmackvoll, daß die kirchliche Poeſie und Kunſt niemals hätte davon abweichen ſollen. Das iſt ein Gegenſtand, mit welchem das bevorſtehende ökumeniſche Concil ſich zweckmäßiger beſchäftigen würde, als mit manchem andern. Soll die Mißachtung der Kirche, wie ſie ſich jetzt am ſtärkſten im katholiſchen Süden ausſpricht, einer neuen Liebe und Begeiſterung für dieſelbe weichen, ſo muß vor allen Dingen das in der Kirche bewahrte Heilige von den geſchmackloſen und unwürdigen Zuthaten und Entſtellungen gereinigt werden.

Noch eine wichtige Frage muß hier erörtert werden, die auch die Proteſtanten angeht. Sie betrifft die Gnade Gottes, die man leider eben ſo plump und gierig angefaßt hat, wie anderes Heilige. Es lag ganz im Entwicklungsgange der Zeit, daß man ſich über die Gerechtigkeit Gottes zu täuſchen und ſeiner Gnade ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht zu geben ſuchte. Es war bequemer, an die Gnade zu appelliren als ſich dem Richterſpruch zu unterwerfen. Der allmälige Abfall von der chriſtlichen Wahrheit charakteriſirte ſich überhaupt durch Verſteckenſpielen der Sünde. Wie ſchon im Paradieſe Adam und Eva, nachdem ſie geſündigt hatten, ſich verſteckten, ſo war es, indem die Kirche entartete, und iſt es heute noch ein Hauptbeſtreben der Namenchriſten, ſich vor dem

ſtrafenden Richter zu verſtecken, ihn nicht ſehen zu wollen, die Gerechtigkeit zu eskamotiren und nur die Gnade als göttliches Grundweſen feſtzuhalten. Aber die Gnade iſt etwas gar Zartes, ſo zart wie der Regenbogen, daß man nicht hineingreifen und ſie feſthalten kann. Erfreut ſich der Menſch mit Recht ſeines freien Willens, iſt er ſtolz darauf und mißbraucht er ihn, um ſich erſt recht ſeiner ſchrankenloſen Freiheit bewußt zu werden, ſo wird er ſich wohl gefallen laſſen müſſen, daß auch Gott ſeinen freien Willen habe. Und dieſer iſt ſeine Gnade. Die leidet keinen Zwang, die läßt ſich nicht, weder durch einen Ablaßbrief, noch durch einen Mißbrauch der lutheriſchen sola fides decretiren, dem lieben Gott vorſchreiben. Noch läßt ſich von angeblich Beauftragten Gottes Bürgſchaft dafür leiſten. Damit iſt das herrliche Inſtitut der Beichte entweiht und ein grobes Pochen auf Seligkeit provocirt worden. Die Gnade iſt Gottes allein, und wenn ihr die h. Schrift kennt, ſollte euch doch wohl klar geworden ſeyn, daß ihr keinen Maßſtab habt, noch je finden werdet, um die Gnade Gottes auszumeſſen. Hier ſtraft er, läßt Feuer vom Himmel regnen, ſcheint unbarmherzig; dort verzeiht er ſogar der Ehebrecherin, entſchuldigt die, welche viel geliebt hat, und fragt mit wahrhaft göttlicher Anmuth den Verblüfften, der ſoviel Gnade nicht begreifen kann: Was ſiehſt du ſcheel, daß ich ſo gütig bin? Es iſt alſo etwas ſehr Delicates um dieſe Gnade Gottes, und ſie wird ewig das Geheimniß Gottes bleiben. Der alltägliche Verſtand begreift ſie nicht, grade ſo wenig wie der Prophet Jonas, als er ſich behaglich niederſetzte, um dem Untergange von Ninive zuzuſehen.

Gott iſt die Liebe, aber auch die Gerechtigkeit, jedenfalls die allervollkommenſte Vernunft, die am beſten weiß, welche

feinſte pſychologiſche Grenze ſie als Richterin einzuhalten hat. Wer es wagt, ihm im Urtheil vorzugreifen und über die Seelen im Jenſeits verfügen zu wollen, würde ſich ſchwer verſündigen, wenn hier die Thorheit nicht als Milderungsgrund einzurechnen wäre. Wie es ſcheint, ſollten die Chriſten ſich begnügen, einander aus Bruderliebe zu fluchen, einander zu maſſakriren, zu erwürgen, lebendig zu verbrennen, aber ſie ſollten dieſe Bruderliebe wenigſtens nicht noch auf das Jenſeits ausdehnen wollen.

2.

Von der Eitelkeit alles Irdiſchen.

Wie großartig auch die Weltgeſchichte ſich wie ein zuſammenhängendes Epos vor uns aufrollt, oder wir, da ſie noch nicht vollendet iſt, ſie wie ein Trauerſpiel ſich abſpielen ſehen und noch ſchlimme Verhängniſſe ahnen, die da kommen werden, ſie aber auch wieder reizende Idyllen des Glückes in ſich ſchließt und unſer Intereſſe auf das lebhafteſte an ſich feſſelt, ſo werden wir doch oft genug durch den Gedanken überraſcht, jeder von uns wird aus der Menge der Mithandelnden und Zuſchauer unnachſichtlich herausgeriſſen und kann den Ausgang des intereſſanten Schauſpiels nicht erleben. Dadurch wird jeder von uns an den Ausſpruch des Heilands gemahnt: Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt! Wären wir nicht unſterblich, könnten wir uns niemals wieder beſinnen, erwachten wir nicht aus dem Todesſchlafe, ſo hätten wir umſonſt gelebt. Würde nun auch die Weltgeſchichte zu Ende geführt und ihr Andenken in der Erinnerung irgend eines Genius der Erde, oder in einem himmliſchen Buche aufbewahrt, ſo wäre doch von jedem von

uns nur ein Traumbild in der Erinnerung jenes Genius oder ein Wort in jenem Buche übrig, ohne daß wir es wüßten.

Das ist nicht unsere Bestimmung. Wir werden, wie die innere Stimme uns sagt und uns die Offenbarung die Versicherung gibt, in einem andern Leben fortdauern, vom Tode auferstehen. Jeder muß nun einsehen, daß, wenn er in einer andern Welt fortdauert, er auch schon ursprünglich nicht für die irdische Welt, in der er sterben muß, sondern für jene höhere geschaffen war. Daraus muß er aber auch schließen, daß er sein irdisches Leben nur als Vorbereitung auf das künftige zu betrachten hat. Die Vorbereitung kann aber nichts anderes sein, als Prüfung, inwieweit er sich eines bessern Daseyns würdig gemacht hat. Denn er nimmt in die neue Welt nichts mit hinüber, als den Werth seiner Gesinnungen und die Erinnerung an seine Handlungen. Der Werth oder Unwerth derselben hängt aber ausschließlich von dem Gebrauch ab, den er von seiner Freiheit gemacht hat, in Gedanken, Worten und Handlungen. Das ist sein eigen, das nimmt er mit hinüber in die andere Welt, wenn er diesseits alles andere und für immer zurücklassen muß.

Auch die Weltgeschichte selbst hat keine Bedeutung für sich anzusprechen. Sie ist nur das Mittel für den Zweck der Durchreise jedes einzelnen Menschen durchs zeitliche Leben zum ewigen. Nur sofern sie dient, der menschlichen Freiheit nach allen Richtungen hin einen Wirkungskreis zu eröffnen, in welchem sich ihr würdiger oder unwürdiger Gebrauch bewähren kann, erfüllt sie ihren Zweck. Alles in ihr ist vergänglich, ist eitel, wie der weise Salomo sagt, so weit es nur Mittel ist. Ihre einzige lebendige Frucht ist das, was die Menschen an sittlichem Werth oder Unwerth aus ihr in die Ewigkeit mit hinüber nehmen. Was sie an heroischen,

was sie an sanften Tugenden zur Erscheinung gebracht hat, wie auch vom Gegentheil, lebt fort mit den unsterblichen Seelen, denen es zum ewigen Heil oder zum ewigen Verderben gereicht. Jeder rechte, vernünftige, gottgefällige Gebrauch der Freiheit wird dort belohnt, das Gegentheil bestraft. Wie aber diese Früchte für die andere Welt gereift sind, stirbt der Baum der Weltgeschichte sammt der Erde selber wieder ab, denn sie waren nur Mittel, nicht Zweck.

Schon innerhalb der Weltgeschichte selbst sehen wir ganze Völker dahin sterben, die prachtvollsten Werke großer Culturperioden in Ruinen und Staub zerfallen, wie einst nach der Offenbarung Johannis auch die letzten Völker mit der Erde selbst untergehen werden.

Insofern ist nun wirklich, wie Salomo sagt, in diesem irdischen Leben alles eitel. Ich kann nicht umhin hier an die geistreiche Auffassung des Irdischen in den Mysterienlehren und der Gräbersymbolik schon der alten Griechen zu erinnern. Man hatte damals schon eine Vorahnung der christlichen Unsterblichkeitslehre, mußte sie aber der profanen Menge gegenüber in Symbole verschleiern. Die salomonische Lehre, daß alles auf Erden eitel sey, wurde damals schon erkannt, aber in der Art maskirt, daß man auf die Unterwelt übertrug, was die Wissenden vom irdischen Leben verstanden. Man stellte alles vergebliche Ringen und Trachten der Menschen auf Erden als Höllenstrafen dar. Die betreffenden Mythen und Symbole haben eine große innere Wahrheit, daß sie ihre Anwendung auch heute noch auf alles unvernünftige Sinnen und Trachten der Menschen, auf jeden falschen Gebrauch ihrer Freiheit finden. In der Arbeit des Sisyphus erkennt man unschwer das Aide toi der Neuzeit wieder, den Liberalismus, der mit Verfassungs-

formen, allgemeiner Wahlfreiheit, Gleichberechtigung aller, Mehrheitsbeschlüssen den Staat und das Volksglück auf die Höhe der Vollendung emporheben will und immer wieder von vorn anfangen muß, oder den pädagogischen Schwindel, der durch Erziehung eine vollkommene Menschheit herausbringen will und nie herausbringt. In der Qual des Tantalus erkennt man eben so deutlich den Hunger der Armen wieder, die den Luxus der Reichen immer vor Augen haben und selber im Elend vergehen müssen. In den Danaiden die fleißigen unermüdlichen Leute, die unaufhörlich arbeiten und steuern und doch das Faß der Finanzen nicht füllen, weil alles aus demselben wegfließt. Im Oknos, der immerfort aus Schilf ein Seil flicht, was ihm unbemerkt der hinter ihm stehende Esel wieder abfrißt, den langen Zopf der falschen Wissenschaft. Im Ixion, der sich auf dem Rade immer um sich selbst drehen muß, weil er als Mensch der Gottheit Gewalt anthun zu wollen sich erfrechte, die unverschämte moderne Philosophie der Selbstvergötterung. Im Tityos endlich den modernen Weltschmerz.

Kein Völkerideal ist auf Erden jemals erreicht worden, oder wenn einmal ein hochgebildetes Volk eine Glanzperiode wohlverdienten Ruhmes erlebt hat, sank es von dieser Höhe bald wieder herab. Auch keine kühne Gewalt hat die träge Menschheit zu der Höhe hinauf peitschen können, auf der sie ein energischer Herrscher und Gesetzgeber haben und festhalten wollte. Die berühmtesten, die edelsten Völker gingen alle unter in Corruption. Die ältesten Weltreiche der Aegypter und Babylonier gingen durch ihre Cultur zu Grunde, weil ihr der sittliche Nerv fehlte. Die Fleischtöpfe und das goldene Kalb der Aegypter, noch mehr die große babylonische Hure charakterisiren die materialistische Richtung jener ältesten

Civiliſation. Bei den Perſern zuerſt ermannte ſich das ſittliche Gefühl und kämpfte ritterlich gegen die Wolluſt, die vom alten Götzendienſt unzertrennlich geworden war. Aber auch ſie erlagen, als ſie zu Macht und Reichthum gelangt waren, der Verführung. Das edle Volk der Griechen ſchien, indem es die Kraft und Schönheit des äußeren Menſchen zur höchſten Blüte entfaltete, zugleich den feinſten Geiſt ausbildete und alle andern Völker phyſiſch und pſychiſch an Adel übertraf, das Völkerideal erreicht zu haben. Allein es war Täuſchung. Auch die Griechen entarteten und ſogen aus ihrer feinen Civiliſation noch feinere Gifte ein, als alle andern Völker, ja ſie ſanken moraliſch tief unter rohe Barbaren herab. In den Römern ſchien der männliche ritterliche Geiſt der Perſer ſich zu verjüngen, aber auch ſie, ſobald ſie zu Macht und Reichthum gelangt waren, entarteten gleich jenen. Verführt von der griechiſchen Bildung, die nur noch eine ſchöne Leiche war, mußten ſie in deren Umarmung verweſen.

Wo immer eine kraftvolle Dynaſtie ein Volk unter ihrem Zeichen vereinigte, ein neues Reich, eine beſſere Ordnung der Dinge gründete und weiſe Geſetze gab, die Söhne ſchlugen den Vätern nicht mehr nach, die Enkel entarteten, das Reich ging zu Grunde, früher oder ſpäter. Wo irgend ein edler Held ein Volk für die Freiheit begeiſterte, das Joch der Tyrannei oder Fremdherrſchaft brach und einen Freiſtaat gründete, der die edle Begeiſterung verewigen ſollte, da währte es niemals lange, die ſtolzen Republikaner verknöcherten in ſteife greiſenhafte Ariſtokratie, oder verwilderten in Demokratie und Anarchie. Wo ein großer Denker die Jugend begeiſtert, das Volk hingeriſſen hatte zu höhern Anſchauungen der göttlichen und irdiſchen Dinge, wo er in

Gesetz- und Lehrbüchern, in Institutionen, in einem pythagoräischen Bunde, in Mysterien die Weisheit niedergelegt, daß sie das Erbe seines Volkes bleibe, fehlte niemals der Tyrann, der gleich einem großen Elephanten die zarte Anpflanzung niedertrat, oder der Pöbel, der wie eine Heerde Säue in dieselbe einbrach. Wenn die wachsende Bildung eines edlen Volkes den ästhetischen Sinn ausbildete, Begeisterung für die Kunst erweckte, große Künstler Ideale des Schönen vor die erstaunte Welt hinzauberten und die Kunst eine Zeit lang unter dem enthusiastischen Beifall der Großen und des Volks sich auf gleicher Höhe behauptete, sank sie doch immer und unvermeidlich allmälig wieder herab, theils durch den Zudrang anmaßender aber unfähiger Nachahmer, theils durch die Geistlosigkeit akademischer Schablonen, die den Geist in eine stereotype Form bannen wollten, theils durch die Eitelkeit der Künstler, die das Beste noch besser machen wollten und unwillkürlich vom Ideal in die Karikatur fielen, endlich durch die Ueppigkeit und Willkür der Großen, der Mäcene, der Kunstbesteller, und durch die Laune und Veränderungssucht der Menge.

So war denn niemals ein auch nur verhältnißmäßig idealer Zustand in der Menschheit festzuhalten. Die Erscheinung des Menschensohnes auf Erden selbst war nicht im Stande, eine dauerhafte und ausgiebige Begeisterung in dieser Menschheit zu nähren. Auch die Kirche entartete. Auch die christlich-germanische Theokratie wurde eine falsche Hierarchie, das Kaiserthum zerfiel in eine eigenmächtige und zwieträchtige Fürstenoligarchie. Die organische Gliederung der Stände fiel auseinander. Jeder Stand verkam allmälig in seiner Isolirtheit. Jetzt ist die Auflösung noch weiter

gediehen, denn sie bleibt nicht einmal mehr vor der Familie stehen und will auch diese decentralisiren.

Wen das immerwährende Herabsinken von schon erreichten Idealen, das Erfolglose alles irdischen Strebens mit Wehmuth erfüllt, muß sich doch mit dem Gedanken trösten, daß das irdische Daseyn überhaupt nicht sein eigener Zweck, sondern nur das Mittel, die Vorbereitung für das künftige Leben ist, und daß in ihm doch alles erreicht wird, was erreicht werden sollte. Denn alles edle Streben im irdischen Leben erreicht sein Ziel jenseits; alles Gute, was wir hier leisteten oder auch nur ehrlich wollten, es war nichts Vergebliches, nichts, was verloren oder, wenn es nicht erreicht wurde, niemals erreicht werden könnte. Im Jenseits wird alles Gute gesammelt, was hier zerstreut war, und alles vollendet und erfüllt, wonach man hier nur strebte.

3.

Vom Zufall.

Wenn wir die Ordnung der Natur bewundern und auch im Verlauf der Weltgeschichte eine Gesetzmäßigkeit wahrnehmen, die einen weisen Schöpfer und Regierer der Welt voraussetzen läßt, tritt uns doch überall auch der Zufall entgegen, der uns unwillkürlich erschreckt und unwillig macht, weil wir ihn nur zu oft als unvernünftig und ungerecht erkennen müssen. Warum sieht man sich bei unverschuldeten Leiden aufgefordert zu fragen: warum kam ich gerade auf diesem Planeten zur Welt? warum grade in diesem Lande und unter diesem Volke? warum in dieser Familie? grade mit diesen körperlichen und geistigen Anlagen oder Mängeln? Daran knüpfen sich noch viel mehr

zur Wehmuth ſtimmende Fragen: Warum wurde dieſes Kind, woraus ein Menſch hätte reifen ſollen, todt geboren? warum ein anderes eine Mißgeburt? warum iſt ſo vielen Menſchen Mißgeſtalt, Krankheit, Neigung zum Wahnſinn angeboren? warum kommen ſo viele Menſchen ihr Lebenlang aus den roheſten Zuſtänden nicht heraus? warum wird andern, die zu den ſchönſten Lebenshoffnungen berechtigen, die Lebensblüte frühe geknickt? warum kommt der eine blos durch äußere Umſtände in die ſchwerſten Verſuchungen, während der andere in Ruhe und Sicherheit wie von unſichtbaren Schutzengeln gehütet zu werden ſcheint?

Natürlicherweiſe hat man von jeher die leidige Thatſache auszugleichen geſucht durch die Vorausſetzung, die Seele ſey unſterblich und nach dem irdiſchen Tode werde der Menſch, der unverſchuldet auf Erden gelitten, durch Gottes Gerechtigkeit und Erbarmung reichlichen Erſatz dafür finden.

Mit dieſem ſchönen Troſte iſt jedoch das Warum? noch nicht beantwortet. Das Leiden, wenn auch wieder gut gemacht, iſt nicht erklärt. Die jetzt noch zahlreichſten Völker Aſiens erklären alle dieſe irdiſchen Leiden, die den Unſchuldigen treffen, durch eine frühere Exiſtenz des Menſchen. Während derſelben ſoll er geſündigt haben, und was er im Erdenleben zu leiden hat, ſoll die Strafe dafür ſeyn. Darauf iſt die berühmte Lehre der Seelenwanderung gegründet, die von den Indern und Mongolen in ausſchweifender Weiſe behandelt worden iſt, immer aber das Gute an ſich hat, daß ſie den Menſchen anſpornt, ſich in ſeinem irdiſchen Leben möglichſt von jeder Sünde fern zu halten, um im künftigen Leben nicht neuen Strafen ausgeſetzt zu

ſeyn, ſondern den Lohn der Tugend zu ernten. Die ganze Lehre iſt inzwiſchen eine willkürliche Vorausſetzung und führt in ihren Folgerungen zu phantaſtiſchen Vorſtellungen, in denen kein richtiges Verſtändniß des Weltzwecks mehr gefunden wird. Nach der buddhiſtiſchen Lehre ſind alle Geſchöpfe, nicht nur der Menſch, ſondern auch Thiere, Pflanzen, Steine der Seelenwanderung unterworfen, erheben ſich durch ihre Tugend zu immer höheren Graden der Vollkommenheit, vom Thiere zum Menſchen, vom Menſchen zum Range höherer Geiſter, endlich zu Gott. Alle ohne Ausnahme werden zuletzt Buddha, verſchmelzen mit ihm in ein Weſen und die Welt hört auf. Dieſe Vorſtellungsweiſe kann nicht befriedigen, weil ſie erſtens alle Weſen gleich ſtellt und zweitens den langen Kampf des Lebens nur mit der Ruhe des Todes enden läßt.

Wie ſehr es auch den menſchlichen Stolz demüthigen mag, ſo iſt es doch gewiß, daß die große Verſchiedenheit der Menſchen auf Erden und alle ihre Leiden und Mängel in dem großen Gemälde der Weltgeſchichte nothwendig ſind. In dieſer Mannigfaltigkeit erkennen wir ein harmoniſches Geſetz. Der Verlauf der Menſchenſchickſale innerhalb der Zeit hat ſeine Geſetzmäßigkeit, wie die räumliche Natur mit ihren mannigfaltigen Gegenſätzen, welche doch von einer innern Harmonie beherrſcht ſind. In jenem großen Gemälde der Weltgeſchichte iſt der einzelne Menſch allerdings nur eine winzige Staffage und von ſeiner Freiheit iſt in dieſer Beziehung nicht viel zu rühmen. Selbſt der Held eines Volks ſteht in deſſen Mitte und in einer gewiſſen Zeit, wie ein Baum auf einem gewiſſen Felde wächſt, und kann nicht heraus. Die Menſchheit iſt nicht auf einmal entſtanden. Von einem Paar abſtammend, hat ſie ſich in vielen

Generationen vermehrt, Racenunterschiede und klimatische Modificationen angenommen, nicht viel anders wie die Thiere langsam im Verlauf der Zeit sich entwickelt, in gewissem Sinn an Erkenntniß und Talent vorschreitend, aber auch durch sittliche Verderbniß rückschreitend. Man erkennt in dieser geschichtlichen Entwicklung bestimmte Gegensätze, die jedoch ein Gesetz der Harmonie nicht ausschließen. Wie in der räumlichen Natur, so zeigen sich auch in der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit Gesetze, welche die Völkermassen und ihr geschichtliches Verhalten nicht viel anders erscheinen lassen, als die elementaren Massen und das in ihnen wirksame Naturgesetz. Da ist keine Freiheit, oder was man Freiheit nennt, hat nur die Bedeutung etwa wie das fressende Element des Feuers. Daher die Vergleichung der französischen Revolution mit einem Vulkan nicht blos eine poetische ist. Sie haben ganz gleiche Bedeutung, der Vulkan in der Natur, die Revolution in der Geschichte.

Ein ungeheurer Strom rollt die Weltgeschichte ihre Wellen in eine unbekannte Ferne fort und eine Generation nach der andern sinkt in diesem Strom unter, um niemals wiederzukehren. Welchen lebendigen Antheil der Mensch nun auch in dem kurzen Zeitraum, der ihm auf der Erde zu leben und zu wirken vergönnt ist, an der Weltgeschichte nimmt, wie thätig und eifrig er wenigstens an seinem Ort in ihr mitwirkt, plötzlich wird er aus der Strömung hinausgerissen, vom fortrollenden Rade des Weltschicksals abgeschleudert und kommt nie mehr wieder. Dadurch nun werden wir erinnert, daß uns nicht ausschließlich der Raum und die Zeit, in der wir auf Erden leben, zu unserm Wirkungskreise angewiesen ist, sondern daß uns noch ein zweiter

und ohne Zweifel noch wichtigerer zugewiesen ist. Zur plötzlichen Abreise gezwungen, können wir nicht mehr zweifeln, daß wir auf diesem Planeten nur zum Besuche waren und daß wir wo anders zu Hause sind. Ist auch bei denen, die sich hier glücklich fühlen, das Heimatsgefühl mehr an die irdische Scholle gebunden, so doch nicht bei den zahllosen Unglücklichen, deren Heimweh nach einer andern Welt ihr einziger Trost ist. Allerdings geht ein großer Zwiespalt durch die Menschheit in Bezug auf dieses Heimatsgefühl. Die einen wenden sich ausschließlich dem Gegenwärtigen innerhalb ihrer irdischen Wohnung zu. Andere sind durch ein tiefes Gefühl in der Seele oder durch abschreckende Schicksale im irdischen Leben veranlaßt, sich mehr als Fremdlinge auf Erden, ja als Verbannte aus einer bessern Welt, gleichsam als Flüchtlinge des Himmels zu betrachten.

In einer kleinen Schrift „Geist der Geschichte", die ich vor mehr als zwanzig Jahren herausgab, machte ich darauf aufmerksam, daß die Gestalt unserer Erde und ihr Verhältniß zur Sternenwelt jener Doppelseitigkeit der Menschheit entspricht. Die Menschheit hat nämlich vermöge ihrer Sinnlichkeit vorzugsweise einen Zug zum Aequator, vermöge ihrer Geistigkeit vorzugsweise zum Nordpol hin. Auf der Erdoberfläche selbst lagert sich mehr festes Land um den Nordpol, wie auch die nördliche Himmelsfläche reicher an Sternen ist. Das deutet auf einen Zug des Irdischen zu einer höhern und fernern Welt hin. Andererseits steht die Erde unter dem übermächtigen Einfluß der uns viel näheren Sonne, die mit ihren befruchtenden Strahlen das reichste Leben im Gürtel der Tropen rings um sie her weckt, ein Paradies der Thiere und der rohen Menschenracen, in denen

die Sinnlichkeit überwiegt. Die edlern Menſchenracen können hier nicht gedeihen, ſondern nur in den kühlern, dem Nordpol zugewendeten Regionen, und von ihnen aus kämpft ein geiſtiges, edles, ſittliches und religiöſes Princip gegen das von Süden aus herrſchende Princip des Materialismus und der Sinnlichkeit. Dieſer Blick auf den Erdglobus iſt nicht unwichtig für das Verſtändniß der Doppelſeitigkeit des Menſchen. Sein beſſeres Theil erſcheint nicht im Beſitz der Erdenmitte, der reichſten Erdenſchätze, des irdiſchen Paradieſes, ſondern iſt ſeitwärts gedrängt, der kältern und nächtlichen Zone, dem Nordpol zu. Damit iſt aber angedeutet, daß die Menſchheit grade in ihrem beſſern Theile auf eine andere, höhere Heimat angewieſen iſt, daß ſie ihre wahre Beſtimmung nicht hier, ſondern erſt anderswo erreichen kann.

Wir kommen nun auf die Klage zurück, die über ſo viel unverſchuldetes Unglück auf Erden ſchon ſeit Jahrtauſenden forttönt. Sie hat ihren Troſt im religiöſen Bewußtſeyn einer ewigen Vergeltung und Sühne gefunden, ahnungsweiſe ſchon in den Myſterien der gebildeten Heiden, ehe noch die chriſtliche Offenbarung deshalb volle Sicherheit gewährte. Allein es iſt dem Menſchen nicht gegeben, ſich in dieſe Sicherheit gleichſam einzubetten, und ſich, ſelber unthätig, allein der himmliſchen Gnade darzubieten. Wie ſchon vor der Menſchwerdung Gottes edle Heiden gegen das Böſe auf dieſer Erde kämpften, ſo iſt dieſer Kampf auch den Chriſten nicht erſpart. Der große ſpaniſche Dichter Calderon ſagt einmal: „Man muß auch im Traume edel handeln.“ So thaten jene blinden Heiden, deren Augen noch nicht das Licht der Offenbarung geöffnet hatte, deren Seelen aber, wie im tiefen Schacht der Diamant, die Zukunft des Lichtes vorempfanden.

Wie sehr nun auch der Strom der Weltgeschichte, an unsern Planeten gebannt und eingeschlossen zwischen einem Anfang und Ende, völlig unabhängig erscheint von der höhern Bestimmung der Menschen, die er nur wie zufällig in einer kurzen Spanne Zeit mit seinen Wellen aufwirft und wieder untersinken macht, und wie wenig der einzelne Mensch, der aus den Wirbeln dieser Wellen herausgerissen, in einer andern Welt, in seiner wahren Heimat noch geneigt seyn mag, sich um das arge Treiben auf dieser Erde zu bekümmern, so besteht dennoch ein tiefer Zusammenhang zwischen der Weltgeschichte oder dem Schicksal der Menschen im Ganzen und der Bestimmung des Menschen im Einzelnen, durch die er aus dem irdischen Kreise hinaus und in einen höheren eintritt.

Das Bindeglied, die feste Kette ist das Sittengesetz, welches vollkommen gleiche Geltung hat für die Völker bis zum Schluß der Weltgeschichte, wie für den einzelnen Menschen im Verlaufe seines Lebens bis zu seinem Tode. Denn es sind keine andern sittlichen Motive in den großen Blättern der Geschichte zu lesen, wie im kleinen Tagebuch des unbedeutendsten Menschen. Was hier edel ist, ist es auch dort; was hier verdammlich, auch dort. Auf der gleichen Waage wird der Charakter ganzer Völker gewogen, wie der des geringsten Individuums. Und wie unabhängig auch die große Strömung der Weltgeschichte, als wäre sie nur von einer höhern Macht regiert, dem kurzen Leben des einzelnen schwachen Menschen vorüberrauscht, so ist sie dennoch die Summe alles Guten und Schlechten, was die einzelnen Menschen thun, und der in der Geschichte waltende Gott ist doch nur der nämliche, der dem Menschen die volle Freiheit gelassen, Gutes oder Böses zu thun.

4.

Vom Eifer für den irdiſchen Beruf.

Die meiſten Menſchen haben hier auf Erden Arbeit und Sorgen für ſich ſelbſt und ihre Familie, viele auch ein Talent für Kunſt, Wiſſenſchaft, für techniſche Fächer, für Politik, deſſen Ausübung ſie beglückt, viele auch Ehrgeiz, den ſie befriedigen wollen, andere Wohlwollen für ihre Mitmenſchen, denen ſie ihr ganzes Leben widmen. Das iſt alles natürlich und der Eifer für den irdiſchen Beruf, wenn er den Mitmenſchen nur nicht zum Nachtheil gereicht, ganz löblich. Er ſchließt jedoch den Hinblick auf das Jenſeits, die Erinnerung an unſere Beſtimmung für ein höheres Leben nicht aus. Man kann der fleißigſte Bürger, der wärmſte Patriot, der feurigſte Held, der vielbeſchäftigtſte Staatsmann, der genialſte Künſtler ſeyn und braucht ſich doch nicht ſo ganz in das Gegenwärtige zu verſenken, um nicht auch des Berufes eingedenk zu ſeyn, der unſerer nach dem Tode wartet.

Hierbei ſind folgende Punkte beſonders zu erwägen.

Einmal arbeitet und ſchafft der Menſch im irdiſchen Leben nicht blos für dieſes, ſondern auch für das künftige. Was er thut, um ſeine Mitmenſchen zu unterſtützen, zu veredeln, das Gute, Wahre und Schöne zu befördern, die Menſchen für das Hohe und Heilige zu begeiſtern, das alles gereicht ihm nicht blos zum irdiſchen Ruhm, ſondern auch zum Verdienſt für die Ewigkeit. In ſofern fällt die Scheidewand zwiſchen dem irdiſchen und ewigen Leben eigentlich hinweg. Wer auf Erden ſo handelt, daß er des Himmels werth iſt, der lebt eigentlich ſchon im Himmel, wenn auch ſeine Füße noch auf Erden ſtehen.

Zweitens wird der Menſch von dem, was gut an ihm war, auch in der andern Welt nichts verlieren. Wer mit beſonderer Liebe ein ſeltenes Kunſttalent übte und daſſelbe zu Gottes Ehre und zur Veredelung der Menſchen anwandte, fern davon, damit zum Böſen verführen und der Sünde ſchmeicheln zu wollen, der braucht auf dem Sterbebette nicht darüber zu klagen, daß er mit dem Leben auch ſeiner hohen Begabung entſagen müſſe. Oder ſollte der göttliche Sänger, aus deſſen Tönen hier auf Erden der Himmel zu uns ſprach, jenſeits aufhören müſſen zu ſingen? Man ſagt von der Nachtigall, ſie ſey ein Flüchtling des Himmels und bringe Töne deſſelben auf die Erde herab. So glauben wir auch in der heiligen Muſik der großen italieniſchen und deutſchen Meiſter unmittelbar die Sprache des Himmels zu hören und drückt überhaupt die Muſik die tiefſten Gefühle der Kinder Gottes aus, die nach der Wiedervereinigung mit dem Vater ſich ſehnen, das Heimweh nach dem Himmel. Aber auch die ſichtbare Natur iſt ſo reich an Schönheit, daß der Schöpfer, welcher die Seele mit ſo vieler Empfänglichkeit für alles Schöne ſchuf, ihr in der andern Welt ohne Zweifel noch Wunder der Schönheit zeigen wird, von denen wir hienieden noch keine Ahnung haben.

Wenn männliche Seelen ihre höchſte Befriedigung nur im Kampfe fanden und ihnen die landläufige Vorſtellung von einer höchſt langweiligen trägen Ruhe in der andern Welt widerlich erſcheint, ſo dürfen auch ſie ſich tröſten, denn der in der Männer Herz den edlen Trieb gelegt, für Wahrheit, Recht, Unſchuld und für das Heilige zu kämpfen, der wird in einer andern Welt die unſterbliche Seele nicht entmannen laſſen.

Die Haupttugend des weiblichen Geſchlechts iſt Dulden.

Die nun hier auf Erden dulden, ſind die am höchſten von Gott begnadeten. Auf dem ſchwarzen Hintergrunde der Leiden malt ſich die Schönheit der Seele am lichteſten aus. In dem berühmten Liede: „Ob Lieben Leiden ſey, ob Leiden Lieben ſey?“ iſt das Geheimniß der im Irdiſchen leidenden, aber zum Himmel aufblickenden Seele am zarteſten ausgedrückt. Im Leiden verbirgt ſich eine Luſt, welche ſüßer nicht gedacht werden kann und von der uns die Legende der heil. Lidwina das Wunderbarſte berichtet. Es gibt eine Stärke der Seele, die den körperlichen Schmerz überwindet, ja die ihn freiwillig übernimmt und wie der Magnet nur nach mehr Laſt verlangt. In dieſen ſtarken Seelen offenbart ſich die unſterbliche Freiheit ſchon mitten in den Banden der ſterblichen Leiblichkeit. Noch im Leben befangen ſind ſie ſchon über daſſelbe erhaben. Das alles aber könnte nicht ſeyn, wenn nicht Gott bei ihnen wäre. Ihre Erhebung iſt nichts Einſeitiges, Gott blickt von oben auf ſie herab und die Kraft ſeines Blickes ſtählt ſie wunderbar.

Seltener als dieſe Luſt im Leiden iſt der ſtandhafte Muth unter Beleidigungen und Kränkungen aller Art, die edle Seelen auszuſtehen haben im Verkehr mit der immer wachſenden, immer aufdringlicheren Gemeinheit der Menſchen. Körperlicher Schmerz iſt leichter zu ertragen, als dieſer moraliſche Ekel vor einer beſtändigen unvermeidlichen Befleckung. Man hat ſogenannte Ebenbilder der Gottheit vor ſich, die aber durch die Sünde verzerrt ſind zu halbthieriſchen, halbteufliſchen Phyſiognomien. Man ſoll ſie anerkennen als Mitmenſchen, man iſt vielleicht gar von ihnen abhängig und kann ſie nicht loswerden. Man wird von ihnen roh angepackt oder betrogen, übervortheilt, belogen und befindet ſich vielleicht in einer äußern Lage, in der man ſich nicht

einmal wehren kann. Das sind die unleidlichsten Erfahrungen und Proben im irdischen Leben, wenn man die Gemeinheit nicht mitmacht. In solchen Lagen aber ist eine edle Seele berechtigt, bei aller äußern Demuth und Resignation sich in das Bewußtseyn der vornehmeren Natur zurückzuziehen. Die edle Seele hat ihre Heimat im Himmel, ihre Verwandtschaft unter den Engeln. Was kann ihr eine rohe Umgebung, brutale Zumuthung, alberne Unterhaltung, die Affenschande der Mode anhaben, wenn sie sich rein und frei hält vom Mitmachen der Narrheit und Gemeinheit? Wenngleich gefangen und resignirt, darf sie doch wie Christus mit gebundenen Händen vor seinen unbefugten Richtern und vor dem höhnisch ihn umgrinsenden Pöbel ruhig die Augen niedersenken, als wäre sie fern von hier in schöner Einsamkeit „und sähe in den Abfall einer Quelle."

Wie Leiden ein Segen ist, so bringt allzu großes Glück und zu großer Reichthum der Seele Gefahr. Die nach dem Glück jagen und ihm Redlichkeit und Treue opfern, oder die im Glück aufgewachsen, ihr Leben nur in sinnlichen Genüssen zubringen und dabei alle wahre Freude und Erhebung der Seele entbehren, würden, wenn sie Gott vor Augen hätten und nur einmal ihre eigene Vernunft frügen, begreifen, wie sie sich an den darbenden Mitmenschen versündigen und sich selber in ewiges Verderben schlemmen und faullenzen, denn wie schon Lukian den Reichen schadenfroh vormalt, der rauhe Charon wird ihnen nicht erlauben, ihren Mammon mit in die andere Welt zu nehmen, und sie nackt und blos in seinen Kahn werfen, um sie zur ewigen Verdammniß zu steuern, in welcher sie, wie das Evangelium sagt, nach dem Tropfen lechzen werden, den der barmherzige Arme aus dem Himmelreich auf sie niederfallen läßt.

5.

Hieroglyphen der Weltgeschichte.

Wenn Bewohner anderer Sterne aus himmelweiter Ferne unsere Erde mit ihrer Weltgeschichte sich vorüberdrehen sehen könnten, wie ein Buch, dessen Seiten umgeschlagen werden, würden ihnen gewisse Zeichen besonders auffallen, in welche das inhaltschwere Schicksal der Menschheit wie in Hieroglyphen ausgesprochen ist.

Die erste dieser Hieroglyphen ist der von der Schlange umwundene Apfelbaum im Paradiese und die zweite ist der Thurm zu Babel. Beide stehen mit einander in Verbindung, denn sie kennzeichnen in der frühesten Geschichte der Menschheit schon den Mißbrauch des freien Willens. Der Apfel und die Schlange bedeuten die erste Sünde, die aus dem Gelüsten nach Verbotenem hervorgeht, der Thurm aber bedeutet die zweite Sünde, die aus der vermeinten Eigenmacht des Menschen und aus dem kühnen Trotze gegen Gott hervorgeht. Das waren die Ursünden des Menschengeschlechts und sind es heute noch, Gelüsten nach dem, was Gottes Gebot ausdrücklich verbietet und was auch die Stimme der Vernunft, das warnende Gewissen, das Erröthen der Scham jedem natürlichen Menschen als unwürdig, als unehrenhaft, als schlecht kennzeichnet; und Trotz gegen Gott, Uebermuth im Bewußtseyn eigener Stärke und der Mitwirkung so vieler anderer Menschen. Diese Sünden sind so tief bei denen gewurzelt, die sich nicht besinnen, wozu ihnen der freie Wille gegeben ist, daß sie sich immer und immer wieder im Privatleben, wie in der Geschichte der Völker wiederholt haben. Gegen das Gelüsten und gegen die Hoffahrt haben noch alle schlimmen Erfahrungen nichts gefruchtet, und die Menschen haben

heute noch nicht begriffen, daß ihnen ihre Sünden nur immer selber zum Schaden und Verderben gereichen. Die Folge der ersten Sünde war der Verlust des Paradieses. Die ersten Menschen hatten alles, was sie bedurften, aber sie gelüsteten nach mehr, und darum verloren sie auch das, was sie gehabt; woraus ihre Nachkommen erkennen sollen, daß auch sie alles, was ihnen Gottes reiche Natur, obgleich sie kein Paradies mehr ist, auch jetzt immer noch bietet, verlieren werden, wenn sie nach mehr und nach Verbotenem gelüsten. Niemand weiß, ob es nicht Gott gefällt, die Optimisten, die aus eigenen Mitteln, mit blos menschlichen Kräften, das Paradies auf Erden wieder aufbauen wollen, durch Erdbeben und andere Naturschrecken zu enttäuschen und anstatt des Paradieses das todte Meer finden zu lassen. Jedenfalls werden sie zur Strafe ihres Gelüsten dort, wohin sie nach dem Tode kommen werden, weniger finden, als sie hier auf der Erde fanden, und es wird ihnen dünken, sie hätten mit dem Erdenleben soviel verloren, als Adam und Eva mit dem Paradiese.

Die zweite Sünde wurde nicht minder schwer heimgesucht an den Stolzen, welche sie begingen. Anstatt mit vereinigten Kräften den Thurmbau zu Stande zu bringen, richtete jeglicher seinen Willen wo anders hin, gingen sie alle auseinander und zerstreuten sich in kleinen Gruppen, indem sie einander gar nicht mehr verstanden, nichts mehr von einander wissen wollten, einander flohen. Die Sünde des Hochmuths und des Trotzes auf Eigenmacht wurzelt immer noch tief in den Menschen, und die gleiche Ursache hat immer wieder die gleiche Wirkung. Grade in unserer Zeit hat sich der menschliche Trotz wieder höher gesteigert, als seit Jahrhunderten. Immer wieder wollen sie mit vereinten

Kräften ein Ideal des Staats und der Gesellschaft verwirklichen, welches den christlichen Staat, den längst verrotteten, weit übertreffen soll. Aber sie werden nicht einig; jeder beweist dem andern sonnenklar, was er will, aber keiner versteht, keiner hört den andern. Selbst die in gleichem Irrthum befangenen Gesinnungsgenossen laufen einander den Rang ab und verlegen einander den Weg. Die sich große Baumeister der Zukunft dünken, bringen nichts zu Stande als auf dem Papier und in einem hirnverwirrenden Durcheinander von Reden, bis die Völker sich mit ihnen im Wirbel drehen und dann allemal der schwarze Mann kommt, der sie wie böse Buben züchtigt und die Ruhe auf eine Zeitlang wieder herstellt.

Beide erste Sünden wirkten in der ältern Geschichte des Menschengeschlechts fort, und was auch immer an Tugend und Weisheit sich emporrang, um die Menschen zu bessern, das böse Gelüsten, die Wollust, der Heißhunger nach verbotenem, unsittlichem Genuß auf der einen, der Trotz, die rücksichtslose Gewaltthätigkeit auf der andern Seite erstickten alle edleren Bestrebungen immer wieder im Koth der Corruption oder im Blute des Krieges und der Tyrannei. Der trotzige Krieger aber fiel nach dem Siege im Genuß seiner reichen Beute derselben Wollust anheim, welche die Besiegten so sehr geschwächt und entnervt hatte, daß sie sich gegen den Stärkern nicht mehr wehren konnten. Daher die dritte Hieroglyphe der Weltgeschichte, das über den Völkerströmen thronende Weib, bedeutend die weibisch gewordene, durch und durch entehrte und sich ihrer Entehrung rühmende Menschheit, die babylonische Hure. Vergebens mahnten die Propheten des jüdischen Volkes, vergebens waffneten sich die Perser und zündeten ihr heiliges Feuer an, um alle Götzen

der Sünde mit ihren Tempeln zu verbrennen; vergebens redeten die Weisen Griechenlands von Vernunft und Menschenwürde. Auch die edleren Völker versanken in dem allgemeinen Schlamm der Sünde.

Also wurde erfüllt, was die Schrift sagt, die von Gott gut geschaffene Erde wurde erst durch die Menschen verderbt, aber nur zu ihrem eigenen Verderben. Offenbarung Johannis 11, 18.

Da erbarmte sich die ewige Liebe der tief gesunkenen Menschheit und Gott sandte seinen eingebornen Sohn zu seinen andern unglücklichen Kindern auf die Erde nieder, um das fast erloschene Bild der Gottähnlichkeit in ihnen wieder aufzufrischen, sie als Brüder zu belehren, ihre befleckten Seelen zu reinigen. Und um ihre Schuld zu sühnen, mußte sich der sündenlose Gottessohn zum Opfer darbringen für seine Brüder. Das ist die Bedeutung des Kreuzes, der heiligen Hieroglyphe der Weltgeschichte. Das Kreuz, an welchem der Sohn Gottes verblutet, ist das Gegenbild zum von der Schlange umwundenen Apfelbaum im verlornen Paradiese. Dort begann die Sünde, hier die Erlösung.

Auch der babylonische Thurm hat sein Gegenbild erhalten im Aufbau der christlichen Kirche. Wie aus jenem Thurme, infolge der Hoffahrtssünde und des menschlichen Trotzes gegen Gott, die Menschheit excentrisch auseinander ging und das Bewußtseyn ihres Zusammenhanges mit Gott verlor, so sollte die Kirche diese Menschheit wieder zurückführen zur Einigkeit und zum Bewußtseyn ihres Zusammenhanges mit Gott. Die deutsche Baukunst des Mittelalters drückte diesen Gedanken in ihrer Steinschrift aus. Jedes in seiner Art selbständig und doch harmonisch verbinden sich alle Glieder des wunderbaren Baues zum einheitlichen Gan-

zen und führen pyramidalisch die Menschheit, gleichsam die Erde selbst dem Himmel entgegen.

Tief war die sündige Menschheit von der Erscheinung des Sohnes Gottes ergriffen, und der mächtige Eindruck, den er zurückließ, hielt lange nach. Allein Gott hatte wie bei der Schöpfung des Menschen, so auch wieder bei der Sendung seines Sohnes nur die freiwillige Hingabe der Menschen an sein Gesetz und an seine Gnade gefordert, niemals aber sie hindern wollen, sich anders zu entscheiden. Denn der freie Wille, den er ihnen bei der Schöpfung zuerkannt, war und blieb ihr unantastbares Eigenthum, welches auch durch das äußerste Maaß von Mißbrauch nicht verwirkt werden konnte. Und so geschah es, daß die Menschen auch nach der Erscheinung des Messias und nach der Stiftung seiner Kirche dennoch wieder in das alte Gelüsten und in den alten Trotz zurückfielen. Wir haben im Verlauf unserer Erörterungen den Verfall der Kirche, die Desorganisation der christlichen Gesellschaft uns zur Anschauung gebracht. Gerade jetzt stehen wir an einem verhängnißvollen Wendepunkt. Wird es noch möglich seyn, die Menschheit aus der zunehmenden Verwilderung zurückzureißen, sie zur Besinnung zu bringen, sie wieder mit christlichem Geist zu erfüllen, das Ebenbild Gottes in ihr zu erneuern, ihren Willen von der Sinnlichkeit und Hoffahrt wieder dem Edlen, Würdigen und Heiligen zuzuwenden?

Alles kommt auf die Lösung der christlichen und der socialen Frage an.

Das Christenthum ist nicht mehr in seiner Glanzperiode. Einst ein herrlicher Baum, der ganz Europa überschattete und über alle Welttheile sich ausbreiten zu wollen schien, ist es jetzt in seinem äußeren Wachsthum gehemmt und

innerlich kernfaul geworden. Die einige allgemeine Kirche kam niemals zu Stande. Doch in der aufsteigenden Bewegung der Christenheit blühete auf einer Seite immer wieder alles frisch und kräftig empor, wenn auch die andere Seite welkte. So wurde durch die römische Kirche reichlich ersetzt, was der griechischen abging. Als endlich beide Kirchen wieder vereinigt werden sollten, endeten die Verhandlungen darüber mit Fixirung ihrer Trennung und Feindschaft für alle Zeiten. Es war im Jahre 1439, vierzehn Jahre vor der Eroberung Constantinopels durch die Türken. Eigentliche Todesnoth trieb die griechischen Christen in die Arme der römischen, und doch zogen sie die Trennung und die Unterjochung unter die Sultane, den stummen Gehorsam unter dem Czaaren vor. Das Florentinische Concilium lieferte den traurigen Beweis, daß, wo die Gemeinde ohne den Geist Christi tagt und sich nur von politischen Rücksichten und Vortheilen bestimmen läßt, sie kein einiges Werk zu Stande bringt, sondern nur die Zwietracht steigert, wie beim Thurmbau zu Babel. Das Nämliche wiederholte sich auf dem Concilium zu Trident. Anstatt daß durch dasselbe eine Wiedervereinigung des reformirten Nordens mit dem katholisch gebliebenen Süden erzielt worden wäre, wurde die Kluft zwischen beiden nur noch tiefer aufgerissen und der Haß verewigt.

Das ökumenische Concil von 1869 soll zunächst die unbotmäßigen Katholiken des europäischen Südens dem Papstthum wieder fügsam und unterthänig machen und hofft sogar, die päpstliche Autorität auch den Protestanten des Nordens wieder annehmlich zu machen. Aber heute sind die Umstände noch ungünstiger, als sie es zur Zeit der Florentiner und Tridenter Kirchenversammlungen waren, und das Ergebniß wird wieder nur das des Thurmbaues zu

Babel, nämlich ſtatt der Wiedervereinigung ein deſto trotzigeres Auseinandergehen ſeyn. Das Programm vom 13. September fordert die Proteſtanten zur Rückkehr in die alte Kirche auf, ohne ihnen die geringſte Conceſſion zu machen. Was ſoll dabei herauskommen? Hat die gegenwärtige Zeit noch nicht ſo viel Sinn für Wahrheit, um aufzugeben, was doch für die Folgezeit unhaltbar iſt, ſo wird ſie die Gemüther nicht verſöhnen und der Kampf wird fortdauern und ſie nur noch mehr verbittern. Nichts läge näher und wäre vernünftiger als ein endlicher Ausgleich unter den wahrhaft frommen Chriſten katholiſcher und evangeliſcher Confeſſion. Aber den Vorurtheilen und politiſchen Rückſichten gegenüber iſt die Hoffnungsloſigkeit ſo groß, daß man es noch nicht einmal gewagt hat, eine Baſis für die Friedenspräliminarien zu ſuchen und die Punkte klar zu bezeichnen, die von dieſer und von jener Seite nothwendig aufgegeben werden müſſen, wenn Friede werden ſoll. Das Feſthalten an allen alten Anſprüchen, ja an offenbaren Ungerechtigkeiten gegen die Gegenpartei und an manchem, was ſogar unvernünftig an ſich iſt, kann die Chriſtenheit nicht ſtärken, ſondern unter dem Hohnlachen der Heiden und Juden nur immer tiefer ins Verderben führen. Bei ſo geringem Triebe der Chriſten, ſich aneinander zu ſchließen, müſſen ſie zuletzt unterliegen. Der erſte Sturm, der wieder wie im Jahre 1793 losbrechen kann, wird die Mehrheit derer, die ſich jetzt noch Chriſten nennen, feig finden.

Würde das ſociale Bedürfniß zugleich als das chriſtliche aufgefaßt, ſo würde die Menſchheit ſich auf dem rechten Wege befinden und beide würden zu einer befriedigenden Löſung gelangen. Aber der rechte Weg iſt längſt verfehlt. Die Socialiſten haben ſich in ungeheurer Mehrheit von den Altären fern gehalten und ſind in das tiefſte Fahrwaſſer

der antichristlichen Strömung hineingerathen. In Frankreich, in der Schweiz, in Deutschland haben sie die Parole ausgegeben: Ehe man dem Christenthum nicht den Garaus macht, kann die Gesellschaft nicht gerettet werden.

Im weiten Rußland ist die Kirche unerschüttert geblieben, aber im Dienst der Staatsgewalt muß sie alles dem Kaiser geben und hat keine Freiheit, auch Gott zu geben, was Gottes ist. Sie hat keine Wahl, zwischen beiden einen Unterschied zu machen. Dennoch könnte die Christenheit im Westen in solche Nothstände kommen, daß sie lieber nach Sibirien verbannt seyn möchte, als auf den zertrümmerten Altären der demokratischen Freiheit zum Opfer geschlachtet zu werden. Aber die Russen, selbst wenn sie einmal als Retter aus der Anarchie des Westens erscheinen könnten, sind doch nicht geeignet, die Menschheit zu verjüngen und ihren sittlichen Adel wieder herzustellen, wie es einst die Germanen in der Völkerwanderung vermocht haben. Slaven fehlt der germanische Nerv.

Auf die Deutschen in der Mitte Europas ließe sich noch immer einige Hoffnung gründen. Trotz ihrer staatlichen und confessionellen Spaltung, trotz ihres liberalen Schwindels haben sie noch mehr Kraft bewahrt, als ihre romanischen und slavischen Nachbarn. Mit jedem deutschen Kinde wird in der Regel wieder ein gesunder und für Wahrheit, rechten Gebrauch der Vernunft, Scham und Ehrenhaftigkeit empfänglicher Mensch geboren. Würde man ihn besser anleiten, oder würde er durch ein Nationalunglück zu einer außerordentlichen Kraftanstrengung begeistert wie 1813, so ließe sich noch Großes von ihm erwarten. Auch die Lage Deutschlands in der Mitte Europas ist eine günstige. Wenn das so schön begonnene Werk der Wiedervereinigung der deut-

schen Stämme zu einem großen und einigen Reich unter dem begabten und seiner Aufgabe gewachsenen Hause Zollern vollendet werden kann und nicht durch die Unvernunft des Particularismus und durch verrätherische Verbindung mit dem Ausland gestört wird, so ließe sich denken, daß hier ein Grund gelegt würde zu einem soliden und dauernden Bau, in welchem wie in einem gothischen Dome selbständige Glieder doch wieder harmonisch dem Ganzen sich fügten. Aus der Einheit der Deutschen würde zunächst die Sehnsucht auch nach kirchlicher Einheit hervorwachsen und man würde mit Ernst auch dieses Werk angreifen und durchzuführen suchen. Wäre durch das deutsche Reich Europa wieder in seiner Mitte consolidirt, so würden sich ihm auch die Stammverwandten in Scandinavien und England, ja selbst in Frankreich in dem Maaße ankristallisiren, wie sie bedroht seyn würden von den Großmächten der Zukunft in Asien und Amerika. Alle gebildeten und das Christenthum in seiner edelsten Form conservirenden Europäer würden sich solidarisch verbunden erachten und durch ihr Zusammenhalten stark genug werden, die Unabhängigkeit und den alten Ruhm des Welttheils zu bewahren.

Sollte aber die kirchliche und sociale Reconstruction Europas aus Mangel an sittlichem Ernste nicht mehr möglich seyn, vermöchten die nächstfolgenden Generationen den großen Gedanken der Wiedergeburt nicht zu fassen, sondern würden sie sich fort und fort in kleinlicher Zwietracht, dynastischer Eifersucht, in immer neuen, nichtswürdigen Kriegen um das sog. europäische Gleichgewicht und in immer wachsender Irreligiosität, Unsittlichkeit und Entnervung abschwächen, dann wird unfehlbar die ungeheure Welle der socialen Revolution über sie daherrauschen.

6.

Das rothe Gespenst.

Wir sind bei einer Hieroglyphe der neueren Geschichte angelangt.

In der Schreckenszeit des französischen Convents wurde die Revolution auf ihrer Höhe durch einen genialen Zeichner in England (in der illustrirten Zeitung London und Paris) als rasend gewordener Tod, als ein alles niedermähendes blutrothes Gerippe aufgefaßt. Das ist das rothe Gespenst, welches schon wieder seit einigen Jahrzehnten aus dem Dunkel der Zukunft lauernd hervorblickt, wie Samiel im Freischützen.

Und es ist kein Kinderschrecken, der sich in Lachen auflöst. Was vor achtzig Jahren möglich gewesen ist, kann auch wiederkommen. Ja, unser Jahrhundert ist von den destructiven Tendenzen noch tiefer unterwühlt, als es das vorige war. Vor der französischen Revolution war das Christenthum noch nicht in so ausgedehntem Maaße seiner Autorität beraubt wie jetzt, und auch die politische s. g. Fortschrittspartei war im Anfang jener Revolution nicht so vorbereitet und gut organisirt, als sie es heute ist. Die Throne wanken. Wir zählen schon zwanzig gekrönte Häupter, die depossedirt sind und noch leben. Das letzte Beispiel, welches die Vertreibung der bourbonischen Familie aus Spanien gab, war das lehrreichste. Der Mißbrauch der Legitimität war zu arg und dauerte zu lange. Das Maaß war voll. Ein Königsgeschlecht, das nicht einen einzigen großen oder guten Fürsten hervorgebracht, wie das der spanischen Bourbons, war überreif zum Untergang. Kronen von Gottes Gnaden, wie sie der fromme Volksglaube noch mit einem Heiligenscheine

umgibt, ſollen nicht mehr Sünder und Sünderinnen zieren die, unter dem Schutz der ihnen zugeſtandenen unverletzlichen Würde, unwürdig dahinlebten und die gemeinſte Scham verletzten. In dieſem Ereigniß liegt eine unſchätzbare Lehre, und Warnung für alle lüderlichen Prinzen, die da wähnen, nichts lernen und ſich in keiner Tugend üben zu dürfen, weil ſie ja doch ſchon im unverlierbaren Beſitz der höchſten Würde ſeyen. Alle republikaniſchen Parteien in Europa müſſen durch dieſen Vorgang ermuthigt werden, und obgleich in ihnen ſelbſt Keime des tiefſten Völkerverderbens ſchlummern, erſcheint doch die in Spanien jetzt auf der Lichtſeite, die proſtituirte Monarchie auf der Schattenſeite. Die Republik hat mehr Zukunft, als man ihr bisheran zugeſtehen wollte. Aber die Erfahrung hat gelehrt, daß ihre Laſter wie in einer Treibhaushitze wachſen, während die der Monarchie längere Zeit brauchen. Die Gewalt, mit der ſie alle Hinderniſſe niederbricht, und der Freiheitstaumel, der ſich des republikaniſchen Pöbels jedesmal bemächtigt und die feigen Philiſter nach ſich reißt, geben den neuen Republiken etwas Schreckliches, etwas vom Schlangenſchütteln am Meduſenhaupt. Sahen wir nicht die Monarchien ſtarr vor Schrecken, als die Februarrevolution in Paris nur auf kurze Zeit das rothe Geſpenſt wieder am weſtlichen Horizont emporſteigen ließ?

Damals wurden ſehnſüchtige Blicke nach Rußland geworfen und der ruſſiſche Kaiſer wirklich in den Stand geſetzt, indem ihn der öſterreichiſche um Hülfe anflehte, ſich Ungarn zu Füßen legen zu laſſen. Wenn die Revolution noch einmal Europa überzieht — und warum ſollte ſie nicht? — wird der Schrecken noch größer ſeyn. Es wird dann mehr Blut vergoſſen werden. Die ſo oft geſchlagene

und verspottete Demokratie wird sich rächen. Die armen Arbeiter, denen niemand helfen wollte, werden sich selber helfen. Man wird schonungslos aufräumen, wie nach dem Tode Ludwigs XVI. in Frankreich. Als damals Prinzen und Prinzessinnen, Bischöfe, Grafen und Herrn, die vornehmsten Damen, Minister, Parlamentsglieder unter der Guillotine bluteten, sah man in London ein Bild, welches den schlafenden König von England darstellte, rings umgeben von den vornehmen Herren und Damen Frankreichs, die alle ohne Kopf mit blutendem Halse vor ihm knieten und ihn stumm um Hülfe anzuflehen schienen. Solche nächtliche Träume warten vielleicht auch auf den Czaaren.

Die Weltgeschichte übereilt sich nicht und die Revolution braucht auch noch Zeit, um erst noch besser vorbereitet zu werden. Es muß erst noch mehr im Kleinen mit republikanischen Versuchen experimentirt werden, wie jetzt in Spanien. Das Nivellement der Stände muß noch fortschreiten. Aus deutschen Bürgern und Bauern müssen immer mehr Yankees und Rowdies werden. Die Arbeiterfrage muß sich erst noch mehr erhitzen, die in England begonnene Organisation der geheimen Arbeitergesellschaften sich vollenden. Dann muß auch erst die Stunde der Staatsbankerotte schlagen.

Metternich sagte bekanntlich: „Après nous le déluge.“ Eine doppelt merkwürdige Rede, einmal, weil der berühmte Staatsmann eine schreckliche Zukunft vorher sah, und zweitens, weil er nichts gethan hat, um ihr vorzubeugen. Ein lüderlicher Lebemann, that er sich gütlich und verschlemmte das ihm anvertraute Erbe in der Ueberzeugung, so lange er lebe, breche der Tag der Rache nicht an; wenn er einmal todt sey, könne die Welt immerhin zu Grunde gehen, das sey ihm dann gleichgültig. So schwarz in die Zukunft

zu sehen und doch so fahrlässig und lustig fortzuregieren, war nur einem Metternich möglich. Eine gleichzeitige und noch größere Autorität für den Glauben, daß Europa noch schwere Verhängnisse bevorstehen, war Napoleon, welcher prophezeite, Europa werde republikanisch oder kosackisch werden. Ein klarer welthistorischer Blick ist darin nicht zu verkennen. Napoleon faßte den großen Gegensatz zwischen der westlichen und östlichen Erdhälfte überhaupt auf. Wie Asien das stabile Princip oder den Absolutismus, so vertritt Amerika das mobile Princip und die Republik. Beide begegnen sich auf dem europäischen Kampfplatz.

Nun ist aber der Absolutismus trotz Rußlands Umsichgreifen doch nur die träge Materie, die Republik aber Bewegung, und diese letztere hat von Westen her immer mehr Terrain gewonnen und der Absolutismus ist Schritt vor Schritt nach Osten zurückgewichen. Der Beweis liegt im Vordringen des Verfassungswesens. Hier vertreten die Parlamente den republikanischen Factor und wie äußerlich die constitutionellen Verfassungen von den Cortes von Cadix an bis zur russischen Grenze fortgerückt sind, so wurden auch innerhalb der constitutionellen Monarchien die Parlamente immer mächtiger, zwangen die Dynastien nach ihrem Willen und haben schon mehr als eine gestürzt. Rußland selbst hat, man möchte sagen unwillkürlich, dem Impulse von Westen her nachgegeben, indem es eine Sclavenbevölkerung von 30 Millionen, die ohne Murren ihr Loos ertrug und sich bei ihrer patriarchalischen Gütergemeinschaft wohlbefand, plötzlich frei machte, so daß sie nach dem natürlichen Laufe der Dinge früher oder später grade solche Staatsbürger und Wähler werden müssen, wie die Völker des Westens.

Diese Wechsel, welche das früher Stabile mobil, den

feſten Boden flüſſig machen und in Dampf auflöſen, charakteriſiren den Zeitgeiſt, wie wir das ſchon in unſerer Betrachtung der Volkswirthſchaft, des Flüſſigwerdens alles feſten Beſitzes erkannt haben, und wie es auch der außerordentliche Wechſel, das ewige Aendern und Erneuern der Verfaſſungsurkunden und Geſetze durch die Beſchlüſſe der immerwährend wechſelnden parlamentariſchen Mehrheiten beurkundet.

Jede Reaction, die der flüſſigen und flüchtigen Strömung wieder einen feſten Damm entgegenſetzen wollte, iſt geſcheitert. Wir haben erkannt, daß es hauptſächlich die Renaiſſance geweſen iſt, durch deren Heranwogen der theokratiſche Bau des chriſtlich germaniſchen Mittelalters erſchüttert und in Trümmer gelegt worden iſt. Zwei Dynaſtien bemeiſterten ſich damals der Situation und ſuchten auf neuer Grundlage die abſolute weltliche Monarchie des altrömiſchen Kaiſerthums herzuſtellen. Die chriſtliche Kirche wurde von ihnen zwar noch anerkannt, aber zum Werkzeug ihrer dynaſtiſchen Politik erniedrigt, wobei ſie ſich beide des Jeſuitenordens bedienten, welcher keine andere Aufgabe hatte, als durch die unterwürfigſte Dienſtfertigkeit gegen die großen katholiſchen Höfe dem Papſtthum ſein Scheinleben zu friſten. Zugleich verſtanden es dieſe Jeſuiten, die mit wahrer chriſtlicher Geſinnung abſolut unvereinbare Renaiſſance mit dem von der weltlichen Macht noch geduldeten und privilegirten Scheinchriſtenthum in Geiſt und Geſchmack auf das innigſte zu verſchmelzen. Jene beiden Dynaſtien waren die von Valois-Bourbon und von Habsburg. Beide abſolutiſtiſch durch und durch, Zerſtörer aller germaniſchen Gliederungen, Stände, Volksrechte und Volksfreiheiten, Unterdrücker aller Nationen, die in ihren Bereich kamen, ganz ſo, wie im altrömiſchen Kaiſerreich. Aber wie mächtig auch dieſe Herrſcherfamilien

waren, weder die von ihnen gehätschelte Renaissance, noch das von ihnen zum Eunuchendienst erniedrigte Christenthum konnte sie auf die Dauer stützen. Die ungeheure Corruption am französischen Hofe machte den imperatorischen Charakter der heidnischen Renaissance verhaßt und verächtlich und rief den republikanischen Charakter derselben Renaissance, den Geist des ältern römischen Freiheitsstaats und der griechischen Freistaaten in die Waffen, und die christliche Kirche konnte der Monarchie, von der sie so lange geschändet worden war, keine Hülfe mehr bringen. Eine Zeit lang schwankten die Bourbons noch, vom Ausland geschützt, auf wieder zusammengeflickten Thronen, taumelten aber unrettbar wieder herunter. Jetzt sind sie alle thronlos, alle vertrieben.

Das Haus Habsburg klammert sich noch an seinen schönen alten Thron fest, aber mit den Mitteln, die ihm die Revolution in die Hand gibt. Der kirchenfeindliche Liberalismus soll den jetzt schützen, der einst die Kirche schützte. Dasselbe Beil, mit welchem die Kirchenthore in Spanien eingeschlagen werden, wird jetzt dem erlauchten Erben der deutschen Kaiserkrone aufgedrungen. Wo bleibt denn der arme Oberhirt der Christenheit, wenn man ihm die Verträge zerrissen vor die Füße wirft? Sein Wort muß gelten bis in den letzten Winkel der katholischen Welt hinein, oder er kann nicht mehr Oberhirt der Kirche genannt werden. Noch ist ihm Rom geblieben, und doch kann man nicht sagen, es seyen Römer, die ihn hier beschützen.

Die großen Reactionen, die im Hause Habsburg zur Zeit Philipps II. und Ferdinands II. und im Hause Bourbon zur Zeit Ludwigs XIV. culminirten, lassen sich nicht mehr wiederholen. So oft sie versucht wurden, nach Napoleons Sturz, unter Ferdinand VII., unter Karl X., unter

Ferdinand IV. von Neapel, sind sie mißlungen. Wie ätzendes Scheidewasser hat der Zeitgeist mit der kirchlichen zugleich die monarchische und aristokratische Autorität, wenn sie noch so fest zu stehen schien, aufgeweicht und zerfressen.

Die Nationalitäten sind in neuerer Zeit, hauptsächlich durch die Klugheit Napoleons III., als dasjenige Princip empfohlen worden, was die Menschen in Begeisterung versetzen und die ausschließliche Schwärmerei für die Freiheit ein wenig in den Hintergrund drängen könnte. Aber mit geringem Erfolge. Weder in Mexiko, noch auf der pyrenäischen Halbinsel, noch in Rumänien ist es ihm gelungen, die Bevölkerungen für eine Solidarität des Romanismus zu gewinnen. In Italien gelang es besser, aber auch hier diente die Nationalitätenfrage der Fortschrittspartei nur zum Vorwande, um die politische Freiheit zu erobern. Die allgemeine Freiheitsschwärmerei hat die Massen in ganz Europa ergriffen, und neben ihr kann sich innerhalb der einzelnen Nationen die patriotische Ausschließlichkeit nicht mehr, oder doch nur schwach geltend machen. Die Freiheitsschwärmerei nivellirt alle Racen und Nationen. Die edle germanische und romanische Race, früher stolz auf sich selbst und jede Vermischung oder auch nur Gleichberechtigung mit niedern und fremden Racen vermeidend, hat sich jetzt in Europa mit den Juden, die wenigstens weiß sind, in Amerika sogar mit den schwarzen Negern gemischt und denselben die gleichen Rechte zugestanden, die bisher ihr Monopol waren. Dieses Nivellement hat erst begonnen. Wenn es sich binnen einem Jahrhundert durchführen läßt, so bekommen wir einen Mischmasch der Bevölkerung, der ohne Zweifel auch den alten ausgeprägten Charakter der Nationen verwischen wird. Und schwerlich zu ihrem Vortheil. Wenigstens sagt man

von den Mulatten, in ihnen vereinigen sich nur die Laster der weißen und schwarzen Race, die Tugenden aber gehen verloren.

Die schwarze Race wird gewiß der Menschheit noch viele Sorge machen. War ihre Mißhandlung in der Sclaverei verwerflich, inhuman und unchristlich, so ist doch ihr Loos nicht verbessert worden durch politische Freiheit und Wahlrechte. Sie werden auf dem Festland von Amerika wie auf Hayti und Jamaika verwildern. Denn sie wissen sich nicht zu helfen. Es sind Kinder, die eines Vormunds bedürfen, für die man väterlich sorgen und die man, ohne grausam gegen sie zu seyn, doch in Zucht halten sollte. Die politischen Rechte, mit denen man sie beschenkt hat, werden ihnen zum Verderben gereichen.

Wenn man als einzige Rechtsquelle Mehrheitsbeschlüsse der Volksvertreter oder des Volks übrig läßt, das Volk aber doppelt corrumpirt, physisch durch das Fabriksystem, künstliche Massenarmuth und zuletzt noch durch unebenbürtige Racenvermischung, psychisch durch systematische Entchristlichung und Demoralisirung, so wird es immer weniger möglich werden, noch irgend eine Autorität ausfindig zu machen, um der allgemeinen Verwilderung nur einigermaßen noch eine Grenze zu ziehen. Nun wird man wohl auf den Trümmern der Kirche irgend etwas neues Tempelartiges zu bauen versuchen. Man hat da einen Vorgang an den Logen, die schon von Anfang an auf das Nivellement aller Nationen, Confessionen, Stände ꝛc. berechnet waren. Man findet in den Logen Feierlichkeiten, ein Ceremoniell, Symbole, Mysterien. Das reizt auch den Ungläubigen. Darin bleiben auch die allerverständigsten Leute immer Kinder. Die in der katholischen und griechischen Kirche an der Messe, am Niederknien, am Altardienst, an den Bildern, an Lichtern

und Weihrauch ꝛc. Aergerniß nehmen, laufen doch ganz andächtig mit der blauen Schürze, mit dem geheimnißvollen Winkelmaaß ꝛc. herum, klopfen auf verschiedene Art mit den Fingern, schließen die Kette ꝛc. Die französische Revolution liefert den Beweis, daß man das Christenthum nicht abschaffen kann, ohne sich nach einem Surrogat des feierlichen Ernstes und des mysteriösen Ceremoniells umzusehen. Wäre es auch noch so ärmlich und komödienhaft, wie in Mozarts Zauberflöte, man wird doch feierlich gestimmt und bildet sich ein, über das Gemeine erhaben zu seyn.

In der aufsteigenden Bewegung der Weltgeschichte warteten die Juden immer auf den Messias, und als er kam, wollten sie nichts von ihm wissen, und die unter ihnen, welche überhaupt noch etwas glauben, glauben immer noch, er sey noch nicht dagewesen, und warten noch auf ihn. In der absteigenden Bewegung vom Christenthum niederwärts wiederholen die Freimaurer den alten Wahn in neuer Fassung. Sie erwarten nämlich als Maurer, die am Bau der Menschheit arbeiten, den verloren gegangenen Meister, der einst wieder aufleben soll, um den Bau zu vollenden, und über dessen Sarg sie daher, wenn sie zum Meistergrade gelangen, den Dreischritt zu machen pflegen. Was in ihrem Treiben Wohlwollendes liegt, was Humanitätseifer und sogar Opferfähigkeit für die Mitmenschen ist, muß man achten; aber um den Mitmenschen in dieser Weise zu dienen, braucht es kein Geheimniß, noch einer andern Doctrin, als der christlichen. Die Maurerei gemahnt uns wie ein verschämter babylonischer Thurmbau. Die Anmaßung, den Bau der Menschheit ohne Gott zu vollenden, ist die nämliche, wie die der babylonischen Thurmbauer. Das Geheimniß hat freilich darin seinen Grund, daß die Loge sich der öffent-

lichen Kritik nicht aussetzen will. Die Erfahrung, die man damit in Frankreich gemacht hat, war belehrend genug. Als man in der Revolution das Christenthum abgeschafft hatte, fühlte man das Bedürfniß, es durch irgend einen neuen den damals herrschenden Ideen angemessenen Cultus zu ersetzen. Die Menschen können einmal die Aeußerlichkeiten nicht entbehren und müssen immer etwas zum Anbeten haben. So wurde damals der Natur- und Vernunftcultus der Schreckenszeit in den Theophilanthropismus der Thermidorpartei umgewandelt, der hauptsächlich vom Cultus der Logen entlehnt war. Anfangs war die Neugierde der Pariser durch das neue Schauspiel angeregt, bald aber langweilten sie sich an dem falschen Pathos der Moralpredigten und an den sentimentalen Hymnen. Die Tempel entleerten sich, und die ganze Komödie hatte nach wenigen Jahren ein Ende. Um das Volk durch einen neuen Gottesdienst ernstlich zu packen und festzuhalten, bedarf es drastischerer Mittel. Hat man es gelehrt, die christlichen Sakramente verachten, so wird es nur befriedigt, wenn man es in den Wirbel des Hexensabbaths hineinzieht und mit dem Sakrament des Teufels sättigt.

Das Phantom des Humanismus und Theophilanthropismus erbleicht und verschwindet vor dem rothen Gerippe, dessen brennende Farbe in immer neuem Blutvergießen auf Erden aufgefrischt wird. Ein Poseidon im Blutmeer, peitscht es die wilden Rosse des Todes über die Leichen der Völker.

7.

Der Antichrist.

Ist es nicht genug? sollen wir uns in so trübe Vorstellungen von der Zukunft noch tiefer versenken? Unsere

Visionen sind nicht maßgebend, es kann durch Gottes gnädige Fügung alles anders kommen und sich besser gestalten. Aber aus den Prämissen der Gegenwart lassen sich keine hoffnungsreichen Schlüsse ziehen, und wenn wir die Bibel zur Hand nehmen, um in ihren Blättern Trost zu suchen, so finden wir auf ihren letzten Blättern die Offenbarung Johannis.

Wenn die Völker nach dem jetzt herrschend gewordenen Nivellirungssystem sich alle werden vermischt haben, so daß der klare Geist oben mit dem trüben Satz unten durcheinander gerührt und zum Wein der Gebildeten das Bier der Philister, der Schnaps der Wühler und der Essig des Fabrikelendes hinzugekommen seyn werden, dann wird nach einer starken Erhitzung die Masse in die faulige Gährung übergehen.

Das Christenthum wird dann ein Ende nehmen. Seine Sonne, wie sie aus den Wolken der Verfolgung, die immer dünner und lichter wurden, siegreich emporgestiegen ist, wird wieder in Wolken der Verfolgung, die immer dichter und schwärzer werden, untergehen und nicht mehr gesehen werden. Es wird noch Märtyrer geben und Heilige, aber sie werden nicht gerühmt, nicht mehr auf Altäre gestellt, sie werden vergessen werden. Ihr Name wird nur im Himmel aufgeschrieben seyn. Heiden und Juden werden um den Besitz der Erde streiten. Die Juden, unter denen jetzt schon einige öffentlich haben drucken lassen, sie werden zuletzt die Welt allein regieren, werden sich gröblich getäuscht sehen, denn die Heiden haben die Ueberzahl und werden ihnen ihren Mammon, ehe sie sich's versehen, mit Gewalt wegnehmen.

Die Heiden werden von da an ohne alle Rücksicht und Scham nur noch das vergöttern, was ihren Begierden

ſchmeichelt. Sie werden die Rückſichten, welche bisher die nackte Befriedigung der Begierden einſchränkten oder auch nur verſchleierten, als Heuchelei und Lüge früherer Zeit gründlich und alles Ernſtes verachten und ſtolz ſeyn nicht nur auf ihre Freiheit, ihr Recht, ſondern auch auf die Wahrheit und die Natürlichkeit, mit der ſie ſich dieſer Freiheit bedienen, dieſes Recht ausüben. Nur das werden ſie nicht überlegen, daß die Begierde mit ihrer Freiheit davon rennen wird, denn die Begierde macht jeden zum Sclaven, der ſie hegt, und je freier ſie ſich äußern darf, um ſo gewiſſer wird ſie gleich einem wild gewordenen Roſſe den Reiter dahinreißen. Die Begierde iſt ein freſſendes Feuer, eine nie zu ſättigende Wolluſt und Habgier. Ein uraltes Naturgeſetz ſtraft den von Gott abgefallenen Geiſt immer durch das Fleiſch. Jede Hoffahrt des Geiſtes muß in grober Sinnlichkeit enden.

Wenn nun infolge des großen Nivellements der menſchlichen Geſellſchaft alles, was darin früher untergeordnet, niedrig, unmündig und dienſtbar war, emancipirt ſeyn wird, läßt ſich denken, in welches Gedränge die vornehmen Geiſter mit ihrem Epicuräismus kommen werden. Wenn ſie die Moral über Bord werfen, wollen ſie mit ihren Sinnen wenigſtens fein und geſchmackvoll genießen, und nun tappen die demokratiſchen Kentauren herein und zerſtampfen ihnen die Blumenbeete. Wenn der Pöbel Herr wird, entſtehen ſociale Ungeheuerlichkeiten. Der Uebermuth der ungewohnten Macht und die unſtäte Begier, die, kaum halb geſättigt, ſchon wieder einen andern Gegenſtand anpackt, erzeugen einen Wahnſinn, wie der des Heliogabal war. Das Volk raſt dann mit ſeinen ehemaligen Tyrannen um die Wette. So leſen wir, daß die äußerſte Fortſchrittspartei unter den Huſiten ſich aller Kleider entledigte, weshalb man ſie Adami-

ten nannte. Auf den Wiener Barrikaden ſah man im Jahr 1848 am hellen Tage nackte Veſuviennes unſinnige Poſſen treiben. Vielweiberei haben die chriſtlichen Mormonen eingeführt. Gemeinſchaft der Weiber haben die Communiſten verlangt, Emancipation der Weiber wird wiederholt in England und Deutſchland reclamirt. Mit der Civilehe und der leichten Eheſcheidung nimmt es einen raſchen Fortgang. Wahlverwandtſchaften empfahl ſchon der große Goethe ſtatt der chriſtlichen und geſetzlichen Ehe. Bald im Namen der lieben Natur und des guten Herzens, bald im Namen der Freiheit wetteiferten die franzöſiſchen und deutſchen Dichter, beide Geſchlechter vom ſechſten Gebot zu diſpenſiren und die Ehe als einen unerträglichen Zwang zu verwünſchen. Die Heine'ſche Judenſchule ſchrieb die Emancipation des Fleiſches auf ihre Fahne, und der moderne Materialismus verdammt das Chriſtenthum, weil es der Natur Zwang anthue, die Befriedigung des natürlichſten Triebes verbiete und die nackte Schönheit des Leibes zu verhüllen vorſchreibe. Das ſind Symptome eines neuen Venuscultus, der für viele Leute wahrſcheinlich einen außerordentlichen Reiz haben wird. Es würde an Dichtern und Künſtlern nicht fehlen, die, wenn einmal die öffentliche Scham im Namen der Freiheit überwunden wäre, dieſem Cultus einen gar anmuthigen und verlockenden Anſtrich geben würden. Die Nachtfeier der Venus in Paphos von Bürger iſt ſchon ſehr einladend. Wie viel ſchöner müßten ſolche Nächte ſeyn, als die noch von der Polizei überwachten Nächte in Paris und Wien. Die liebe Natur müßte nicht nur ganz ungehindert ſeyn, ſondern die Lüderlichkeit könnte ſich auch noch für Gottesdienſt ausgeben. Und ſind die Mormonen nicht jetzt ſchon glücklich zu preiſen, bei denen Bälle, thés dansants und Theater

wirklich zum Gottesdienſt gehören, und deren Oberprieſter ſeine eigene Tochter feierlich zur Prieſterin Thaliens einſegnet?

Die Spiritualiſten in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, deren man bereits vier Millionen zählt, geben einen Vorgeſchmack von dem, was kommen ſoll. Sie huldigen nämlich theils dem Communismus, der Güter- und Weibergemeinſchaft, theils der „freien Liebe", theils aber auch dem ungeheuerlichſten Aberglauben des Tiſchrückens, der Klopfgeiſter, der Viſionen, wie denn immer die zwei Extreme der Freigeiſterei und der Dämonomanie ſich berühren. Brisbane gründete zu Red Bank eine communiſtiſche Gemeinde nach Fouriers Syſtem mit Güter- und Weibergemeinſchaft. Der zwanzigjährige Schuſter Davis gründete eine Gemeinſchaft von Liebenden ohne Ehe, was man die „große Harmonie" nannte. Aehnliche Gemeinden, deren Mitglieder ſämmtlich in freier Liebe lebten, entſtanden zu Berlin Heights und Modern Times. Beide Namen ſind ſehr charakteriſtiſch, weil ſich an den erſten die Erinnerungen an die Lüderlichkeit in Berlin knüpfen, im zweiten aber der Untergang der alten Zeit mit ihren Vorurtheilen und Freiheitsbeſchränkungen und der Beginn einer ganz neuen Zeit proclamirt wird. Eine ganz ähnliche Genoſſenſchaft gründete Ripley unter dem Namen eines poetiſchen Pikniks mit äſthetiſchem Anſtrich nach dem Muſter der Goethe'ſchen Wahlverwandtſchaften. Endlich etablirte ſich mitten unter den Yankees auch ein „Orden der Ritter und Nymphen", der ſich einen Tempel der Liebe baute mit den Statuen der Venus und des Amor, und ſich amüſirte, wie einſt die Griechen zu Paphos. Das iſt der erſte reelle Anfang eines Cultus, der vielleicht die Welt noch einmal erobern wird, wie er es ſchon früher gethan hat. Gleichzeitig bauen die

Chineſen in der altkatholiſchen Spanierſtadt San Franziſko, die jetzt den Yankees gehört, ihrem Buddha einen großen Tempel. Wenn erſt einige Prozente der 360 Mill. Chineſen herüber gekommen ſeyn werden, wird die Miſchung der alten und neuen Heiden noch bunter werden.

Und war es nicht höchſt charakteriſtiſch, daß die Franzoſen während ihrer großen Revolution, um die Vernunft als eine ſichtbare Gottheit darzuſtellen, zu der Rolle ſolcher ſ. g. Vernunftgöttinnen die ſchönſten Frauen oder Mädchen auswählten und zwar halb oder ganz entkleidet? So führte man ſie im Triumph durch die Straßen, ſtellte ſie ſogar in den Kirchen zur Anbetung aus und ſang ihnen Hymnen. Der Präſident des Conventes gab einmal in offner Sitzung einer ſolchen Göttin den Bruderkuß, um dadurch die Vermählung der Republik mit der Vernunft auszudrücken. Die Logik der Republikaner, wonach die Vernunft durch das „Meiſterſtück der Natur" perſonificirt werden ſollte, war freilich etwas ſeltſam, entſprach aber ganz den Geſinnungen. Vernunft hieß eben weiter nichts als: Befriedige deine Sinne ohne Scheu und Scham!

Auch eine Art von heidniſchem Bachusdienſt trat damals wieder ins Leben, hervorgegangen aus derſelben Sinnlichkeit, aber mit einer frechen Verhöhnung des chriſtlichen Sakramentes verbunden. Als die Franzoſen im Jahr 1796 unter Jourdan und Moreau in Deutſchland einbrachen, pflegten ſie in den Quartieren eine große Schüſſel mit Branntwein zu füllen, Zucker hineinzuwerfen und dann anzuzünden. Alle Lichter wurden ausgelöſcht und beim fahlen Schein der blauen Spiritusflamme ſangen ſie Hymnen auf das être suprême, welches die Flamme darſtellen ſollte, feierten im Dunkel umher ſcheußliche Orgien und theilten dann, wenn

die Flamme erloschen war, das süße Getränk unter sich und ihre Dirnen wie ein Sakrament aus.

In neuerer Zeit hat der berühmte Proudhon von den heidnischen Göttern Umgang genommen und einen Cultus empfohlen, der unmittelbar aus dem Christenthum hervorwachse und doch sein Gegentheil seyn soll. Er lehrt nämlich, Christus habe es eigentlich gut mit der Menschheit gemeint und habe sie wirklich vom Uebel erlösen, aber unbegreiflicher und unverantwortlicher Weise dabei an Gott festhalten wollen, der grade die Quelle des Uebels für die Menschen sey. Er sey also auf halbem Wege umgekehrt und ein anderer müsse nun das Werk der Erlösung übernehmen. Aber wer? — Der Teufel. Proudhon sagt in seinem Werke la révolution p. 290: „Vor mehr als achtzehn Jahrhunderten versuchte ein Mann, was wir heute versuchen: die Regeneration der menschlichen Gesellschaft. An der Untadelhaftigkeit seines Lebens, an seiner erstaunlichen Intelligenz, an den erhabenen Ausbrüchen seines Zornes glaubte der Genius der Revolutionen, der Feind des Ewigen, einen Sohn zu erkennen. Der tritt vor ihn und zeigt ihm die Königreiche der Erde mit den Worten: Alle will ich dir geben, wenn du mich für deinen Meister anerkennst und anbetest. Nein, erwiderte der Nazarener, ich bete Gott an und diene nur ihm allein. Der inconsequente Reformator wurde gekreuzigt. Nach ihm waren die Pharisäer, die Priester und die Könige größere Unterdrücker, raubgieriger und infamer als je, und die Aufgabe der Revolution, zwanzigmal fallen gelassen, ist ein Problem geblieben. Zu mir, Satan, wer du auch bist, Geist, den der Glaube meiner Väter Gott und der Kirche gegenüberstellt! Ich will das Wort für dich führen und Nichts von dir verlangen. Ich weiß, diejenigen, welche fragen, was wir an die Stelle der

Regierung zu ſetzen geſonnen ſind, werden auch wiſſen wollen, womit wir die Stelle Gottes ausfüllen. Ich weiche vor keiner Schwierigkeit zurück. Ich erkläre in der Aufrichtigkeit meiner Ueberzeugung, abweichend von den alten Atheiſten, daß es mir in der That die Aufgabe der Philoſophie zu ſeyn ſcheint, dieſe Lücke auszufüllen. Wir werden, ich geſtehe es, wie es nicht genügt die Regierung aufzuheben, ohne Anderes an die Stelle zu ſetzen, ſo auch die Elimination Gottes nicht zu Stande bringen, wenn wir nicht die unbekannte Größe mit in die Rechnung ziehen, welche in der Reihe der menſchlichen Einfälle und der ſocialen Entwickelungen auf denſelben folgt. Komm' du von den Prieſtern und den Königin verketzerter Satan! komm' daß ich dich umarme und an meine Bruſt drücke. Schon längſt kennen wir uns, ich dich und du mich. Deine Werke, du Geſegneter meines Herzens, ſind nicht immer ſchön, nicht immer gut; ſie allein aber bringen Sinn in's Univerſum; ohne dich wäre es eine Albernheit. Was wäre ohne dich die Gerechtigkeit? ein Inſtinct; die Vernunft? eine bloße Routine; der Menſch? ein Stück Vieh. Du allein gibſt der Arbeit Reiz und machſt ſie fruchtbar; du veredelſt den Reichthum, du dienſt der Autorität zur Entſchuldigung, du gibſt der Tugend die Krone. Laß' den Muth nicht ſinken, armer Geächteter! Ich habe nichts als meine Feder, ſie deinem Dienſte zu weihen; aber ſie iſt mehr werth als Millionen von Bulletins."

In dieſem Cultus des Satans liegt nicht blos ein perſönlicher Wahnſinn oder eine kokette Bizarrerie Proudhons, ſondern der Anfang einer Zuſammenſchmelzung aller Negationen zu einer einzigen, letzten und allgemeinen Negation, in der Anbetung des Widerſachers von Anfang, des verneinenden Geiſtes ſchlechthin.

Da hätten wir den Antichrist, den uns die Offenbarung Johannis verkündet hat. Ohne Zweifel liegt Methode in dem Wahnsinn Proudhons. Immer weiter vom Princip alles Guten hinwegflüchtend, muß sich die Menschheit zuletzt auf der grade entgegengesetzten Seite an das böse Princip anklammern und an ihm hängen bleiben.

Eine alte sinnreiche Sage faßt den Antichrist nicht als den von der Menschheit unabhängigen Dämon, sondern als ein Produkt der Menschen selbst, als eingeborenen Sohn der sündigen Menschheit auf, als den vereinigten bösen Willen aller Menschen in einer Personification, welche vollkommen folgerecht dem Christ als Antichrist gegenüber steht. Es ist eine alte Sage, von den Juden des Talmud aufbewahrt oder der Offenbarung Johannis nur nachgebildet, jedenfalls entstanden unter den Eindrücken der tiefsten heidnischen Corruption im römischen Kaiserthum. In den letzten Zeiten, so berichtet die Sage, wird man eine weibliche Statue von weißem Marmor finden, so schön, daß alle Männer auf Erden von ihr werden bezaubert seyn, nicht von ihr lassen können und mit ihr buhlen werden. Dadurch wird Leben in den Marmor kommen, die Statue wird wachsen und endlich einen ungeheuern Riesen gebären, genannt Armillus, den die Menschen für ihren Herrn erkennen werden und der sie alle beherrschen und durch den das Maaß der Sünden auf Erden erfüllt werden wird, bis Gott Feuer vom Himmel wird regnen lassen, um die Bösen alle zu vertilgen. Diese sagenhafte Variante der Apokalypse ist insofern bedeutsam, als sie die verführerische Leibesschönheit als Hauptmotiv der Sünde und des Verderbens betont. So faßten schon die alten Griechen das erste Weib, die Pandora mit dem Gefäß, worin alle Uebel enthalten sind, und die schöne Helena, das reiz-

vollſte aller Weiber auf. Dieſelbe Helena war es wieder, die in der geiſtvollen Fauſtſage am Schluß des Mittelalters die aus dem Grabe geweckte antike Schönheit, den Zauber der Renaiſſance bedeutete. Denſelben Sinn hatte die wunderſchöne weiße Marmorſtatue auf dem Bilde des Spagnoletto, deſſen wir früher gedacht haben. Und dieſes ſchöne Bild verfolgt die Menſchheit bis zum Ende der Erde, es wird die Mutter des Antichriſt.

Mit dieſer letzten Hieroglyphe der Weltgeſchichte ſey auch dieſes Buch beſchloſſen.

Druckfehlerverzeichniß.

Seite 107. Zeile 1 von unten lies „erſchraken".
„ 111. Z. 16 v. u. l. „Alle diejenigen" ſtatt:
Allen denen
„ 207. Z. 6. v. o. l. „Bürgerverſammlung."
„ 255 Z. 2 v. o. l. Fabrikweſen.

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

Nachwort der Verleger.

Dem Verfasser ist es leider nicht vergönnt gewesen, der zweiten Auflage seines Buches die Berichtigungen und Ergänzungen zu Theil werden zu lassen, welche seit dem Erscheinen der ersten Auflage im Jahre 1869 nöthig geworden wären, es muß deshalb diese nach dem am 23. April d. J. erfolgten Tode des Verfassers veranstaltete zweite Auflage mit Ausnahme weniger Stellen, die der Verfasser in seinem Handexemplar berichtigt hatte, unverändert erscheinen.

Verlag von Heyder & Zimmer in Frankfurt a. M.

Karl Sudhoff

In der Stille.

Poetischer Theil.

Vierte Auflage. 16°. XL u. 908 S. broch. 1½ Thlr. in Leinw. geb. 2 Thlr.

Inhalt: Stille zu Gott. Heilige Zeiten. Des Glaubens Kampf und Sieg. Leben in Christo. Die letzten Dinge. 1. Heimwehlieder. 2. Heimfahrt. 3. Trostlieder. 4. Die Vollendung. — Erläuterungen und Nachrichten über die Dichter.

Ein Begleiter auf der Wanderung durch dieses Leben.

Prosaischer Theil.

16°. XX u. 812 Seiten. broch. 1½ Thlr., in Leinw. geb. 2 Thlr.

Inhalt: Lebensfragen. Gott u. seine Wege. Der Mensch u. seine Geschichte. Christus u. sein Werk. Die Straße des Heils. Lebensweisheit. Das Haus. Die Kirche. Die Vollendung.

Eine Gedankencollecte religiöser wie sittlicher Wahrheiten in Aussprüchen bedeutender Dichter und Denker zum Verständniß der Dinge auf Erden und im Himmel.

Die heilige Schrift in berichtigter Uebersetzung mit Einleitungen und Anmerkungen v. J. Fr. von Meyer. Ausgabe letzter Hand. 3 Thlr.

Andreä, J. V. Die Kämpfe des christlichen Herkules. Ein altes Buch für die neue Zeit. cart. 10. ngr.

„Die Schriftchen J. V. Andreäs enthalten wahre Arznei für die geheimen Wunden der Neuzeit, ja dieser Mann gehört so recht eigentlich für die neuere Zeit und ich wünsche ihr in vielem einen J. V. Andreä." Herder.

Andreä, Dr. V. (Lic. der Theologie). Die Weltanschauung des Glaubens in einer prakt. Erklärung des Hebräerbriefes. 20 ngr.

Augustin's Bekenntnisse. Aus dem Lateinischen v. Dr. Fr. Merschmann. 8. broch. 1 Thlr.

Die erste vollständige Uebersetzung des erhabensten Werkes des christlichen Alterthums, eines classischen Erbauungsbuchs für alle christlichen Confessionen

Bengel, J. A. Von der rechten Weise mit göttlichen Dingen umzugehen. Von der Uebereinstimmung des Alten u. Neuen Testaments. Vom Beten aus dem Herzen. 4 ngr.

Bunyan, J. Des Christen Wallfahrt nach der himmlischen Stadt. Aus dem Engl. v. F. H. Ranke. Mit Einleitung v. G. H. v. Schubert. 4. Aufl. 5 ngr.

„Die größten englischen Kritiker mußten gestehen, daß Bunyans „Wallfahrt" ein Meisterstück sei. — Bunyan ist in der That ebenso entschieden der erste der Allegoriker, wie Demosthenes der erste der Redner oder Shakespeare der erste der Dramatiker." Th. B. Macaulay.

Evertsbusch, St. Fr. Das Vaterunser oder das Christenthum als Gebet. 2. Aufl. 1½ Thlr.

Glaubrechts ausgewählte Schriften. Nebst Lebensbeschreibung und Bildniß. broch. 1⅓ Thlr.

Guth, Euthanasia. Ein Gedenkbüchlein für Kranke, Sterbende, Trauernde. 15 ngr.

Israël, C. Geistliche Hausmusik. Gesänge älterer Meister. hoch 4. 20 ngr.

Möbius, R. Die materialistischen Ideen in der modernen Volkserziehung und ihre Gegensätze zum Reiche Gottes. Zur Orientirung über die Forderungen der modernen Erziehungswissenschaft. 20 ngr.

Der Hausaltar. Morgengruß und Feierabend in christlichen Familien. Von Dr. H. Puchta. 3. Aufl. broch. 18 ngr.

„Ein poetisches Andachtsbuch, in welchem sich mustergiltige Form mit gediegenem evangelischen Inhalt verbindet — weitaus das geist- und seelenvollste von allen neuern Büchern dieser Art." A. Knapp.

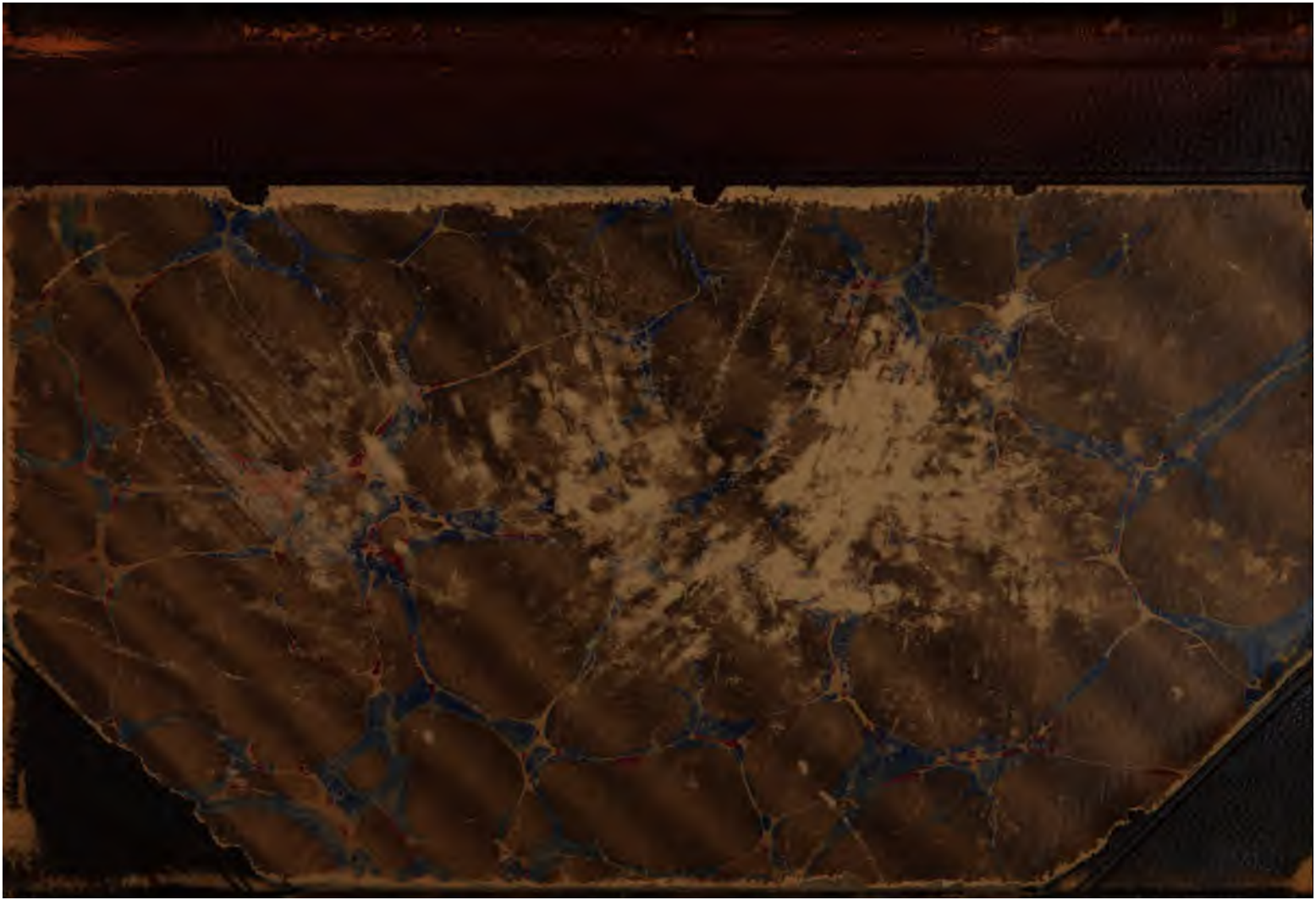
Gebete über Worte der heiligen Schrift für die Zeiten des Kirchenjahrs, die Tage der Woche, die Feier des heil. Abendmahls, die Zeiten der Trübsal. Von Dr. Fr. H. Ranke. kl. 8. broch. 1 Thlr.

Schubert, Dr. G. H. **von**, Altes und Neues aus dem Gebiete der innern Seelenkunde. Neue Folge. 2 Bde. 3. Aufl. 2¼ Thlr.

— Biographien und Erzählungen. 3 Bde. 3 Thlr.

Teichmann, C. Zeitpredigten zur Würdigung der Aufgaben des Christenthums in der Gegenwart. 24 ngr.

Thiersch, Dr. H. Ueber christliches Familienleben. 6. Aufl. 20 ngr.

Wackernagel, Dr. Ph., Trösteinsamkeit in Liedern. 4. Aufl. Mit Melodien. broch. 1 Thlr.

Zezschwitz, **von**, Innere Mission, Volkserziehung und Prophetenthum. 10 ngr.